

Besprechungen

Vorgeschichte

Manfred K.H. Eggert, **Archäologie. Grundzüge einer Historischen Kulturwissenschaft**. Verlag A. Francke, Tübingen und Basel 2006. XIV sowie 305 Seiten, 27 Abbildungen.

Die Auseinandersetzung mit den eigenen theoretisch-methodischen Grundlagen bildet einen wichtigen Bestandteil jeder wissenschaftlichen Disziplin. Innerhalb der deutschsprachigen Archäologie gehört der Tübinger Professor Manfred Eggert zweifellos zu den Forschern, die diese Diskussion maßgeblich gefördert haben. Bei seiner Arbeit ›Prähistorische Archäologie‹ von 2001 steht die Einführung in Konzepte und Methoden der Prähistorischen Archäologie – letztere vorwiegend nicht naturwissenschaftlich – im Vordergrund. Das vorliegende Werk ist dagegen darauf angelegt, die Archäologie als historische Kulturwissenschaft zu umreißen und ihre Rolle sowie ihr Potential im Rahmen der historischen Fächer zu bestimmen. Damit soll laut Verfasser ein Beitrag zur Entwicklung einer ›Archäologik‹ geleistet werden. Diese versteht er als archäologisches Gegenstück zu den in der Geschichtswissenschaft unternommenen Bemühungen um eine ›Historik‹, das heißt um eine »Reflexion des historischen Denkens, durch die dessen Verfassung als Fachwissenschaft in den Blick kommt« (S. 198).

Das Werk umfasst insgesamt vierzehn Kapitel, die in drei große Abschnitte gruppiert werden können. Nach einigen einführenden Gedanken zur Fragestellung und Struktur des Buches, sowie zu Aspekten wie dem Verhältnis der Archäologie zu den Naturwissenschaften oder zur Stellung der Feldarchäologie, liefern die Kapitel IV bis X eine Darstellung der an deutschsprachigen Universitäten gelehrtten archäologischen Einzelfächer. Schließlich behandeln die letzten Kapitel grundsätzliche Aspekte einer historisch-kulturwissenschaftlichen Archäologiekonzeption.

Zu Beginn des Buches werden zunächst Zielsetzung und Aufbau der Arbeit umrissen. Ferner erläutert Verfasser Begriffe wie ›Archäologie‹ und ›Archäologien‹ oder ›Fach‹ und ›Disziplin‹. Im folgenden Kapitel II

geht er dann auf die traditionelle Differenzierung zwischen Geistes- und Naturwissenschaften ein. Dabei stellt sich für ihn heraus, dass diese Dichotomie noch immer sowohl die gängige administrative Praxis als auch die Diskussion innerhalb der Fächer und zwischen ihnen bestimmt. Die Frage, zu welcher dieser idealtypischen Kategorisierungen die Archäologien zu rechnen seien, beantwortet Eggert mit einer eindeutigen Zuweisung an die Geisteswissenschaften. Wenn auch zahlreichen naturwissenschaftlichen Verfahren in der modernen Forschung eine Schlüsselrolle zukommt, bleibt die zentrale Fragestellung der archäologischen Fächer letztendlich historischer beziehungsweise kulturhistorischer Art.

In Kapitel III warnt Verfasser vor der Gefahr, die historische Aussagekraft der Archäologie mit der Qualität und Quantität ihrer Quellenbasis gleichzusetzen. Daher sei die noch immer weit verbreitete Bezeichnung als ›Wissenschaft des Spatens‹ unbefriedigend und reduktionistisch, ein Standpunkt, dem sich Rezensent anschließt. Dies sollte jedoch meines Erachtens keineswegs mit dem – besonders von Anhängern der postprozessualen Archäologie vertretenen – Ansatz verwechselt werden, nach dem für die Verbesserung des Forschungsstandes primär nicht neues Quellenmaterial, sondern neue Theorien und Methoden erforderlich seien. Es geht vielmehr um eine ›theoriegeleitete‹ Quellenerschließung, in der Empirie und Theorie in einem dialektischen Verhältnis zueinander stehen.

Nach diesen einführenden Kapiteln erfolgt die systematische Darstellung der verschiedenen archäologischen Einzelfächer, deren Anordnung der zeitlichen Tiefe ihres Forschungsgegenstandes entspricht: Prähistorische, Vorderasiatische, Biblische, Klassische, Provinzialrömische, Christliche und Mittelalterliche Archäologie. Dabei liegt der Schwerpunkt, wie zu erwarten, in der Prähistorischen und der Klassischen Archäologie. Etwas überraschend erscheint hingegen die Tatsache, dass die Ägyptologie bei dieser Analyse nicht berücksichtigt worden ist, eine Entscheidung, die Verfasser mit ihrem als Universitätsfach vorwiegend philologischen Charakter erklärt.

Zusammenfassend soll durch die Einzelanalysen die Vielfalt und zugleich die Einheit der Archäologie erörtert und vergleichend analysiert werden. Die Herausarbeitung der konzeptuellen Grundlagen und der Arbeitsweise der verschiedenen Fächer steht dabei im Mittelpunkt des Interesses. Um den vergleichenden Charakter dieser Analyse zu erleichtern, folgen Kapitel IV bis X einem einheitlichen Schema, was allerdings gelegentlich zu Wiederholungen führt, die an manchen Stellen die Lektüre etwas langatmig erscheinen lassen können.

Wie bereits angedeutet, beginnt der Verfasser mit der deutschsprachigen Prähistorischen Archäologie. Bei der Erläuterung ihrer Forschungsgeschichte befasst er sich vorwiegend mit den beiden Grundtendenzen, die die Entwicklungsphase des Faches prägten. Dabei steht Rudolf Virchow exemplarisch für den naturwissenschaftlichen, Gustaf Kossinna für den historisierenden Ansatz. Die Instrumentalisierung der Archäologie im Dritten Reich bleibt dagegen so gut wie unbeachtet. Hier wäre, wie auch später im Fall der Klassischen Archäologie, eine ausführlichere Auseinandersetzung wünschenswert gewesen (vgl. z. B. J.-P. Legendre u. a. [Hrsg.], *L'archéologie nazie en Europe de l'Ouest* [Paris 2007]; A. Leube [Hrsg.], *Prähistorie und Nationalsozialismus* [Heidelberg 2002]). Nach einer knappen – in allen Kapiteln vorhandenen – Darstellung von Aspekten wie Forschungsgegenstand, Arbeitsrahmen und Quellen befasst sich Eggert dann mit den konzeptuellen Grundlagen und der Arbeitsweise des Faches, deren Erörterung er am Beispiel von Sophus Müller und Hermann Müller-Karpe durchführt. Dabei verwundert es nicht, dass er trotz der Fortschritte der letzten Jahrzehnte die fehlende Tradition in der Reflexion über Theorie- und Methodenfragen bemängelt. Wie der russische Archäologe Leo S. Klejn (*Is German Archaeology Atheoretical?* *Norwegian Arch. Rev.* 26/1, 1993, 49–54) bemerkt, hat diese Zurückhaltung allerdings nicht die Entwicklung von einigen durchaus interessanten Beiträgen zu theoretisch-methodischen Fragen verhindert, wengleich diese meistens nicht als solche explizit formuliert wurden.

Deutlich kürzer fällt Kapitel V aus, welches der Vorderasiatischen Archäologie gewidmet ist. Die beträchtliche zeitliche Ausweitung ihres Arbeitsfeldes stellt eine der wichtigsten Entwicklungen dieses Faches während der letzten Jahrzehnte dar. Dagegen finden sich laut Verfasser noch wenige grundsätzliche Beiträge, die über das eigene wissenschaftliche Handeln reflektieren. Gleiches gilt auch für die danach folgende Biblische Archäologie (Kapitel VI), die trotz aller Selbstständigkeit noch immer einen erheblichen Einfluss der Wissenschaft vom Alten Testament aufweist. Nur am Rande sei bemerkt, dass angesichts der Schwierigkeiten, die sich für beide Fächer auf Grund der aktuellen politischen Lage im Nahen Osten ergeben, ein kurzer Hinweis auf diese Problematik sicherlich nicht fehl am Platze gewesen wäre.

In Kapitel VII widmet sich der Verfasser der deutschsprachigen Klassischen Archäologie, einem Fach, das trotz seiner noch heute international gewürdigten

Schlüsselrolle in der Etablierung der archäologischen Disziplin (z. B. (S.L. Dyson, *In Pursuit of Ancient Pasts. A History of Classical Archaeology in the Nineteenth and Twentieth Centuries* [New Haven 2006]) zum Teil auch Kritik auf Grund seiner traditionellen kunsthistorischen Prägung erhalten hat. Der Verfasser bemängelt zwar die aus der Fachtradition resultierenden Beschränkungen, stellt aber gleichzeitig auch eine ganze Reihe von Ansätzen vor, die auf eine Erweiterung der methodischen und theoretischen Grundlagen zielen. Gerade hier wäre aber eine knappe vergleichende Darstellung der Entwicklung im englischsprachigen Raum von Nutzen gewesen. Schließlich plädiert Eggert für eine umfassend kulturwissenschaftliche Ausrichtung des Faches. Die Öffnung für sozialgeschichtliche Fragestellungen signalisiert für ihn einen ersten Schritt in diese Richtung (S. 132).

Das achte Kapitel gilt der Provinzialrömischen Archäologie, deren historische Rahmenbedingungen zum einen durch die literarischen, zum andern durch die epigraphischen und numismatischen Zeugnisse bestimmt werden. Dennoch ist das Potential dieses Faches in Bezug auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen archäologischen und schriftlichen Quellen bei weitem noch nicht ausgeschöpft. Im folgenden Kapitel IX setzt sich Verfasser mit der Christlichen Archäologie auseinander. Diese sollte sich seines Erachtens nicht in eine »Archäologie der Spätantike und des Mittelalters« verwandeln, sondern weiterhin ihre Nähe zur Kirchengeschichte als Stärke betrachten (S. 168–169). Schließlich endet die Erörterung der verschiedenen Einzelfächer in Kapitel X mit der Archäologie des Mittelalters, die in Deutschland in allererster Linie an den Landesdenkmalämtern vertreten ist. Ungeachtet der Geringschätzung vieler Historiker hat dieses Fach die traditionellen Vorstellungen vom mittelalterlichen Leben grundlegend differenziert und erweitert.

Die Ergebnisse der verschiedenen Einzelbetrachtungen werden anschließend im elften Kapitel (»Grundzüge der Archäologie«) zusammengefasst. Wie dieser Überblick zeigt, handelt es sich bei der Archäologie um eine außerordentlich differenzierte Wissenschaft. Gleichzeitig kann aber auch eine Reihe von verbindenden Elementen ausgemacht werden. Dabei nennt Verfasser das historische Anliegen, den besonderen Charakter der Quellen, die darauf abgestimmte Methodik und Deutung sowie die gering entwickelte Neigung zu expliziter Theoriebildung.

Ausgehend von einer Auffassung der Archäologien als historische Wissenschaften behandelt der Verfasser in Kapitel XII und XIII das Verhältnis von »Archäologie und Historie« sowie von »Archäologie und Kulturwissenschaft«. Als erstes werden die Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Historie und Archäologie auf der Basis der von Jörn Rüsen für die Geschichtswissenschaft entworfenen »disziplinären Matrix« vergleichend analysiert. Während sich in den Bereichen von »Interessen lebenspraktischer Art«, »Funktionen der Daseinsorientierung« und – in deutlich geringerem Umfang –

»Prämissen der Deutung« Übereinstimmungen finden, weisen »Methodik« und »Formen der Darstellung« deutliche Unterschiede auf. Allerdings verfügt die Archäologie im Gegensatz zur Geschichtswissenschaft bislang nicht über eine disziplinäre Matrix, beziehungsweise fehlt ihr eine Archäologik. Deren Ausarbeitung bedarf nach Verfasser nicht nur eines Nachdenkens in den verschiedenen Einzelfächern sondern auch einer fachübergreifenden Selbstreflexion.

Interessant und in der Darstellung überzeugend ist seine Kritik an dem von Hans Jürgen Eggers (Einführung in die Vorgeschichte [München 1959]) geforderten »getrennten Marschieren« der an einer Fragestellung beteiligten Wissenschaften (S. 220–229). Dieses Prinzip, das vom Mediävisten Reinhard Wenskus erstmals in Frage gestellt wurde (in: H. Jankuhn/R. Wenskus [Hrsg.], *Geschichtswissenschaft und Archäologie. Untersuchungen zur Siedlungs-, Wirtschafts- und Kirchengeschichte* [Sigmaringen 1979] 637–657), hat über Jahrzehnte hin einen großen Einfluss auf die deutschsprachige Forschung ausgeübt. Dennoch erscheinen interdisziplinäre Forschungsansätze, die von vornherein gemeinsame Fragestellungen und einen ständigen Austausch voraussetzen, wesentlich gewinnbringender. Allerdings sollte man dabei immer berücksichtigen, dass die unterschiedlichen Quellengattungen keineswegs identische Aussagen liefern müssen.

In Kapitel XIII befasst sich Verfasser, wie bereits angedeutet, mit dem Verhältnis von Archäologie und Kulturwissenschaft. Er bedauert zunächst das Fehlen eines metatheoretischen Dialogs und eines übergreifenden kulturwissenschaftlichen Ansatzes in der deutschen Archäologie. Unter den Schlagwörtern »cultural turn« und »cultural studies« werden dann einige der wichtigsten Aspekte der kulturwissenschaftlichen Diskussion der letzten Jahre dargestellt. Dabei zeigt sich, dass die drei für die »Kulturale Wende« als wesentlich erachteten methodologischen Punkte von der deutschsprachigen Archäologie nicht rezipiert worden sind. Die anschließende Erörterung der Kulturwissenschaft beziehungsweise der Kulturwissenschaften liefert die Grundlage, auf der Eggert seine Konzeption einer historischen Kulturwissenschaft skizziert. Unter letzterer versteht er jede Wissenschaft, die historischer Methodologie folgt und den historischen Menschen und seine kulturellen Hervorbringungen in ganzer Breite und Vielfalt erforscht (S. 242). Ziel ist es somit zu zeigen, dass sich individuell-historische Beschreibung und Generalisierung nicht ausschließen. Schließlich versucht Verfasser, einige wesentliche Aspekte seiner Auffassung der Archäologie als historische Kulturwissenschaft zu umreißen. Seiner Forderung, dass sich die Archäologien immer wieder auf ihren historischen Auftrag besinnen müssen, kann sich Rezensent nur anschließen. Gleiches gilt für das Desiderat, auch traditionelle Fragestellungen aus einem transdisziplinär ausgerichteten Blickwinkel zu analysieren.

Das letzte Kapitel beinhaltet abschließende Bemerkungen zu Aspekten wie dem Verhältnis von Archäo-

logie und Gegenwart beziehungsweise Öffentlichkeit sowie von Geisteswissenschaften und Gegenwart. Den Schwierigkeiten, denen die Geisteswissenschaften in Zeiten klarer Dominanz wirtschaftlicher Interessen gegenüberstehen, kommt dabei eine wichtige Rolle zu. Wie Verfasser zu Recht bemerkt, handelt es sich in Wirklichkeit allerdings nicht um eine »Krise der Geisteswissenschaften«, sondern der Gesellschaft beziehungsweise der öffentlichen Institutionen und ihrer Wertsetzungen (S. 263).

Außerst fragwürdig erscheinen hingegen einige Ausführungen des Autors zum Verhältnis von Archäologie und Gegenwart. Seiner Auffassung nach ist weder die Teilhabe an »gesellschaftlichen Diskursen« noch die Zukunftsbewältigung Aufgabe der Archäologie (S. 257). Man muss aber nicht unbedingt das von Eggert kritisierte Prinzip der »archaeologia magistra vitae« vertreten, um der Ansicht zu sein, dass die Archäologie durchaus in der Lage ist, einen eigenen Beitrag zu gesellschaftlichen Auseinandersetzungen zu leisten. Im Gegensatz zum Verfasser ist der Rezensent der Meinung, dass die zeitliche Tiefe der Archäologie es ermöglicht, aktuelle Entwicklungen und Problematiken aus einer Perspektive der »longue durée« zu betrachten und damit kritisch zu analysieren (vgl. z. B. Ch. Scarre, *The Human Past. Retrospect and Prospect*. In: ders. [Hrsg.], *The Human Past* [London 2005] 716–720). Ferner besitzen Bereiche wie die Archäologie der Gegenwart ein erhebliches Potential, um sich an heutigen gesellschaftlichen Diskursen zu beteiligen (A. González-Ruibal, *Time to Destroy. An Archaeology of Supermodernity*. *Current Anthr.* 49/2, 2008, 247–279). Schließlich kann die Archäologie auch Beiträge zu anderen Kultur- und Sozialwissenschaften leisten (vgl. M.-A. Dobres, *Technology and Social Agency* [Oxford 2000]).

Ungeachtet einzelner Kritikpunkte bildet das vorliegende Buch einen gelungenen Versuch, die Stellung der Archäologie als historische Kulturwissenschaft zu umreißen. Natürlich wird man in Zukunft weitere Studien benötigen, um das hier vom Verfasser gegebene Bild erweitern und ergänzen zu können; besonders die Beschränkung auf den deutschen Sprachraum sollte dabei überwunden werden. Auf jeden Fall erscheinen solche umfassenden Arbeiten in Zeiten unvermeidbarer Spezialisierung und wachsender ökonomischer Zwänge notwendiger denn je. Darüber hinaus vermittelt die hier gegebene Darstellung der verschiedenen Einzelfächer einen guten Einblick in die Strukturierung der archäologischen Wissenschaft in Deutschland. Aus Sicht der spanischen Forschung, in der das Studium der Archäologie bislang nur innerhalb des Gesamtfaches der Geschichte möglich ist, kann Rezensent die Vielfalt und den Spezialisierungsgrad der archäologischen Universitätsfächer in Deutschland nur begrüßen und als vorbildlich anerkennen. Es bleibt nur zu hoffen, dass trotz finanzieller Kürzungen und Umstrukturierung der Studiengänge diese Vielfalt auch in Zukunft bewahrt bleibt.

Madrid

Manuel A. Fernández-Götz

Ute Seidel, **Die jungneolithischen Siedlungen von Leonsberg-Höfingen, Kr. Böblingen**. Mit einem Beitrag von Ursula Maier. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg Band 69. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2004. 692 Seiten, 87 Tafeln, 2 Beilagen.

Im Titel der Publikation, der konventionell gewählt zu sein scheint, kommt eine sprachliche Nuance zum Ausdruck, welche sich für die weitere Neolithikumsforschung insbesondere des fünften Jahrtausends als sehr wertvoll erweisen kann. Die Verfasserin behandelt nicht etwa eine einzelne Siedlung einer archäologischen Kulturgruppe, sondern ein lokales Siedlungsgefüge. Dies kontrastiert mit Beiträgen, in denen bis in die allerjüngste Zeit bei chronologisch und strukturell vergleichbaren Arealen Südwestdeutschlands jeweils tatsächlich nur von einer einzigen Siedlung die Rede ist. Stilwandel wird in diesen Arbeiten dann als chronologisches oder kulturelles Phänomen wahrgenommen, wenn im Fundmaterial erkennbar mehrere der forschungsgeschichtlich bekannten Keramikstile ausgeprägt sind. Insbesondere die Terminologien von Armin Stroh und Jens Lüning sind dabei oft noch maßgebend. Ute Seidel verleiht mit der Untersuchung von mehreren in diachronem Bezug stehenden Niederlassungen einem neuartigen Forschungskonzept Ausdruck.

Hier wird in Reinform exemplarisch dargestellt und in seiner Konsequenz erprobt, was die jüngste Forschung für den Neckarraum vorbereitete. In Höfingen wird überzeugend die stilistische Entwicklung der Keramik nach spätem Winkelbandrössen im Sinne von Helmut Spatz beziehungsweise nach Rössen II von Jan Lichardus nachgezeichnet. Die Sequenz der verzierten Keramik weist spätes Bischheim, initiales Schwieberdingen und Schwieberdingen auf, sie mündet in frühes und klassisches (Neckar-) Schussenried und schließlich klingt die Verzierungs-tradition mit spätem Neckar-Schussenried aus, das chronologisch Michelsberg der Stufe III erreicht. Weitere Siedlungsreste am Fundort sind der jüngeren Michelsberger Kultur zuzuweisen. Die Verfasserin zeigt, dass archäologische Methode dem modernen Primat naturwissenschaftlicher Feindatierung durchaus ergänzend zur Seite treten kann. Wenn das Korsett gewohnter Terminologie abgestreift und die Analyse zu konsequenter Feindifferenzierung geführt ist, werden Fundmaterialien und Fundkontexte vor dem Hintergrund der neu gewonnenen Tiefendimension des Neolithikums, welche die Methoden der absoluten Datierung eröffnen und die inzwischen das Rechnen in Jahrhunderten, gelegentlich sogar in Dezennien erlauben, durchaus besser verständlich. Die Verfasserin führt erneut vor, dass Grubenkonzentrationen der Frühkupferzeit beziehungsweise des frühen Jungneolithikums Resultate langfristiger, vermutlich aber wohl diskontinuierlicher Siedlungsaktivitäten sind. In Höfingen sind durch Radiokarbonaten etwa sechshundert Jahre Besiedlung zwischen 4400 und 3800 v. Chr. (cal. BC) nachzuweisen. Die sieben erkannten keramischen Phasen teilen diesen Zeitraum schematisch in Abschnitte

von achtzig Jahren Dauer. Zahlreiche Indizien sprechen aber gegen eine Kontinuität. Ein Argument der Autorin ist dabei das Fehlen einzelner Stilphasen der Keramik. Höfingen wird somit zu einem Lehrbeispiel, welche Deutungsmöglichkeiten für neolithische Mineralbodensiedlungen, wo eher ungünstige Erhaltungsbedingungen vorherrschen, tatsächlich gegeben sind.

Das Siedlungsareal von Höfingen-Stelze, heute umbenannt in »Ditzinger Straße«, ist bereits seit den zwanziger Jahren bekannt. Es wurde in der Literatur schon öfters kurz behandelt. Rettungsgrabungen des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg im Vorfeld der Erschließung eines Industriegebietes führten hier in den Jahren 1989 bis 1995 zur Freilegung von rund ein-drittel Hektar Fläche mit weit über tausend Einzelbefunden, wobei erstmals ein Siedlungsareal aller bislang in der Region erkannten Epi-Rössener Gruppen annähernd vollständig freigelegt wurde.

Ute Seidels Werk ist als Dissertation an der Universität Tübingen entstanden. Nach »Einleitung und Fragestellung« (S. 11 f.) folgen die Beschreibung des regionalen Forschungsstandes (S. 13–32), die Darlegung der Grabungssituation (S. 33–38), eine Analyse der Gruben- und Hausbefunde – dem Grundanliegen der Arbeit entsprechend ist unter anderem direkt daran eine Betrachtung der räumlichen und zeitlichen Entwicklung des Siedlungsareals gekoppelt – (S. 39–118), die Vorlage und vergleichende Einordnung von elf Menschenbestattungen (S. 119–151) sowie die Beschreibung von zwei Hundebestattungen (S. 152–153). Was die Funde angeht, werden außer der Keramik als im Epi-Rössen prominenter Fundkategorie (S. 154–234), die Steingeräte (S. 235–248), die Geräte aus Knochen und Geweih (S. 249–274) und die Schmuckobjekte (S. 275–310) analysiert. In einem weiteren Kapitel (S. 311–317) sind des Weiteren zehn Radiokarbonaten vom Fundplatz präsentiert und ihr Aussagewert wird eingehend im regionalen und überregionalen Zusammenhang untersucht. Es folgt die Zusammenfassung, das umfangreiche Literaturverzeichnis sowie Ursula Maiers archäobotanische Expertise (S. 346–366).

Im Anhang sind verschiedene Listen untergebracht, darunter ein nützlicher Katalog jungneolithischer Bestattungen Südwestdeutschlands und angrenzender Regionen (S. 390–404), ferner eine Liste von Radiokarbonaten (S. 405–410) für Bischheim bis Schussenried und chronologisch vergleichbaren Erscheinungen in Süd- und Westdeutschland und benachbartem Ausland. Hier wären etwa die schon seit längerem bekannten Bischheimer Daten von Guntersblum, Kreis Mainz-Bingen (U. Eisenhauer / M. Daszkiewicz, Arch. Korrbbl. 33, 2003, 167–186) und von einem in der Diskussion um Bischheim häufig übersehenen Befund von Nottuln, Kreis Coesfeld (J. Eckert, Ausgr. u. Funde Westfalen-Lippe 4, 1986, 39–63) zu ergänzen. Die Informationen im umfangreichen Katalog der Funde und Befunde sind prägnant aufgearbeitet (S. 411–692). Das Fundmaterial wird den Kriterien des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg entsprechend durch Strichzeich-

nungen qualitativ präsentiert. Den Abschluss des Tafelteils bilden zwei Grabungsfotos sowie die Dendrogramme der Clusteranalysen nach der Methode von Peter Caselitz (Taf. 85–87), die seit 1995 zum Standard bei der Auswertung Epi-Rössener Gefäßformen entwickelt worden ist. Diese statistische Methode hat den Vorteil, dass Keramik aus mehreren Stationen beziehungsweise Regionen unabhängig von den Intuitionen der Bearbeiter direkt vergleichbar ist. Sehr wichtig sind die beiden angefügten Beilagen. Auf der farbig bedruckten Beilage 1 sind als Ergebnis der horizontalstratigraphischen Auswertung alle in den Gruben des Siedlungsareals erkannten Keramikstile kartiert.

Die sorgfältig recherchierte Arbeit zeigt den Fleiß und die akribische Arbeitsweise der Autorin. Insbesondere ihr kritisches methodisches Bewusstsein bezüglich des chronologischen Ausgewertes von Verfüllmustern und Fundensembles in Siedlungsgruben kommt zum Ausdruck. Ute Seidel ist an der horizontalstratigraphischen Auswertung der Befunde sehr gelegen. Um diese im Kontext verständlich zu machen, ist der Analyse der Siedlungsreste ein umfangreiches Literaturreferat vorgelegt, in dem der Forschungsstand zum frühen Jungneolithikum des Neckarraumes erschöpfend dargestellt ist. Es wird deutlich, in welchem Maße die Forschungen der achtziger und neunziger Jahre zum differenzierten Verständnis dieser Zeit beigetragen haben. Im Telegrammstil sind wesentliche Ergebnisse der zahlreichen Beiträge wie folgt aufzuführen: Das räumlich erweiterte Konzept der Bischheimer Gruppe, die Auflösung des Begriffes »Wauwil« zugunsten von mindestens drei verschiedenen alten taxonomischen Einheiten (Merdingen; Bruebach-Oberbergen; Borscht-Inzigkofen), die Etablierung des Konzeptes der Merdinger Gruppe überhaupt, die Erkenntnis des relativ frühen Ausklügens von Neckar-Schussenried am Übergang von Michelsberg Stufe II zu III und seine klaren Unterteilungsmöglichkeiten, schließlich jene der Südexpansion der Michelsberger Kultur in den mittleren Neckarraum, welche durch Fundmaterial ihrer Stufen III und IV angezeigt wird, mit der daraus abzuleitenden Konsequenz, dass jüngeres beziehungsweise spätes Schussenried nur südlich der Schwäbischen Alb verbreitet gewesen sein kann.

Im Kapitel »Die Fundstelle« schildert die Autorin den Gang der Ausgrabungen und die üblichen dabei aufgetretenen Probleme. Nur im Kontext wird verständlich, dass hier von 1384 Einzelbefunden die Rede ist (S. 38), im ersten Satz des folgenden Kapitels aber nur von 1101 solchen (S. 39). Der Unterschied besteht nämlich zwischen Befundnummern auf dem Niveau von Planum 1 und der Anzahl vorhandener Befunde in Planum 2. Angesichts dieser großen Menge fällt die Analyse der Befundarten (S. 39–61) recht schmal aus, zumal zahlreiche Abbildungen und Tabellen eingeschoben sind. Besonders wichtig ist die Information, dass etwa mehr als ein halber Meter Sediment der alten Oberfläche durch Erosion verloren sind (S. 40). Wegen dieser schwerwiegenden Tatsache verzichtet die Autorin

auf den Versuch, das Siedlungsareal nach der Struktur der unteren Einfüllungsreste von Gruben zu gliedern, wie dies für Hochdorf unter der Annahme eines einzigen Dorfbrandes geschehen ist, obwohl dort ebenfalls ein erheblicher Erosionsverlust zu verzeichnen war: E. Keefer, Hochdorf II. Eine jungsteinzeitliche Siedlung der Schussenrieder Kultur. Forsch. u. Ber. z. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 27 (Stuttgart 1988) 30 ff. Interessant ist die Beobachtung eines Gefäßdepots in Grube 677, dessen Deutung allerdings unklar ist (S. 44). Die Beschreibung der vier Hausstellen (sog. »Hausplätze«, (S. 51 ff.)) ist nicht in allen Punkten überzeugend; sie zeigt die im Epi-Rössen beim Fehlen von in den Boden eingegrabenen Häusern damit oft verbundenen Probleme. Hausplatz 3 ist sehr problematisch. Er erinnert an jene asymmetrischen, durch Baumwurf entstandenen Gebilde, die als Ringgruben bezeichnet werden (S. 54 Abb. 19). Dennoch mögen die Pfostengruben in diesem Bereich auf ein Gebäude hinweisen, das dann aber jünger als der Baumwurf ist. Im Bereich von Hausplatz 1 steht Befund 406 wegen seiner runden Form und inneren Struktur im Verdacht, ein Baumwurf zu sein (S. 50 Abb. 15). Bei den Hausplätzen 2 und 4 handelt es sich trotz schlechter Erhaltung wohl um die Überreste von in den Untergrund eingetieften Gebäuden, wie sie auch andernorts zahlreich dokumentiert sind. Wertvoll ist sodann die systematische Darstellung der Grubenüberschneidungen (S. 60 Tab. 3), obwohl nur wenige Befunde aussagefähiges Fundmaterial liefern. Wichtig bei der Befundsituation ist zudem die Tatsache, dass man im Süden des besiedelten Areals eine verlehnte Senke von fünfunddreißig Metern Durchmesser fand, die zur Tongewinnung, zur Abfallbeseitigung und für Bestattungen genutzt wurde. Die Befundsituation in Höfingen wird von der Autorin insgesamt als lineare Reihung von Gruben interpretiert und mit der zeilenparallelen Anordnung von Hausplätzen in Verbindung gebracht.

Die breit angelegte Behandlung der elf menschlichen Skelettfunde – zwei frühadulte Frauen, sechs Kinder und drei Neugeborene – macht klar, wie sehr das verfeinerte absolut- und relativchronologische System ein solches Phänomen in seiner Prägnanz relativiert. Trotz der Tatsache, dass es sich um die größte an einem Ort bekannte Individuenzahl im Jungneolithikum des Neckarraumes handelt, ist die Anzahl der Bestattungen in Relation zur Besiedlungsdauer geradezu als verschwindend klein zu bezeichnen. Die Gräber, welche entweder ganz ohne Beigaben waren oder wenig signifikante Artefakte enthielten, werden nach Radiokarbondatierungen den Phasen Schwieberdingen, Schussenried und Michelsberg IV zugeordnet. Die Autorin kommt zu dem Schluss, dass die Bestattungen unter wenig Arbeitsaufwand jeweils in der Nähe des aktuell bewohnten Areals, niemals aber in der Siedlung niedergelegt wurden. Bezugnehmend auf ethnographische Analogien erwägt sie (S. 150), ob die Gräber im Zusammenhang stehen könnten mit der postulierten wiederholten Aufgabe der Siedlungen.

Die Analyse der Keramik ist nachvollziehbar und führt zu detaillierten Ergebnissen. Weit über zehntausend Gefäßeinheiten liegen vor. Die Autorin behandelt die Gefäßeinheiten als geschlossene Funde im Bewusstsein der Tatsache, dass die Kombinationsanalyse von Formen, Verzierungsmotiven und Verzierungstechniken unter Einbeziehung weiterer Merkmale zu neuen Einsichten verhelfen kann. Sie klassifiziert die Motive der verzierten Keramik nach erprobtem Schema und unterscheidet mehrere spezifische Anordnungen derselben auf dem Gefäßkörper. Ihre Zusammenstellung verdeutlicht, dass es für die Beschreibung der Variabilität verzierter Epi-Rössener Tonware zweckmäßig ist, Ornamente in der Schulterzone von solchen in der Bauchzone an Gefäßen zu unterscheiden. Ein jüngst unternommener Versuch, diese Tatsache außer Acht lassend, spezifische Eigenheiten Bischheimer und Schernau-Goldberger Tonware im Nördlinger Ries emblematisch für so benannte »Schulterbandgruppen« darzustellen, überzeugt vor diesem Hintergrund nicht: A. Zeeb, Die Goldberg-Gruppe im frühen Jungneolithikum Südwestdeutschlands. Ein Beitrag zur Keramik der Schulterbandgruppen. *Univforsch. Prähist. Arch.* 48 (Bonn 1998) 18 f.; 85 ff. Der hier besprochene Band lässt die Frage berechtigt erscheinen, welchen forschungspraktischen Wert eine solche Umbenennung angesichts der schon jetzt etablierten Terminologien haben kann, die bestimmte Sachverhalte erkennbar differenzierter zu umschreiben suchen. Durch die Änderung der Terminologie wird weder auf keramische Traditionen an der Schnittstelle von Epi-Rössen und Epi-Lengyel aufmerksam gemacht, noch ist analytisches Potenzial bei der Auswertung neuer Grabungen mit ihr verbunden – meines Erachtens ein ganz wesentliches Gütekriterium archäologischen Schrifttums.

Problematisch erweist sich im Folgenden die Komposition von Seidels Text insofern, als nach der Klassifikation der technischen Merkmale der Keramik sowie ihrer Formen und Verzierungen, der wichtigste Zwischenschritt, die Analyse von Kombinationen der Merkmale an Gefäßeinheiten, mit der Interpretation vermischt dargestellt wird, so dass ab S. 160 die Merkmalkombinationen der Keramik unter forschungsgeschichtlich bekannten Namen behandelt sind (»Rössen«, »Bischheim«, »Schwieberdingen«, »Schussenried«). Dieses Verfahren hat grundsätzlich weniger heuristischen Wert als die Darstellung von Merkmalkombinationen unter zunächst neutralen Überschriften. Das Bestreben, Merkmale bekannten Einheiten zuzuordnen, sollte prinzipiell nicht mit der Vorstellung in Konflikt geraten, die mit der Möglichkeit des Vorhandenseins von noch Unbekanntem rechnet. Dass selbst in gut erforschten Altsiedellandschaften jederzeit neue Fundgruppen zu beschreiben sind, lehren derzeit Untersuchungen zum frühen Jungneolithikum im Saalegebiet, wo die Epi-Lengyel-Entwicklung erst jetzt, rund hundertdreißig Jahre nach der Entdeckung des Gräberfeldes von Rössen, konkrete Konturen gewinnt (vgl. D. Kaufmann, *Arch. Korrbbl.* 37, 2007, 365–378).

Die archäologische Forschung neigt ja dazu, bestimmte momentan erreichte, aber oft zufällig entstandene Quellsituationen überzubewerten und Folgerungen daraus fortzuschreiben. Sie leidet damit unter bestimmten Risiken der Heuristik mehr als andere empirische Wissenschaften: Erstens ist das Verfahren, Beschreibung und Erklärung auf bekannte Tatsachen zu gründen, risikobehaftet. »Bekanntheit« heißt hier nämlich nichts anderes als den Zufall, dass im Verlaufe der Forschungsgeschichte unter wechselnden Voraussetzungen gewisse Sachverhalte beschrieben und gedeutet worden sind, diese dadurch eine Prägnanzbildung erfahren haben und deshalb als wichtig erachtet werden. »Wahr« kann bei dieser Sachlage in Ermangelung eines objektiven Kriteriums nur das sein, was durch Übereinkunft als Tatsache angesehen wird. Ein zweites Risiko liegt im Streben nach Konsistenz einer Theorie begründet, was dazu führt, gewisse Sachverhalte in ursächliche oder logische Beziehung zueinander zu setzen.

Ein prägnantes Beispiel hierfür liefert auch der Text der Verfasserin bei einer Scherbe mit herausgedrückten Tonlinsen am Innenrand aus Befund N 503 (S. 200 f.). Dieses Merkmal wird unter dem sperrigen Titel »Sonderscherben – Fremdformen« abgehandelt, wobei die Verfasserin die im Zusammenhang damit neuerdings formulierte Theorie seiner Herkunft aus Zentralfrankreich und die mit seiner Verbreitung von Christian Jeunesse ursächlich verknüpft gedachte Ausbreitung der Michelsberger Kultur darlegt. Die Bestimmtheit, mit der diese Interpretation vorgetragen wird, verwundert angesichts der weiträumigen Verbreitung des Merkmals zwischen Weichsel und Ärmelkanal. Konsequenz zu Ende gedacht würde das bedeuten, dass die Trichterbecherkultur in Polen ihre Entstehung der Michelsberger Kultur in Frankreich verdankt. Die Kenntnis zahlreicher Epi-Rössener und Michelsberger Fundkomplexe gerade in Nordfrankreich liegt dem zugrunde.

Die Kenntnis dieser Befunde ist aber Ergebnis intensiver Bautätigkeit seit den siebziger Jahren, während das Fundaufkommen in vielen Regionen Deutschlands seit Langem stagniert und vor allem frühmichelsberger Siedlungen kaum bekannt sind. Es ist daher eine gelehrte Konstruktion, gestochene Tonlinsen in solchem Kontext zu interpretieren, zumal diese in gleichalten Fundverbänden etwa der kontinentalen Trichterbecher-A-Stufe Norddeutschlands, wie jetzt in Walmstorf oder Flintbek, ebenfalls vorkommen: vgl. P. B. Richter, Das neolithische Erdwerk von Walmstorf, *Ldkr. Uelzen. Studien zur Besiedlungsgeschichte der Trichterbecherkultur im südlichen Ilmenautal. Veröff. Urgesch. Slg. Landesmus. Hannover* 49 (Oldenburg 2002) Taf. 45,1; B. Zich, *Offa* 49/50, 1992/93, 15–31, Abb. 5,3. Hier lohnt ein Gedankenexperiment, das für die prähistorische Archäologie in allen ihren Bereichen analog durchgespielt werden kann: Wäre etwa der Befund von Walmstorf bereits 1974, im Jahr seiner Entdeckung, publiziert worden, wie würden die Theorien zur Herkunft und

Bedeutung dieses mit Erklärungspotenzial neuerdings überfrachteten Einzelmerkmals heute lauten?

Die nichtkeramischen Artefakte der Siedlungen von Höfingen decken das Spektrum des bereits Bekannten ab. Sie zeigen nur wenige Besonderheiten. Zu den insgesamt spärlichen Belegen für überregional beförderte Gegenstände gehören zur Zeit der Schwieberdinger Gruppe Aphanit aus den Südvogesen und bayerischer Plattensilex Typus Baiersdorf, zur Zeit von Schussenried westlicher Kreidefeuerstein. Die Aphanitbeile von Höfingen markieren das bisher nordöstlichste Vorkommen dieses Rohstoffs. Bei der Knochenindustrie ist es möglich, für Neckar-Schussenried erstmals auch kleine Geweihzwischenfutter zu beschreiben. Interessant sind Überlegungen der Autorin im Zusammenhang mit den Schmuckobjekten (S. 304 f.). Sie erkennt eine Traditionslinie von Formen, die im Neolithikum vorwiegend in der Farbe Weiß gebildet wurden. Erst im Verlaufe des Jungneolithikums sei mit dem Aufkommen des Kupfers die Bindung an die Farbe Weiß aufgelockert worden und neue Farben, nämlich Rot und Grün, hätten an Bedeutung gewonnen. Diese und auch die im folgenden Kapitel »Trachtgruppen der Steinzeit« (S. 305 f.) präsentierten Überlegungen sind zweifellos der weiteren Überprüfung im Rahmen eigenständiger Untersuchungen wert. Auffallend ist in Höfingen wie anderswo auch, dass Utensilien zur Textilherstellung fehlen.

An der Arbeit sind einige formale Punkte zu kritisieren. Störend empfindet man, dass Informationen insbesondere zur Chronologie der Tonware gleich mehrfach wiederholt sind. Diese Schwäche der Organisation des Textes wäre bei sorgfältiger Endredaktion zu beheben gewesen. Dabei hätte auch ein weiterer Lapsus unbedingt auffallen müssen, der sich angesichts der öffentlich verstärkt geführten Diskussion um Urheberrechte als durchaus brisant erweist: Grundsätzlich fehlen Quellenangaben in den Unterschriften all jener zahlreichen Abbildungen, die vollkommen unverändert aus anderen Arbeiten genommen sind. Ein Quellenverzeichnis sucht man vergebens. Unter anderem stammen folgende Abbildungen im Buch von anderen ohne entsprechende Kennzeichnung: 1–6; 32–38; 40–68. Bei Abbildung 39 wird merkwürdigerweise die Quelle genannt.

Trotz der aufgezeigten formalen Schwächen ist die vorgelegte Arbeit als sehr wichtiger Beitrag zum Siedlungswesen Südwestdeutschlands zu werten. Sie ist für die weitere Forschung unentbehrlich. Auswertungen von Siedlungsgrabungen werden künftig kaum hinter den hier gesetzten inhaltlichen und methodischen Vorgaben zurückbleiben können. Die Arbeit zeigt zugleich, dass trotz einhundertjähriger Bemühungen die Erforschung der frühkupferzeitlichen Periode in Südwestdeutschland erst am Anfang steht und dass gerade diese mit ihren facettenreichen Funden und Befunden künftig weiter für Überraschungen und Diskussionen sorgen wird.

Saarbrücken

Ralf Gleser

Jana Esther Fries, **Die Hallstattzeit im Nördlinger Ries**. Mit Beiträgen von Dirk Heinrich, Manfred Kunter und Wolf-Rüdiger Teegen. Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte, Reihe A, Band 88. Verlag Michael Laßleben Kallmünz/Opf. 2005. 439 Seiten, 58 Abbildungen, 5 Tabellen, 6 Listen, 169 Tafeln, Beilage. – Almut Bick, **Die Latènezeit im Nördlinger Ries**. Ebd. Band 91. Ebd. 2007. 444 Seiten, 96 Abbildungen, 10 Listen, 138 Tafeln.

Das in Folge eines jungtertiären Meteoriteneinschlags entstandene Nördlinger Ries stellt mit seinen rund fünf- und zwanzig Kilometern Durchmesser eine eigene naturräumliche Einheit dar. Wegen seiner Lößdecke und seinem kontinental gefärbten Klima ist es ausgesprochen siedlungsgünstig. Schon deshalb hat das Ries auch als eine Art archäologischer Siedlungskammer seit langem besondere Aufmerksamkeit erfahren und ist entgegen der Ansicht im Vorwort des Bandes von Almut Bick (S. 9) nicht erst mit den beiden neuen Monographien insgesamt ausgewertet worden (dazu S. 22), denn es gab dazu schon zuvor wichtige Arbeiten, etwa W. Dehn / E. Sangmeister, *Die Steinzeit im Ries*. Materialh. Bayer. Vorgesch. A 3 (Kallmünz/Opf. 1954); W. Czys, *Siedlungsgeographie und Geschichte der Römerzeit und frühhalamannischen Landnahme im Nördlinger Ries* (ungedr. Diss. München 1975); D. Baatz, *Die Römerzeit im Ries*. In: *Führer zu vor- u. frühgesch. Denkm.* 40 (Mainz 1979) 184–197; H. Frei, *Das Ries als vor- und frühgeschichtlicher Siedlungsraum*. Rieser Kulturtag 3 (Nördlingen 1981) 63–74; S. Ludwig-Lukanow, *Hügelgräberbronzezeit und Urnenfelderkultur im Nördlinger Ries*. Materialh. Bayer. Vorgesch. A 48 (Kallmünz/Opf. 1983).

Neu ist zunächst in der Kieler Dissertation von Jana Esther Fries – einer Arbeit, die bemerkenswerterweise bereits ein Jahr nach Fertigstellung gedruckt erscheint – der ausgesprochen naturräumlich-siedlungsarchäologische Aspekt, der innerhalb der Hallstattforschung bislang keinen besonderen Rang einnahm. Er gewinnt vor allem erst seit Untersuchungen wie W. Schier, *Die vorgeschichtliche Besiedlung im südlichen Maindreieck*. Materialh. Bayer. Vorgesch. A 60 (Kallmünz/Opf. 1990) oder St. Gerlach, *Der Eiersberg. Eine Höhensiedlung der vorrömischen Eisenzeit und ihre Stellung in der Siedlungslandschaft zwischen Rhön und Thüringer Wald*. Ebd. A 69 (1995) zunehmende Bedeutung.

Frau Fries hat eine gründlich erarbeitete und vorzügliche Publikation vorgelegt, in der kaum Mängel erkennbar sind. Man hätte lediglich in den Abb. 3, 34, 57 und 58 die Lage des Nördlinger Rieses eintragen können; auf S. 26 f. wird der Unterschied zwischen Siedlungen und Siedlungsfundstellen bzw. -plätzen (Abb. 4) nicht genau definiert; bei der Beschreibung des Fundmaterials – wie bei anderen derartigen Vorlagen ein meist kaum genutztes Kompendium – ist die Unterscheidung von Trachtbestandteilen und Schmuck (S. 119 ff.; 130 ff.) in Hinblick auf die Ringe nicht schlüssig, da diese durchaus auch zur Tracht gehören.

Nach der üblichen Schilderung des Naturraums (S. 15 ff.) und der Forschungsgeschichte (S. 21 ff.), die das Ries als gut erkundet ausweist, werden die vor allem durch Begehungen erfassten weit über zweihundert Fundstellen beschrieben, von denen ein knappes Viertel bisher untersucht sind, und hier vorrangig die Siedlungsstellen, welche drei Viertel dieses Bestandes ausmachen.

Es folgt ein wertvolles Kapitel zu prähistorischen Fundplätzen und ihrer Umwelt, das vor allem Aspekte der Hallstattzeit referiert (S. 35 ff.), bevor das Siedlungswesen mit dem Schwerpunkt der Altgrabung auf dem Goldberg wie den noch laufenden, durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft geförderten Untersuchungen geschildert wird (S. 54 ff.). Hierbei dürfte Frau Fries richtig vermuten, dass das heterogene Bild von Viereckhöfen und weniger aufwendigen Höhensiedlungen sowie den Sonderfällen Goldberg und Ip f am ehesten mit einem Nebeneinander wohlhabender bäuerlicher Familien und einer Oberschicht auf Goldberg beziehungsweise Ip f erklärt werden kann (S. 75).

Bei der Behandlung der Bestattungen, und dabei in der Mehrzahl von Brandgräbern, die keine ausgeprägten sozialen Unterschiede aufweisen, ist die Vorlage der Gräberfelder von Bopfingen und Nördlingen-Baldingen hervorzuheben (S. 76 ff.). Das Fundmaterial wird ausführlich und versiert besprochen (S. 101 ff.), wobei die Zugehörigkeit der Keramik zur Ostalbgruppe gut herausgestellt wird (mit Wiederholungen S. 146 f.). Das Trachtzubehör und der Schmuck zeigen sowohl westliche als auch östliche Einflüsse, vor allem solche aus Südwestdeutschland, der Schweiz und Ostfrankreich.

Das abschließende Kapitel zur Chronologie (S. 151 ff.) verdeutlicht, dass die frühe und späte Hallstattzeit eher anhand der Grabfunde und naheliegender weniger durch Siedlungsmaterial erschließbar ist.

Ein ausführlicher Katalog- und Abbildungsteil schließt den Band.

Auch die Marburger Dissertation von Almut Bick ist kurz nach ihrer Fertigstellung 2004/2005 bereits veröffentlicht worden. Wiederum liegt das übliche Schema der Darstellung vor, wobei zu fragen ist, warum im Buch von Frau Bick der Rieser Naturraum und die Forschungsgeschichte noch einmal beschrieben werden (S. 13 ff.), obwohl dies im Vorgängerband von Frau Fries bereits ausführlich geschehen ist. Auch im Kapitel der Fundplätze (S. 21 ff.) treten Wiederholungen auf. Sichtlich wird auf die editorische und redaktionelle Betreuung der Reihe in solcher Beziehung wenig Wert gelegt.

Bei den knapp zweihundertfünfzig lokalisierbaren Fundorten der Latènezeit wird ihre unterschiedliche topographische Lage ebenso gut herausgestellt wie die Typen der wenigen bislang bekannten Hausformen. Versiert stellt Frau Bick die drei Viereckschanzen, die beiden Brandopferplätze und die sechs Barren- und Münzstempeldepots dar (S. 43 ff.). Das gilt auch für die ausgreifenden Erörterungen zum Bestattungsbrauch

der Früh- und Mittellatènezeit (S. 52 ff.). Wie sorgfältig und kundig das Fundmaterial ausgewertet wird, zeigt allein schon die Beschreibung der Keramik (S. 59 ff.), die von über zweihundert lokalisierbaren Fundorten kommt. Dabei orientiert sich Bick vor allem an den für Manching gewonnenen Klassifikationen (S. 73 ff.). Wiederum stellt diese Arbeit ein wahres Kompendium nicht nur für die Keramik dar (S. 106 ff.), sondern auch für den Schmuck und Kleiderzubehör (S. 136 ff.). Der derzeitige Diskussionsstand wird zu vielen Sachgruppen detailliert dargelegt, so unter anderem zu den Glasarmringen (S. 157 ff.), den Sapropelitringen (S. 163 ff.), Perlen (S. 183 ff.) und Münzen wie Münzstempeln (S. 193 ff.). Sogar die in der Regel wenig beachteten oder schwer zeitlich wie typologisch einzuordnenden Spinnwirtel versucht Frau Bick für das Ries einzuordnen (S. 207 ff.), und zwar in Anlehnung an D. Holstein, Die formale Entwicklung der Spinnwirtel in der Bronze- und Eisenzeit. In: Mille Fiori. Festschrift für Ludwig Berger. Forsch. in Augst 25 (Augst 1998) 257–262. Hilfreiche weitere Kapitel handeln von Mühl- und Reibsteinen, Waffen und Eisenbarren (S. 211 ff., partielle Wiederholung des S. 47 ff. Gesagten).

Im Gegensatz zur Arbeit von Jana Esther Fries vermag Almut Bick durch die Einbeziehung der Latènezeit und mit einem Ausblick zum Siedlungswesen der Hallstatt- wie Römerzeit (S. 228 ff.), ein zeitlich längeres Szenario zu entwickeln. Während in der Hallstattzeit als bevorzugte Siedlungslandschaft das südliche Riesbecken mit einer großen Dichte von Hochlagen nachweisbar ist, die auch noch in der Frühlatènezeit vorgezogen werden, liegt jetzt der Siedlungsschwerpunkt im Westries. Unter dem Aspekt von Ab- und Zuwanderungen ist das Ries im Frühlatène dünn, dagegen in der jüngeren Latènezeit mit bevorzugter Anlage von Siedlungen auf schwach geneigten Unterhängen wieder stärker besiedelt. Dabei ist das Gebiet zur Frühlatènezeit kulturell nach Nordostbayern, in der jüngeren Latènezeit bei eigenständigen Ausprägungen, etwa in der Keramik, hingegen eng mit dem mittleren Neckargebiet verbunden. Am Ende von LT D1 ist wie etwa in Manching auch im Ries ein »allmähliches Ende der Besiedlung zu vermuten« (S. 243), welche erst »wieder mit der römischen Besetzung der Schwäbischen Alb und der Verlegung der Nordgrenze der Provinz Raetien von der Donau nach Norden« (S. 244) unter anderen Kriterien der Ortswahl fortgesetzt wird.

Auch dieser Band schließt mit einem Katalog- und Abbildungsteil, hier mit einer größeren Zahl von Verbreitungskarten (Abb. 60–63; 73–76; 79; 82; 83; 85; 86; Karte 1–14).

Erwähnenswert seien noch die in der Arbeit von Frau Fries abgedruckten Publikationen zu Leichenbrandresten von Bopfingen und Nördlingen-Baldingen (Manfred Kunter), zu Tierknochen von Nördlingen-Baldingen (Dirk Heinrich) und zu Kinderbestattungen, ebenfalls dorthin (Wolf-Rüdiger Teegen).

Ulrike Söder, *Die eisenzeitliche Besiedlung der Altenburg bei Niedenstein, Schwalm-Eder-Kreis*. Marburger Studien zur Vor- und Frühgeschichte Band 21. Verlag Marie Leidorf, Rahden 2004. 192 Seiten, 18 Textabbildungen, 109 Tafeln.

Einige Leser der Bonner Jahrbücher werden die große Erwartung des Rezensenten angesichts des angezeigten Buches möglicherweise nur schwer verstehen können. Wenn man aber wie er schon länger in Ostwestfalen tätig ist, sich in diesem Gebiet der »Völker zwischen Kelten und Germanen« (R. Hachmann / G. Kossack / H. Kühn, 1962) bewegt und sich immer wieder mit den westfälischen Burgen der vorrömischen Eisenzeit beschäftigt, stets mit erheblichem keltischen Einfluss rings um den Weserknick zu tun hat, dabei insgeheim im Unklaren darüber bleibt, ob die Bergbauleute im Siegerland wirklich vollwertige Kelten waren, und damit konfrontiert wird, dass Sebastian Möllers seine Funde auf der Schnippenburg im Osnabrücker Land (vielleicht sogar zu Recht) als keltisch erklärt (Er sprach allerdings 2007 für Nordwestdeutschland in der Latènezeit von einer »keltisch geprägten vorgermanischen Bevölkerung«, was uns doch wieder zu den »Völkern zwischen Kelten und Germanen« zurückbringt) – wenn alle diese Voraussetzungen gegeben sind, dann nimmt man das Buch von Ulrike Söder mit Ehrfurcht und großer wissenschaftlichen Erwartung in die Hand. Es geht um die unter Eisenzeitspezialisten als mythisch geltende Altenburg bei Niedenstein, die unweit von Ostwestfalen liegt, fünf Kilometer südwestlich von Kassel, also knapp sechzig Kilometer südöstlich der latènezeitlichen Burg Gellinghausen bei Borchon (Kreis Paderborn) und gut fünfzig Kilometer östlich der außergewöhnlichen Wallburg Bruchhauser Steine bei Olsberg im Hochsauerlandkreis.

Wahrlich, das ist kein Klischee: Es ging dem Rezensenten wirklich so! Die Altenburg hat bereits viele Geschichte schreiben lassen. Frau Söder listet in ihrer elfseitigen Bibliographie (S. 181–191) elf Publikationen auf, welche die Altenburg im Titel nennen, sowie unveröffentlichte Grabungstagebücher und unzählbare Arbeiten, die sich mit dem damit verbundenen Mythos befassen, ohne es im Titel kenntlich zu machen. So viel steht für jeden Archäologen und wahrscheinlich jeden Althistoriker fest: Die Altenburg ist seit mehr als hundert Jahren für den Umfang der Ausgrabungen, die dort bis zum Ersten Weltkrieg geführt wurden, berühmt und hat in der Frage nach dem Ende und der Gliederung der Spätlatènezeit eine erhebliche Rolle gespielt.

Zugegebenermaßen ist das alles längst Forschungsgeschichte. Es gab aber eine Zeit, in der die Altenburg am Ende ihrer keltoiden Geschichte mit dem von Tacitus erwähnten Mattium gleichgesetzt wurde, mit jenem Hauptort der germanischen Chatten also, den der schriftlichen Überlieferung nach die Römer unter Germanicus im Jahre 15 n. Chr. zerstört haben. Diese Deutung ist heute überholt, sie verleiht aber nach wie vor dieser urgeschichtlichen Befestigung eine besondere

Aura. Umso höher musste die Erwartung eines Lesers aus dem benachbarten Ostwestfalen liegen.

Ist es nicht normal, dass man bei solch einer Vorgeschichte nur enttäuscht werden kann? Diese Frage ist bei diesem Buch jedenfalls mit »Jein« zu beantworten. Denn es erfüllt leider nicht die Erwartung des Rezensenten. Es eröffnet möglicherweise neue Felder, die hat er dann aber wohl nicht erkannt. Wir werden im Folgenden das Buch unter drei Blickwinkeln betrachten: die Ausstattung, der Inhalt und das Fazit.

Zur Ausstattung des Bandes: Der Rezensent ist zwar von Beruf kein Redakteur, hat aber genug Erfahrung gesammelt – auch mit dem Verlag Marie Leidorf, bei dem die Veröffentlichung erschien –, um sagen zu dürfen, dass der Verleger oder sein Geschäftsführer hier nur als Auftraggeber für die Druckerei in Erscheinung getreten ist. Vom Verlag sind auftretende Probleme, im Zweispaltensatz des Kataloges zum Beispiel oder in der Lesbarkeit des Hauptplanes (S. 124, Abb. 15), nicht gesehen und jedenfalls nicht gelöst worden. Schade!

Allgemein ist die Ausstattung des Buches nicht begeisternd, dies ist aber wohl vor allem der Autorin anzulasten. Achtzehn Textabbildungen, wobei es sich meist um Tabellen und Skizzen handelt, sind nicht gerade üppig. Pläne der Burg – um die Wallburg geht es doch! – gibt es nur zwei, nämlich einen etwas veralteten aber das gesamte Gebiet erfassenden Plan auf S. 16 (Abb. 2) und eine Detailaufnahme mit Lage der Suchschnitte an kaum erahnbarer Stelle, nämlich auf S. 124 (Abb. 15). Die über hundert Tafeln fassen zwar wohl alle bisherigen Funde aus der Altenburg zusammen, geben aber fast ausschließlich Zeichnungen der Verfasserin wieder. Das bedeutet allerdings, dass sie für ihre Promotion enorm viel Zeit in Zeichenarbeiten investiert hat, die ihr bei der Auswertung nachher gefehlt haben dürfte. Dadurch erklären sich einige Unzulänglichkeiten der Veröffentlichung, die die Autorin ursprünglich gewiss perfekt gestalten wollte. Außerdem sind die dabei entstandenen Fundzeichnungen sachlich, aber allzu schlicht. Vom Mythos Altenburg ist hier nichts zu spüren.

Zum Inhalt des Buches: »Die Altenburg gehört zu den bekanntesten eisenzeitlichen Höhensiedlungen Nordhessens und wurde schon zu Beginn des letzten Jahrhunderts großflächig untersucht. Von 1905 bis 1913 sowie 1926 fanden dort vom Königlichen Museum Kassel initiierte Ausgrabungen statt, die bereits 1930 in einer umfangreichen Publikation vorgelegt wurden. Sie war die Grundlage für die darauf folgenden jahrelangen Auseinandersetzungen über die Datierung und Bedeutung der Altenburg. Fast ein Jahrhundert später, 1990 bis 1995, nahm das Vorgeschichtliche Seminar Marburg unter Leitung von Prof. Dr. O.-H. Frey die Untersuchungen wieder auf.«

Dieser erste Absatz im Vorwort ist maßgeblich. Die berühmten Grabungen auf der Altenburg haben im frühem zwanzigsten Jahrhundert stattgefunden und wurden 1930 ausführlich publiziert und nach dem damaligen Stand ausgewertet. In der zu besprechenden

Veröffentlichung geht es aber vornehmlich um die Auswertung der 1990 bis 1995 durch das Vorgeschichtliche Seminar Marburg unternommenen Nachgrabungen. Vornehmlich oder ganz darum? Alle Funde scheinen zwar abgebildet und irgendwie angesprochen oder berücksichtigt zu sein, bald kommt man aber unweigerlich auf den Gedanken, dass es eigentlich nur um die Nachgrabungen des Marburger Instituts geht: Die alten Grabungsberichte und -deutungen werden zwar dabei gelegentlich angesprochen und zum Teil verzerrt verwendet, aber nicht konstruktiv neu beleuchtet.

Die Arbeit ist klassisch gegliedert. Es werden erst einmal die Grundlagen (Forschungsgeschichte und Topographie, S. 9–14) und dann die Befunde (S. 15–32) geschildert. Hier fällt allerdings auf, dass dieser Abschnitt lediglich mit einem uralten Plan (1906, mit wenigen Nachträgen) und einer groben Grabungsplanübersicht und zwar nur für die Unternehmungen aus den Jahren 1990 und 1991 ausgestattet ist, also nicht bis 1995 aktualisiert wurde. Auf der Suche nach weiterer Befunddokumentation werden wir selten fündig. Ein neuer Ausschnittsplan von der Burg ist auf S. 124 abgebildet, der immerhin die bisher archäologisch untersuchten Bereiche verzeichnet, aber mit dem uralten Plan (S. 16) nur bedingt vergleichbar ist. Die alten Holzstrukturen aus dem »Becken III«, die als Titelbild fungieren, werden ausführlicher im sogenannten Befundkatalog auf S. 135 wiedergegeben und die Befunde aus einem Suchschnitt in den Jahren 1994 und 1995 auf S. 146 abgebildet. Mehr Befunddokumentation gibt es im ganzen Band nicht.

Tiefgehend werden die Funde behandelt (S. 33–92) und im Fundkatalog aufgelistet (S. 147–179), der sich als Sammlung umfangreicherer Bildunterschriften für die etwas über hundert Tafeln entpuppt. In diesem Fundkatalog dürfen kurze Hinweise auf die nähere Fundstelle, aber keinerlei Kommentare oder gar Quellenkritik erwartet werden. Es sind eben Bildunterschriften – ausführlich zwar (und kaum lesbar, weil von ungezählten Abkürzungen völlig verunstaltet), aber mehr nicht. Es läuft nach dem Motto: »Leser, siehe zu, dass du damit und unter Heranziehung des Befundkatalogs und des Haupttextes irgendwie klar kommst. Ich jedenfalls habe nicht mehr die Zeit, dir Brücken zu bauen.«

Schließlich werden vor der Zusammenfassung, den Katalogen der Befunde und Funde, der Literaturliste und den Tafeln die Seiten 93–120 der Bedeutung der Altenburg gewidmet. Hier müsste die Essenz der Arbeit zu finden sein.

Fazit: Wie sieht es mit der wissenschaftlichen Aussage der Arbeit aus? Wir können dabei die Nutzungsphase zur Zeit der Michelsberger Kultur und weiteres getrost ausklammern, weil es hier nur um die Eisenzeit geht, wie schon der Buchtitel andeutet, und die Auslassung des Neolithikums deswegen legitim ist. Bleiben wir also bei der Eisenzeit. Was die Latèneperiode betrifft, die den Leser und den Rezensenten besonders interessiert, erfahren wir in der Zusammenfassung, dass die Altenburg »spätestens seit der Stufe Lat (=LT) C2

(Dendrodatum 193 v. Chr.) besiedelt wurde und die regelhafte Besiedlung (dort) am Ende der Stufe Lat (=LT) D1 abbricht«. Es schriftlich auszudrücken war wichtig – aber auch nicht unbedingt neu.

Der Siedlungsverlauf (das Wichtigste, denn darauf weist der Titel der Arbeit hin) lasse sich nach der Verfasserin »hypothetisch« in drei große Abschnitte unterteilen. Zum ersten (Mittelatènezeit) gehören die Besiedlung des Plateaus und seine spätere Befestigung mit dem »Innenwall« sowie das sogenannte Becken I und der Beginn der Niederlegung des Massenfundes am Südwesthang der Burg (damals außerhalb davon). Im zweiten Abschnitt (Spätlatènezeit) finden wir zahlreiche Einzeldeponierungen intakter Objekte und Siedlungsspuren auf dem Falkensteiner Sattel nördlich und unterhalb der Burg. Im dritten Abschnitt (noch vor Ende von Lat [=LT] D1) lassen sich ein Ausbau der bisherigen Anlagen und vor allem eine Erweiterung mit dem äußersten Wall erkennen, welcher das Areal des sogenannten Massenfundes umschloss. Verkürzt heißt es allerdings für die drei Abschnitte »von der Mittel- bis zum Ende der Spätlatènezeit« (statt der Stufe LT D1; S. 115, Hervorhebung des Rezensenten).

Die angedeutete Unterteilung der Stufe Lat (=LT) D1, die sich aus der Differenzierung zwischen zweitem und drittem Siedlungsabschnitt ergibt, habe ich jedoch im Text und in den Abbildungen nicht nachvollziehen können. Sie hilft also möglicherweise vor Ort, die Bauentwicklung zu beurteilen, aber dem Leser und dem Rezensenten nicht, das Schema auf andere Anlagen und Siedlungen zu übertragen. Dies ist gewiss kein Einzelfall, sollte aber hier nicht verschwiegen werden.

Die Fundkeramik enthalte nur so wenig Drehscheibenware, wie es bei gleichzeitigen »Siedlungen außerhalb der keltischen Welt üblich ist« (S. 103). Dabei entspreche sie »eher der Durchschnittsware einer Durchschnittssiedlung und nicht einem Elitestandort mit repräsentativer Funktion« (ebd.). »Zusammenfassend lässt sich die Frage, ob die Altenburg ein Oppidum war, eindeutig verneinen« (S. 119). Diese Aussagen, die in Hinblick auf das Verständnis des Begriffs »Oppidum« als »Elitestandort mit repräsentativer Funktion« erläuterebedürftig wären, sind immerhin klar, was eine etwaige Zugehörigkeit zur keltischen Welt betrifft. Viel weniger deutlich ist die Beantwortung der Frage, ob zum Schluss die germanischen Chatten die Altenburg beherrschten, auch ohne bis in das Jahr 15 n. Chr. gehen zu wollen. Das weitgehende Fehlen von facettierten Gefäßrändern (Ausnahme: Taf. 43, 4) wird zwar auf S. 119 aufgeführt, um eine germanische Anwesenheit zu bestreiten, der auffällige Gürtelhaken von der Altenburg (Taf. 5, 17) und ganz wenige Einzelfunde elbgermanischer oder Jastorfer Prägung hingegen stellen nach wie vor die Frage, was kurz vor Ende von LT D1, als die Römer noch lange nicht in Sicht waren, auf der Altenburg geschah.

Was die Befunddeutung angeht, wurde nicht ernsthaft versucht, eine neue Erklärung für die sogenannten Becken zu finden, was vor dem Hintergrund der ver-

schiedenen ähnlichen Anlagen (»Wasserreservoir«, »Zisterne«: S. 97) aus dem Oppidum Bibracte (Mont Beuvray, Burgund) vielleicht gewinnbringend hätte probiert werden sollen. Dies hätte allerdings auf der Altenburg überwiegend die Ergebnisse von Altgrabungen betroffen, die offensichtlich nicht mehr wirklich zu Debatte standen. Aber der »Massenfund« aus dem Jahre 1990 (226 Fundstücke, auf Taf. 76–101 dargestellt!) hätte mit ähnlichen Erscheinungen in den keltischen Oppida wirklich verglichen werden müssen. Dies hätte möglicherweise zu Ergebnissen geführt, die nun zur Beurteilung der weiträumigen Depotpraxis innerhalb der niedersächsischen Wallbefestigungen der Schnippenburg (Ostercappeln, Landkreis Osnabrück) und von Orten wie der Amelungsburg (Hessisch Oldendorf, Landkreis Hameln-Pyrmont) und der Barenburg (Eldagsen, Region Hannover) zur Verfügung stehen würden. Fehlanzeige! Der große Bruder aus dem keltoiden Südosten hat versagt: Es würde »den Rahmen dieser Arbeit sprengen«, heißt es auf S. III. Es kommt nun zur Entlastung der Autorin hinzu, dass die hessische Bodendenkmalpflege sich geweigert hatte, Kenntnisse von illegalen aber gesprächsbereiten Metallsondengängern über zwei Hortfunde entgegen zu nehmen (S. 105). Kann man das als Wissenschaftler wirklich verantworten? Spätestens hier, bei der Auswertung, merkt man, wie dringend die Bearbeiterin diese Auskünfte hätte brauchen können, natürlich unter der in den historischen Wissenschaften ganz normalen Infragestellung der Glaubwürdigkeit der Informanten.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass die Veröffentlichung von Ulrike Söder über die Altenburg bei Nidenstein trotz der hier geübten Kritik selbstverständlich ins Blickfeld aller an der Erforschung der Latènezeit Beteiligten gehört – vor allem wegen der Dokumentation des sogenannten Massenfundes aber auch des gesamten Fundspektrums. Das Buch muss in die öffentlichen Bibliotheken Eingang finden.

Bielefeld

Daniel Bérenger

Herbert Lorenz (†), **Chorologische Untersuchungen in dem spätkeltischen Oppidum bei Manching am Beispiel der Grabungsflächen der Jahre 1965–1967 und 1971**; Hermann Gerdson, **Fundstellenübersicht der Grabungsjahre 1961–1974**. Die Ausgrabungen in Manching, Band 16. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2004. 186 Seiten, 82 Abbildungen, 10 Tabellen, 117 Tafeln, 12 Beilagen; CD-ROM mit 329 Seiten und 258 Tabellen.

Die Frage, ob die vorliegende Bochumer Habilitationsschrift von 1988 des im Jahr 1995 plötzlich verstorbenen Herbert Lorenz in vorliegender Fassung noch nach sechzehn Jahren veröffentlicht werden sollte, lässt sich positiv beantworten. Sieht man von der durch Her-

mann Gerdson auf CD-ROM angelegten Fundstellenübersicht der Grabungsjahre 1961–1974 ab, so bildet die Arbeit von Lorenz das Kernstück der hier vorgelegten Publikation, die Susanne Sievers »zu einer brauchbaren Dokumentation vereint« hat (Vorwort). Die einzigen Ergänzungen über 1988 hinaus, und zwar zu Manching und dem Titelberg, finden sich in den Anmerkungen 2, 5 und 459. Ansonsten referiert Lorenz umfassend den Publikationsstand Ende der achtziger Jahre, wobei er vor allem die von Franz Schubert durchgeführte Straßengrabung der Südumgehung von 1965–71 außer den Befunden (diese werden nur S. 6–8 angesprochen) behandelt. Die von Schubert seit 1983 veröffentlichten Überlegungen zur keltischen Metrologie sind von Lorenz bis 1995 jedenfalls nicht mehr berücksichtigt worden. Das trifft auch für die bis zu diesem Zeitpunkt weiteren Grabungen der Nordumgehung in den Jahren 1984–87 und 1990–91 zu, während andere von 1996–99 (Altenfeld), 1999–2002 (EADS) und 2002 (E.ON) nicht mehr von Belang gewesen wären. Immerhin werden in den beigelegten Plänen nicht nur Grabungsbefunde der Jahre 1965–67 und 1971 gebracht, sondern auch solche der Jahre 1955, 1957–58, 1960–62 und 1972–74. Lorenz hat vor der Abfassung der Habilitationsschrift lediglich zweimal über Manching publiziert (Arh. Vestnik 36, 1985, 137–146; Rundgang durch eine keltische Stadt [Pfaffenhofen 1986]).

Seine vorliegende Untersuchung zur Erforschung eines räumlich begrenzten Areals orientiert sich strikt am archäologischen Material mit nahezu 70.000 Objekten, das in konsequenter Manier geordnet, gegliedert und kulturell eingeordnet wird. Hierbei bezieht Lorenz auch die Gegenstände der Zentralflächengrabung der Jahre 1955–73 ein. Um eine chronologische Gliederung des Materials festzulegen sowie die kleinräumliche Nutzung der Grubenkomplexe zu erkunden, die nicht an Baustrukturen gebunden sind, werden die Siedlungsgruben und das daraus geborgene Fundmaterial erfasst und abgebildet. Trotz gewisser Dokumentationsmängel der aus der Humus- und Kulturschicht und dem Planum geborgenen Scherben (S. 5) lassen sich bei unterschiedlicher Verteilung (S. 15) zwei Prozent der Fundobjekte Pfostenlöchern zuordnen, ein Fünftel bis ein Viertel gehört zu Gräben und der überwiegende Anteil von drei Vierteln stammt aus Gruben.

Die Keramik wird mit 47.000 Einzelscherben außerordentlich sorgfältig beschrieben, indem drei Gruppen (Boden-, Wandungs- und Randscherben) in fünf Gefäßgattungen gegliedert werden, welche vier Keramikphasen der Stufen LT C2 bis LT D1 angehören (S. 16–55). Hierbei vermag Lorenz gut herauszustellen, dass die mit diesem Material kombinierbaren Fundkomplexe unterschiedliche Siedlungsschwerpunkte in den untersuchten Zonen A bis G widerspiegeln.

Die von Johann Schäffer, Ulrich Steger und Günter Lange bestimmten rund 16.000 Tier- und mehr als vierhundert Menschenknochen werden in ihrer räumlichen Verteilung und Zusammensetzung ebenso beschrieben (S. 55–71), wie die folgenden etwa 3.800 »Kleinfunde«

aus Bronze, Ton, Glas, Knochen, Sapropelit, Stein und Bernstein (S. 72–103). Dieses Kapitel stellt ein auf jeden Fall gutes Kompendium zu zahlreichen jüngerlatènezeitlichen Gegenständen dar, die zu etwa gleichen Teilen aus der Humus- und Kulturschicht beziehungsweise aus Baustruktureinfüllungen kommen und eher in der nördlichen (Kleidungszubehör und Ringschmuck) oder südlichen (Eisenfragmente und Handwerksprodukte) Grabungsfläche belegt sind.

Zur Bewertung der Grabungsflächen 1965–67 und 1971 vermag Lorenz nur bedingt weitere Grabungsareale der Jahre 1955–61, 1972–73 und 1984–87 einzubeziehen, um siedlungsstrukturelle Deutungen zu erkennen (S. 104–138). Indem die Sparten Keramik, Tier- und Menschenknochen sowie Kleinfunde der Zentralfächengrabung Krämer von 1955–1961 einbezogen werden, kann Lorenz in Bezug auf die Besiedlungsgeschichte und Besiedlungsintensität chronologisch so viel aussagen, dass der Siedlungsbeginn einer zunächst kleinen, unbefestigten Anlage in der Wende von LT C1 zu LT C2 erfolgte und dass das Ende einer späteren erheblich größeren, befestigten Siedlung an der Wende von LT D1 zu LT D2 lag. Da zum Zeitpunkt der Bearbeitung nach Lorenz nur drei Prozent des umwallten Siedlungsareals (S. 131 Anm. 238; S. 138) erforscht war, äußert er sich bezüglich der Siedlungsgenese zwar zurückhaltend, denkt aber daran, dass Manching »die Tradition frühkeltischer Fürstentümer fortsetzt« und »als erweiterter Adelsitz vorstellbar« sei, der gewisse zentralörtliche Funktionen innehatte (S. 138; auch S. 165). Manching sei »nicht mehr als urbanes Zentrum« anzusehen (S. 165). Mit Recht ist diese »eigenwillige Interpretation Manchings als ›Fürstentum« (Vorwort) kritisch und eher ablehnend zu bewerten.

Der folgende Ausblick zum Wesen spätkeltischer Oppida bietet zwar einen forschungsgeschichtlich beziehungsweise archäologisch inzwischen überholten, aber nach wie vor guten Überblick zu allen relevanten Anlagen, dann aber eine vorzügliche Übersicht zu den weit über hundert Textstellen mit der Nennung des Terminus »Oppidum« in Caesars *De Bello Gallico*. In diesem Zusammenhang diskutiert Lorenz auch die bei Caesar verwendeten Begriffe von »urbs«, »castellum«, »vicus«, »aedificium«, »murus« sowie »porta« und betont mit Recht ausdrücklich, dass es bei Caesar keine konkreten, generalisierbaren Hinweise gebe, Oppida als Mittelpunkte von Kult, Verwaltung und Wirtschaft anzusehen (S. 149 f.).

Nach kritischer Sichtung aller bekannten befestigten und »offenen« Oppida im Lichte der archäologischen Forschung (S. 150–165) von West- nach Osteuropa – Lorenz orientiert sich hierbei an der Auflistung von Ulrich Schaaff und Annabel Taylor (*Spätkeltische Oppida im Raum nördlich der Alpen*. Ausgr. Deutschland 1 [Mainz 1975] 323–327) – kommt der Verfasser zum wichtigen Ergebnis, dass weder die Konstruktionsweise der Befestigung noch die Größe und mögliche Funktion einer Anlage und auch das unterschiedlich häufige Fundmaterial, sondern nur die Tatsache der Befesti-

gung eine dem Autor Caesar angemessene Interpretation mit dem Sammelbegriff »Oppidum« erlaubt. Es gelte also keine »besondere Siedlungsqualität«, die zur Bezeichnung als Oppidum berechtigt, und Manching könne mit Hilfe von chorologischen Bearbeitungen und bei Beurteilung der Fundensembles in der Begriffsbestimmung weiterhelfen (S. 164): In der etwa dreieinhalb Hektar großen Grabungsfläche seien »Differenzen in der Besiedlungsdauer verschiedener Areale, Differenzen in der Besiedlungsintensität, sogar Differenzen in der Besiedlungsstruktur« erkennbar (S. 165). Es ist nicht erklärlich, wieso Lorenz dann letztlich im Hinblick auf die ergrabenen Flächenanteile zwar keine Handwerkerquartiere, Adelsquartiere oder Kultbezirke zu erkennen vermag, aber Manching, wie gesagt, als nicht urbanes Zentrum, sondern als Adelsitz ansieht.

Wie alle anderen bislang erschienenen Manching-Bände ist auch die vorliegende Edition mit einem vorzüglichen Katalog- und Abbildungsteil ausgestattet. Die beigelegte CD-ROM beinhaltet außerdem neben 24 Listen und 258 aus der Habilitationsschrift übernommene Tabellen Konkordanzverzeichnisse, außerdem die von Gerdson verfassten Fundstellenübersichten der Grabungskampagnen und Notbergungen der Jahre 1961–62/63, 1965–67 sowie 1971–74.

Bonn

Hans-Eckart Joachim

Marlene Sophia Kaiser, **Das keltisch-römische Gräberfeld von Wederath-Belginum. Teil 6: Die Aschengruben und Aschenflächen, ausgegraben 1954–1985**. Trierer Grabungen und Forschungen, Band 6. Verlag des Rheinischen Landesmuseums Trier 2006. VII und 216 Seiten, 148 Tafeln, 5 Beilagen.

Die Gräberarchäologie steht in Bezug auf die Technik der Ausgrabung und die Deutung der Funde und Befunde bei erstem Hinsehen scheinbar vor geringeren Problemen als die Siedlungsarchäologie. In der Regel kommen weniger komplex aufgebaute und klarer begrenzte Schichtverbände vor. Deren Deutung als Relikte von Beisetzungen verstorbener Individuen gelingt plausibel. Wir sprechen beim konkreten Einzelbefund von einem »Grab«. Das darin eingeschlossene Fundgut ist in vorgeschichtlicher Zeit zwar nicht konkret in seiner Funktion bei den mit dem Tod und den während der Beisetzung verbundenen Riten zu deuten, und selbst bei Bestattungen der provinzialrömischen Kulturen bleiben diesbezüglich meist Fragen offen. Dennoch ist seine Beschreibung als »Totenzubehör« zwar vage, aber formal korrekt. Definitionsmerkmal eines Grabes ist normalerweise das Vorhandensein von Knochen mindestens eines Menschen. Es gibt freilich insbesondere auf Brandgräberfeldern häufig Befunde, wo solche fehlen. Andere Merkmale müssen Behauptungen zur Bestattungsfunktion ermöglichen. Eine Klasse solcher

Befunde auf Brandgräberfeldern der römischen Nordwestprovinzen sind seichte Eingrabungen, welche mit verkohlten Pflanzenresten (oft fälschlich einfach »Holzkohle« genannt) verfüllt sind. Sie werden seit den ersten Ausgrabungen im Gräberfeld bei Wederath in den fünfziger Jahren als Aschenflächen und Aschengruben bezeichnet. Diese Begriffe haben sich in der Archäologie der römischen Provinzen inzwischen allgemein durchgesetzt.

Mit dem vorliegenden, in gewohnt sehr guter Qualität ausgestatteten sechsten Band der Publikationsreihe zum keltisch-römischen Gräberfeld von Wederath »Hochgerichtsheide« wird die Befundgruppe der Aschengruben und Aschenflächen als Ganzes vorgelegt und gedeutet. Der Aufbau des Buches unterscheidet sich von den bislang publizierten fünf Bänden der Reihe, worin insgesamt fast zweieinhalbtausend Grabfunde der jüngeren Latènezeit und der Kaiserzeit dokumentiert sind. Das Werk enthält außer Katalog und Tafelteil einen auswertenden Text. Nach dem Vorwort des langjährigen Grabungsleiters und Herausgebers der Wederath-Reihe Alfred Haffner (S. VI) und der Einleitung der Verfasserin (S. VII) folgen ein Kapitel über »Das Erscheinungsbild der Aschengruben und Aschenflächen« (S. I–4), eines über die Funde (S. 5–19), schließlich eines über Möglichkeiten der Deutung (S. 20–30). Den Hauptteil bildet der Katalog der über vierhundert Aschengruben (mit dem Kürzel »AG« versehen und mit arabischen Ziffern durchgezählt), der mehr als hundert Aschenflächen (mit dem Kürzel »AF« und römischen Ziffern) und einer Reihe wegen schlechter Erhaltung oder Beobachtung unbestimmten Befunde (S. 34–212). Den Abschluss bilden Listen einiger wichtiger Fundarten (S. 213 f.), der Tafelteil und der Plan der Aschenbefunde im Maßstab 1:200 auf fünf Beilagen.

Das Werk basiert auf einem zunächst von Angelika Abegg und dann von der Verfasserin erarbeiteten Katalog von fast sechshundert Aschenbefunden, welcher zwischen 1988 und 1994 entstand. Haffners Vorwort ist zu entnehmen, dass es aus Kostengründen nicht gelang, einen neuen Gesamtplan der Nekropole zu realisieren, der alle beobachteten Befunde in neuer Zählung berücksichtigt. Auf den fünf Beilagen sind deshalb nur die Aschenbefunde ohne die Gräber kartiert. Räumliche Bezüge zwischen den im Buch präsentierten Objekten und den Gräbern sind folglich nur zu untersuchen, wenn die Gräberfeldpläne der vorhergehenden fünf Bände einbezogen sind.

Im Kapitel zum »Erscheinungsbild« finden sich Bemerkungen zum Erhaltungszustand, zur Art der Dokumentation, zur Lage im Friedhofsareal, zu Formen und Dimensionen der Eintiefungen sowie zur Struktur der Einfüllungen. Die Verfasserin macht deutlich, dass die Aschenbefunde sehr heterogen in Erscheinung traten und dass das Bild durch Erosion und Tiefpflügen zudem erheblich verzerrt sein muss. »Die Anzahl der nachgewiesenen Aschenbefunde entspricht (...) keinesfalls dem ursprünglichen Zustand. Es ist mit beträchtlichen Verlusten zu rechnen« (S. 1). Zeichnerische und

photografische Dokumentationen der Profile sind nicht regelhaft vorgenommen worden.

Die aschenhaltigen Befunde liegen, soweit es dokumentiert wurde, etwa spantief (15 bis 30 cm) unter der Geländeoberfläche. Die erhaltene Schichtstärke der Aschengruben liegt im Bereich um die zwanzig Zentimeter (11 bis 25 cm), diejenige der Aschenflächen ist noch geringer (2 bis 15 cm). Es wird die Meinung geäußert, die Aschenflächen seien auf flachem Boden abgelagert worden; diese Interpretation habe man im Verlauf der Grabung und bei der Dokumentation mehrfach angestellt (S. 1; 3). Die fehlende Eintiefung ist auch das Abgrenzungskriterium gegenüber den Aschengruben. Das einzige im Buch fotografisch dokumentierte Profil einer Aschenfläche (Taf. 870, unten links; hier leider ohne Nummer!) zeigt allerdings, dass diese in ockerfarbene, »steril« wirkende Erde eingelagert ist, welche zudem unter- und oberhalb identisch wirkt. Die Asche reicht nicht bis an den dünnen Humushorizont heran. Also scheint sie in einer Grube abgelagert zu sein, deren Grenzen nicht mehr zu beobachten sind, weil »steriles« Sediment zu ihrer Verfüllung verwendet wurde. Wäre die Ascheschicht auf der alten Oberfläche, auch nach Entfernung von Bewuchs und Oberboden, platziert worden, müsste sie sich in verbrannter Erde lagernd darstellen. Bei rund einem Viertel der Aschengruben wurden Anziegelungen der Wände beziehungsweise der Sohlen beobachtet (S. 2; auf S. 22 ist zu erfahren, dass dies bei fast hundert Gruben und mehr als einem Dutzend Flächen der Fall war). Über die Einfüllungen wird berichtet, dass eine Schichtung des Öfteren beobachtet werden konnte und dass Konzentrationen von Holzkohlen und rötliche Anziegelungsspuren des darunter befindlichen Bodens auch auf vor Ort abgebrannte Feuer hinwiesen (S. 4).

In den Einfüllungen von 85 Prozent der knapp sechshundert Aschenbefunde lagen Artefakte (S. 3); anders gesagt enthielt ein halbes Hundert Gruben reine Aschenfüllungen (S. 22). Das Fundgut zeigt erhebliche Feuereinwirkung. Das Kapitel »Die Funde« enthält zunächst Informationen über geborgene Holzkohle, die überwiegend von Buchen und Eichen stammt, Leichenbrände in fast jedem dritten Fall, Tierknochen in nur zehn Befunden, verkohlte Reste von Kultur- und Sammelpflanzen sowie über Brot- und Gebäckreste, welche Letztere anhand der interessanten Untersuchungsergebnissen von Max Währen gedeutet werden (S. 7). Es folgt ein Abschnitt über Metallfunde, deren geringe Menge auffällt: Münzen kommen in siebenundzwanzig Befunden vor; Fibeln beziehungsweise Reste davon wurden in nur zwanzig Fällen geborgen. Darüber hinaus sind Nägel und Schuhnägel sowie ganz wenig Schmuck, Werkzeug und Gerät dokumentiert. Das Vorkommen einer zweiteiligen eisernen Trense des zweiten Jahrhunderts n. Chr. in AG 377 ist als Besonderheit eigens zu erwähnen. Unter der Kategorie »Steine« sind Mahlsteinfragmente aus Basaltlava (vier Befunde), ein Wetzstein und Fragmente von Bergkristall vermerkt. Glasreste wurden in zweiundsechzig Befunden beobachtet.

Stark zerscherbte Tonware stellt den Löwenanteil des Fundgutes. Sie tritt in vier Fünfteln der Aschenbefunde auf. Es ist immer nur ein kleiner Teil eines Gefäßes vorhanden. Die Autorin bemerkt, dass eine systematische Suche nach Anpassungen in Inventaren anderer Aschenbefunde und der Gräber nicht erfolgte. Aus organisatorischen und arbeitsökonomischen Gründen sind solche Vergleiche angesichts der Fundmenge tatsächlich kaum zu bewältigen. Auf S. 25 erfährt man aber konkret, in ganz anderem Zusammenhang allerdings, dass Scherben bestimmter Gefäße in den Einfüllungen von AG 140 und 141 sowie in AF LXXI lagen. Unter der Keramik ist Terra Sigillata sehr häufig vorhanden (254 Befunde), dagegen ist nur eine einzige Lampe dokumentiert. Alle in der Region geläufigen Warenarten kommen vor, auch handgemachte Formen (75 Befunde).

Der Text bleibt die Aufbereitung mancher Information schuldig. Es sind zwar wichtige Keramikformen im Einzelnen benannt, doch fehlt ein zusammenfassender Überblick. Bei der rauwandigen Ware ist allzu pauschalisierend von einem breiten Typenspektrum die Rede (S. 15). Die Tatsache, dass im Katalog gelegentlich von latènezeitlicher Keramik die Rede ist (z. B. AG 39, 129, 130 und 161; AF LXXXI), bleibt unkommentiert. Mindestens ein Befund ist mit größter Sicherheit latènezeitlich (AF LXXXI); er kam bei dem Latène-D-Grab 1252 zum Vorschein. Versucht man, sich einen Überblick zu verschaffen, wird rätselhaft, weshalb in der Fundliste (S. 213) die Einzelnachweise für Terra Sigillata und handgemachte Tonware aufgeführt sind, nicht aber für belgische, gefirniste, glatt- und rauwandige Ware sowie solche mit Goldglimmerüberzug. Diese Inkonsequenz ist im Übrigen auch für Nägel festzustellen, die ebenfalls in diesen Fundlisten nicht erscheinen, obwohl sie eine sehr häufige Fundkategorie sind. So enthielt fast jeder der seit 1978 untersuchten Befunde Eisennägel, in Einzelfällen bis zu hundertsechzig Stück (S. 8).

Im knapp gehaltenen Abschnitt zur Datierung (S. 18) korrigiert die Verfasserin ältere Einschätzungen, wonach Aschengruben in Wederath vor allem dem zweiten und dritten Jahrhundert zuzuordnen seien. Vielmehr sind ihren Recherchen zufolge neunundfünfzig Gruben sicher in das erste Jahrhundert zu datieren. In den Jahrzehnten zwischen 70 und 130 n. Chr. seien solche Gruben verstärkt angelegt worden. Schon gegen Ende des zweiten Jahrhunderts werde die Sitte seltener und nach der Mitte des dritten sei sie nicht mehr zu belegen. Ein sehr kursorischer Vergleich mit den Grabinventaren (S. 18 f.) zeigt, dass in Aschenbefunden eine deutliche Akzentverschiebung festzustellen ist, was die Funktionalität des Fundmaterials anbelangt: Hier kommen vorwiegend Breitformen wie Schalen und Teller vor, vor allem Terra Sigillata, rot gestrichene Ware und solche mit Goldglimmerüberzug. Auch Glasreste sind überproportional häufig vertreten, Münzen dagegen unterrepräsentiert.

Das Kapitel »Deutungsmöglichkeiten« (S. 20–30) ist breit angelegt. Die Autorin diskutiert die aschenhalti-

gen Befunde in Wederath vor dem Hintergrund gleichzeitiger Objekte aus den römischen Nordwestprovinzen unter Einbeziehung der Gräber. Die von ihr vorgetragenen Beobachtungen sind insgesamt durchaus stichhaltig. Sie leiden aber darunter, dass ein Vergleich mit zeitgenössischen Grabinventaren vor Ort im Prinzip nicht durchgeführt wurde, was analytisch zunächst geboten wäre. Die Autorin legt vielmehr alle in der Literatur bislang vorgebrachten Interpretationsvorschläge dar und überprüft in einem Ausschlussverfahren die Aschenbefunde in Wederath systematisch auf ihren Informationsgehalt. Im Wesentlichen sind es vier Interpretationen.

Erstens gibt es die Möglichkeit, Aschenbefunde als Gräber, das heißt entweder als Busta oder als Brandgrabengräber zu interpretieren (S. 22–24). Es wird auf Probleme bei Tilmann Becherts Terminologie zur Klassifikation der Grundtypen provincialrömischer Brandgräber hingewiesen. Da dort der Begriff »Brandschüttungsgrab« missverständlich ist, legt sie ihren Ausführungen eine verbesserte Systematik zu Grunde, die an den Anfang das Merkmal »Auslese des Leichenbrandes oder nicht« stellt, dann die Art seiner Bergung berücksichtigt und erst dann auf die Verfahrensweise beim Zuschütten des Grabes Bezug nimmt. Obwohl in einigen Aschengruben Leichenbrandreste und verzierte Wände beobachtet wurden, schließt sie die Möglichkeit aus, dass es sich dabei um Gräber handele. Dies entspräche nicht den in Wederath geübten Sitten. Sie stützt diese Aussage allerdings auf die konventionelle Ansprache der Befunde in Wederath, die nicht aus einer Analyse hervorgegangen ist, sondern primär auf deren Erscheinungsbild während der Ausgrabung vertraut. Die Gefahr des Zirkelschlusses ist hier gegeben.

Als zweite Deutungsmöglichkeit wird detailliert erwogen, ob Aschenbefunde als Überreste von Verbrennungsplätzen anzusehen (S. 25–27) sind. Die Verfasserin weist auf räumliche Bezüge von Aschenflächen, Aschengruben und Grabgärten hin. Aus der Verteilung der aschenhaltigen Befunde im Friedhof schlussfolgert sie, dass es größere Freiflächen im Gräberfeld gab, wo Verbrennungen vorgenommen wurden, dass solche aber auch in den Grabgärten stattfanden. Interessant ist hier in einer Passage der Wechsel der Stillage im Text. Die sonst aus Klassifikation erwachsende Fakten präsentierende Autorin beschreibt konkret die komplexe Befundsituation im Südwesten des Gräberfeldes. Hier wird auch auf stratigraphische Überlagerungen aufmerksam gemacht. Eine Benennung und systematische Auswertung komplexer Befundsituationen kommt aber sonst im Text nicht vor.

Die dritte Möglichkeit, nämlich Aschenbefunde als Abfallgruben oder rituelle Niederlegungen von Scheiterhaufenresten anzusehen, wird bei der Deutung präferiert (S. 27–29). Wichtiges Argument dafür ist die Diskrepanz der Fundinhalte von Aschenbefunden gegenüber Gräbern, die auch andernorts zu beobachten sei und erstere als Scheiterhaufenrückstände erweise. Daran folge, dass bei der Verbrennung anderes Totenzube-

hör vonnöten war als bei der Bestattung. Obwohl diesem Argument durchaus Geltung zukommt, sei darauf verwiesen, dass im Gräberfeld von Hoppstädten-Weiersbach, Kr. Birkenfeld, in spätlatènezeitlichen und früh-römischen Gräbern die mit dem reichlichen Brandschutt in den Grabraum gelangte verbrannte Keramik sich nicht wesentlich von jener unterscheidet, welche unverbrannt auf der Grubensohle deponiert war: R. Gleser, *Studien zu sozialen Strukturen der historischen Kelten in Mitteleuropa* aufgrund der Gräberanalyse. Die keltisch-römische Nekropole von Hoppstädten-Weiersbach im Kontext latènezeitlicher Fundgruppen und römischer Okkupation. Saarbrücker Beitr. AltKde. 81 (Bonn 2005) 226 ff. Des Weiteren gibt die Verfasserin einer rituell motivierten Deponierung gegenüber profaner »Abfallentsorgung« den Vorzug.

Die vierte Möglichkeit, nämlich Aschenbefunde als Überreste von Toten- und Opfermahlstätten anzusehen (S. 29), schließt sie plausibel aus, weil die Scherben sich dann zu ganzen Gefäßen zusammensetzen lassen müssten.

Das Buch stellt in der vorliegend zustande gekommenen Form eine hervorragend dokumentierte Quelle zum Totenritual in den römischen Nordwestprovinzen dar, in das, vom Beginn der Ausgrabungen im Gräberfeld 1954 bis zur endgültigen Publikation, Arbeit aus fast fünfzig Jahren eingeflossen ist. Hier ist bereits die dritte Forschergeneration am Werk. Diese Tatsache ist als Ergebnis enormer Beharrlichkeit und als Ausdruck eines bestimmten Arbeitsethos eigens zu würdigen. Wenn im Folgenden Kritik geübt wird, dann nicht, um den Wert des Buches selbst zu schmälern noch die Leistung der Autorin, die den Text trotz anderweitiger beruflicher Belastung ausgearbeitet hat.

Marlene Kaiser hat die Deutungsmöglichkeiten der Aschenbefunde sehr präzise anhand anderer Ritualkomplexe herausgearbeitet und sie auf das Material von Wederath übertragen. Es überrascht die Bestimmtheit, wenn sie im zusammenfassenden Abschnitt »Auslegung« die Deutung der Befunde auf gewisse Optionen beschränkt wissen will, nämlich »entweder Leichenverbrennungsstätten oder Depots für die Rückstände der Kremationsfeierlichkeiten« (S. 29). Andernorts kommt sie beispielsweise zur Feststellung, wenigstens sieben Gruben (AG III, 348, 389, 411, 412, 418 und 422) könnten wegen des Vorhandenseins von relativ viel Leichenbrand (56–150 g) als Brandgrabengräber gedeutet werden (S. 24). Die Untergrenze des genannten Gewichtintervalls ist sehr hoch angesetzt. In regulären Gräbern anderer Nekropolen kommen viel leichtere Leichenbrände vor: Gleser a. a. O. 65 f.; N. und J. Metzler-Zens / P. Méniel, *Lamadelaire. Une nécropole de l'oppidum du Titelberg*. Doss. Arch. Mus. Nat. Hist. et Art 6 (Luxemburg 1999) 252 ff.

Man sollte meines Erachtens manche Aschenbefunde folglich durchaus als Brandgrabengräber interpretieren und auch andere als die genannten dafür in Erwägung ziehen. Bereits publizierte Beobachtungen weisen in diese Richtung. Rosemarie Cordie weist im

fünften Band der Publikation von Wederath (153 f.) auf den Aschenbefund Grab 1720 A hin, der in Latène D2 zu datieren ist. Scherben von dort zeigen Anpassungen zu solchen aus Wagengrab 1726. Es ergibt sich also schon für die späte Latènezeit ein direkter Bezug von Grab und Aschenbefund, dessen Ansprache als Brandgrabengrab zudem wegen des Vorhandenseins von Leichenbrand plausibel erscheint. Zur Deutung der Aschenbefunde allgemein sei noch angemerkt, dass beim Vergleich der latènezeitlichen mit den römischen Belegungsabschnitten der Nekropole das fast vollständige Fehlen von Aschenbefunden in den älteren allerdings auffällt. Deswegen ist die Frage zu stellen, ob es nicht vorwiegend Rechtsvorschriften waren, die eine neue Friedhofsorganisation in der frühen Kaiserzeit erforderten.

Lässt man den Abschnitt zur Deutung der Befunde außer Betracht, zeichnet sich der Text durch eine gewisse Vagheit bei der Benennung von Beobachtungen und Tatsachen aus. Es werden längst nicht alle im Katalog enthaltenen Informationen aufbereitet. Die Mischung von allgemeiner Beschreibung mit der Behandlung von Beispielen zu signifikanten Einzelmerkmalen verleiht ihm zudem illustrierenden Charakter gleich dem eines Ausstellungskataloges gerade dort, wo eine vertiefte Darstellung zu erwarten wäre, nämlich beim häufigsten Fundgut, der Keramik, und bei der zeitlichen Einordnung der Befunde als Basis jeglicher weiteren Auswertung. Die häufige Erwähnung von absoluten Zahlen oder Prozentangaben der Merkmalausprägungen (meist aber auf mehrere Stellen im Text verteilt) kann daran nichts ändern. Diese beziehen sich stets auf den gesamten Datensatz, mithin auf Befunde, die im Verlaufe von zwei Jahrhunderten angelegt wurden – für die Chronologie der Kaiserzeit eine sehr lange Zeitspanne.

In einem Text, der vor allem den Charakter einer Quelle hat, wie im vorliegenden Fall, interessieren aber neben der Begriffsbildung selbst die Einzelfälle, die unter dem Oberbegriff konkret subsumiert sind. Es sind Merkmale, Merkmalausprägungen und ihre Vorkommnisse zu benennen. Die Bausteine dazu liefert der Text oft nicht: Die Verfasserin verzichtet vielfach auf Listen der von ihr klassifizierten Merkmalausprägungen. Sie gibt oft nur Beispiele oder erwähnt die Anzahl der Befunde. Listen wären am einfachsten in Klammern oder in Fußnoten direkt im Text zu platzieren gewesen. Bei manchen Merkmalen wird dieses Verfahren durchaus praktiziert. Der Text leidet unter dem Nachteil, dass viele Aspekte im sorgfältig recherchierten Katalog in Eigenregie weiterverfolgt werden müssen – an und für sich spannende Arbeiten, die aber von der Verfasserin selber als kompetentester Interpretin hätte bewerkstelligt werden können.

Dies gilt für viele Merkmale der Funde und Befunde, insbesondere aber für dasjenige der chronologischen Einordnung, das im Unterschied zu anderen Merkmalen nicht einfach im Katalog genannt ist. Es ist für den Leser erst durch (statistische) Analyse für jeden

Einzelbefund als Wahrscheinlichkeitskalkül zu gewinnen. Hier wäre eine vertiefte Darstellung der Ansichten der Verfasserin wünschenswert gewesen, was der Forschung den Einstieg in das disparate Material zweifellos erleichtert hätte.

Möglichkeiten und Grenzen der Kombinationsstatistik beziehungsweise der Seriation sind am vorliegenden Material zu überprüfen. Ihr Fehlen sei der Verfasserin hier nicht angelastet, immerhin steht die Geschlossenheit der Befundensembles in Frage. Dem Kapitel »Datierung« (S. 18) wird aber viel zu wenig Raum geschenkt. Es ist für über dreihundert verwertbare Befunde gerade einmal so lang wie die sehr ausführliche Liste der neunundzwanzig Münzen (S. 7 f.), obwohl die Autorin ein an »Leitformen« orientiertes Wissen darüber zu erkennen gibt. Ihren Ausführungen zufolge sind zweihunderteinundfünfzig Aschengruben und sechsundfünfzig Aschenflächen näher zu datieren. Der Text bleibt Details schuldig: es werden absolute Zahlen von Befunden genannt, die für eine bestimmte Zeitstellung konkret in Frage kommen. Nur die ältesten Befunde finden etwas intensivere Aufmerksamkeit – sie werden in claudische Zeit datiert, ohne Hinweise auf latènezeitliche Befunde zu beachten –, doch lässt auch hier die Formulierung Fragen offen: »Dazu (sic!) zählen die Aschengruben 47, 130, 132, 196, 200, 216 und 217 sowie die Aschenflächen XLI und XLIII« (S. 18). Es ist somit noch erhebliches analytisches Potenzial vorhanden, zumal die

relative Chronologie und die Horizontalstratigraphie der nicht ganz zweitausend kaiserzeitlichen Gräber in Wederath inzwischen detailliert erarbeitet wurden: N. Geldmacher, Die römischen Gräber des Gräberfeldes von Wederath-Belginum, Kr. Bernkastel-Wittlich. Typologische und chronologische Studien. Diss. Univ. Kiel 2004. Elektronische Publ. Phil. Fak. Univ. Kiel 2007.

Laut Vorwort ist ein siebter Band der Publikationsreihe in Vorbereitung. Er wird unter anderem naturwissenschaftliche Beiträge zur Anthropologie, Archäozoologie und Archäobotanik enthalten, des Weiteren auf neuen Röntgenbefunden von Eisenresten basierende Nachträge zu einigen Grabinventaren. Die Bearbeitung der übrigen Befunde wie Wege und Grabgärten steckt allerdings noch in den Anfängen. Eine abschließende Bewertung der Nekropole von Wederath-Belginum wird deshalb erst in fernerer Zukunft möglich sein. Mit dem vorliegenden Werk ist allerdings ein großer und wichtiger Schritt in Richtung einer Gesamtauswertung des Bestattungsplatzes gegangen. Die präsentierten Daten sind unerlässlich für eine Gräberfeldanalyse, die soziale, wirtschaftliche und rituelle Aspekte des hier bestatteten und bestattenden Personenverbandes auszuloten trachtet. Durch die vorbildliche Gestaltung, die sorgfältige Dokumentation sowie die präsentierte Deutung regt es zu solcher Analyse an.

Saarbrücken

Ralf Gleser

KLASSISCHE ARCHÄOLOGIE

Helga Bumke, **Statuarische Gruppen in der frühen griechischen Kunst**. Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts, Ergänzungsheft 32. De Gruyter, Berlin und New York 2004. 204 Seiten, 36 Tafeln.

Helga Bumke legt mit ihrer Berliner Dissertation eine Arbeit vor, die ein lange nicht mehr behandeltes Thema zum Gegenstand hat. Von der älteren Forschung – Konrad Levezov, Bruno Sauer und Werner Technau – setzt sie sich ab, indem sie deren definitorische Parameter für die Definition von Gruppentypen verwirft, ohne allerdings eine eigene Klassifizierung zu geben (S. 7). So erhält die Arbeit den Charakter einer Reihe von Einzelstudien. Die Verfasserin untersucht mehrfigurige Statuen- und Statuettenensembles, die formal, inhaltlich und kontextuell aufeinander bezogen sowie frei im Raum aufgestellt sind und damit nicht Teile eines architektonischen Zusammenhangs darstellen oder Elemente von Geräten bilden.

Die Publikation hat zum Ziel, Zeitstil und Erzählweise von der geometrischen Zeit des achten Jahrhunderts bis zum Strengen Stil, das heißt bis in die Frühklassik hinein, zu verfolgen. Der Untersuchungszeit-

raum ist dabei in drei Phasenabschnitte gegliedert – die geometrische Epoche des achten Jahrhunderts (Teil I), die archaische Zeit bis zum letzten Drittel des sechsten Jahrhunderts (Teil II) sowie die Gruppen spätarchaischer und frühklassischer Zeit (Teil III). Der weiteren Untergliederung liegen unterschiedliche Kriterien zugrunde. Für die geometrische Epoche werden mit Kampf-, Tier- und Reigentanzgruppen thematische Kategorien gewählt; für die archaische Zeit ist es mit der Untergliederung in gleichartig und verschiedenartig komponierte Gruppen ein formales Kriterium; für die Spätarchaik und Frühklassik sind thematische und formale Kategorien verschränkt, indem Zweikampfgruppen nebst zwei- und mehrfigurigen Kompositionen untersucht werden. Schon darin zeichnet sich ab, dass inhaltliche Aspekte der Gruppenbildung nicht konsequent verfolgt werden, im Vordergrund steht die stilistisch-formale Gestaltung. Eine knappe Zusammenfassung schließt die Untersuchung ab.

Die geometrische Gruppenplastik, bei der es sich vornehmlich um kleinformatige Bronzen handelt, ist einem additiven Gestaltungsprinzip verpflichtet. Die einzelnen Aktionsformeln sind mit Bedeutungen be-

legt: Ausgreifende Arme und bewegliche Knie werden zu inhaltlich besetzten Chiffren, die der geometrischen Wertwelt entstammen – ein Ergebnis, das durch die Studien von Nikolaus Himmelmann bereits vorgezeichnet war. Dass die Körperformeln zwischen einer attributiven Bedeutung und einer situativen Sinngebung changieren können, wird in Detailbeobachtungen nur angerissen, etwa zum aufgerissenen Raubtiermaul bei der Löwenkampfgruppe Ortiz (S. 24). Auch der Umstand, dass einzelne Figuren ganz aus der formelhaften Artikulierung herausfallen und stattdessen einer situativen Charakterisierung folgen, wird an dem angreifenden Hund desselben Stückes und der Gruppe aus Samos gut beobachtet (S. 23 und 26), aber nicht für das Verständnis der Gruppen fruchtbar gemacht.

Der Analyse der früh- und hocharchaischen Zeit liegen großformatige Steinskulpturen sowie kleinformatige Bronzen zugrunde. Für diese Bildwerke konstatiert Bumke einen Wandel der Gruppenkonzeption. Die erstmals mit den Bronzen aus Deros greifbaren großplastischen Gruppen zeichnen sich dadurch aus, dass die einzelnen Statuen nicht durch einen Aktionszusammenhang verbunden werden, sondern in parataktischer Reihung erscheinen. Die Verfasserin weist darauf hin, dass durch dieses Kompositionsprinzip die Zusammengehörigkeit von Statuengruppen oft hypothetisch bleibt. Als mögliche, jedoch weder notwendige noch hinreichende Bedingungen für eine Zusammengehörigkeit kann laut Verfasserin neben einer gemeinsamen Basis, der vergleichbaren Größe der Stücke und dem Fundkontext auch die gleichartige Gestaltung gelten. Formale Gleichartigkeit repräsentiert folglich eine inhaltliche Verwandtschaft und nicht – wie für die frühen Gruppen vielfach angenommen – eine physiognomische Ähnlichkeit der Dargestellten (S. 69 ff.). Für das unter dem Namen Kleobis und Biton bekannte Ensemble zweier großformatiger Kouroi bedeutet dies etwa, dass die Ähnlichkeit der Gestaltung nicht als Kriterium für ihre Benennung als Brüderpaar angeführt werden kann (S. 68 f.). Wichtig ist Bumkes Hinweis, dass spiegelbildlich angelegte Gruppen offenbar auf einen architektonisch definierten Rahmen Bezug genommen haben (S. 79 f.). Alle Gruppenbildungen verbindet jedoch, dass die Figuren in keinen Aktionszusammenhang treten. Bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts hat man zumeist auf aktionsreiche Kompositionen verzichtet, an ihre Stelle treten, wenn man so will, »würdevolle Repräsentationsgruppen«. Dieses Phänomen der »Bezugslosigkeit« freiplastischer Gruppenstatuen wird von der Verfasserin – meines Erachtens unzureichend – mit der Festgelegtheit einzelner statuarischer Typen begründet, die keine situationsbedingte Varianz zugelassen hätten. »Erscheinung und Gestaltung der Statuentypen waren anscheinend genau festgelegt und blieben offensichtlich auch bei der Einbindung in einen Gruppenzusammenhang verbindlich« (S. 71). Hier hätte man die veränderte Präsentationsform von Statuen zum Ausgangspunkt für die Frage nach veränderten Bildbedürfnissen machen können.

Erst im späten sechsten Jahrhundert treten in der archaischen Plastik wieder Gruppenbilder auf, bei denen die einzelnen Elemente in einen Handlungszusammenhang treten. An verschiedenen Beispielen wird vorgeführt, dass die Aktion keinen oder einen nur bedingten Einfluss auf die Körperkonzeption hat. Die Akteure sind »nie aus einer wirklich vollzogenen Körperbewegung und Handlung heraus aufeinander bezogen«. Noch wird auf ein »Wechselspiel der Kräfte« sowohl in Bezug auf die Körperhaltung als auch hinsichtlich der Durchgestaltung des Körperbildes verzichtet (S. 129).

Die Inszenierung eines »organischen Wechselspiels« (S. 113) der Körperkräfte war der frühen Klassik vorbehalten. Erst mit der organischen Durchgestaltung des Körpers wird es möglich, das Aufeinanderwirken der Kräfte »als tatsächlichen Vorgang« zu veranschaulichen. Mit dieser neuartigen Erfassung der Wirklichkeit geht, wie Bumke zu Recht bemerkt, eine neue Akzentsetzung im Gehalt einher: Es kommt zu einer inhaltlichen Zuspitzung der Szenen. Bumke betont, dass nun eine in »Hinblick auf Raum und Zeit widerspruchsfreie Wiedergabe des Darstellungsinhaltes« möglich wird (S. 189). Hier hätte sich eine differenziertere Auseinandersetzung mit dem Phänomen angeboten, wird doch diese Aussage durch ihre eigenen Beobachtungen relativiert: Bei der Tyrannentötergruppe ist, wie ihre eigenen Beobachtungen zeigen, nicht ein spezifischer historischer Moment, sondern eine Konstruktion zweier idealtypisch konzipierter Angreifer vorgeführt, während die Athena-und-Marsyas-Gruppe ein Aufeinandertreffen zeigt, das in dieser Weise vom Mythos gar nicht vorgeesehen ist.

Die grundsätzliche Entwicklung der formalen Gestaltung von Statuengruppen, wie sie die Arbeit nachzeichnet, überrascht vor dem Hintergrund älterer Studien zur Stil- und Formgeschichte des frühen Griechenland wenig. So liegt denn der Wert des Buches insbesondere in der differenzierten, kritischen Diskussion einzelner Objekte. Im Mittelpunkt steht eine ausführliche Beschreibung der stilistisch-formalen Konzeption der Skulpturen, um die Stücke innerhalb der skizzierten formalen Entwicklung zu verorten. Darüber hinaus werden unterschiedliche Aspekte zum Teil sehr ausführlich thematisiert.

Bei bruchstückhaft überlieferten Plastiken nimmt die Rekonstruktion der Gruppe breiten Raum ein. Besonders wertvoll sind die konzisen Beobachtungen zu den nur literarisch überlieferten Gruppenanathemen der frühen Klassik – der Orneatenweiheung in Delphi sowie den Stiftungen der Achaier und Apolloniaten in Olympia, für die eine umfassende Rekonstruktion angeboten wird (S. 161 ff.). Die Datierung wird nur relativ selten zum Thema gemacht – großen Raum nimmt sie für die geometrischen Tanzdarstellungen ein, die Bumke auf Grund ihrer aufwendigen Fertigungstechnik zu Recht nicht vor das achte Jahrhundert datieren möchte (S. 33 ff.). Sofern bekannt, nimmt auch die Diskussion des Fundkontextes breiten Raum ein und ergibt insbesondere etwa für die Sphylrelata aus Deros neue Er-

kenntnisse für das Bildverständnis. Während man bislang das ergrabene Herdhaus optimistisch als Apollonheiligtum deutet, in dem die Bronzen auf dem Altar gestanden und die Kultbildgruppe – Apollon mit Leto und Artemis – dargestellt hätten, zeigt die Verfasserin, dass weder die Deutung als Apollonheiligtum gesichert ist noch die Annahme, die Objekte seien auf dem Altar aufgestellt gewesen (S. 47 ff.). Ebenso kommt laut Verfasserin eine Deutung als Votivfiguren in Frage. Vereinzelt werden auch ausführlichere Überlegungen zur Darstellungsabsicht und damit zum Bildinhalt angestellt. Für die Geneleosgruppe wird zu Recht eine situative Lesweise kritisiert, vielmehr handele es sich um die parataktische Reihung von »verbindlichen Statuentypen, die chiffrenhaft dem antiken Betrachter die für diese Personen geltenden allgemeingültigen Verhaltens- und Lebensideale vorführten« (S. 89). Auch bei der Tyrantentötergruppe wird eine situative Lesart, die den historischen Moment des Mordes dargestellt sehen möchte, in Frage gestellt und statt dessen auf die Konstruiertheit der Gruppe verwiesen, die zwei idealtypisch charakterisierte Kämpfer in Aktion vorführt (S. 137 ff.).

Aus der Fülle der differenzierten Detailbeobachtungen, die hier nur beispielhaft referiert worden sind, schlägt die Arbeit nur bedingt interpretatives Kapital. Da je nach Objekt immer wieder unterschiedliche Kriterien in den Vordergrund treten, bleibt eine systematische Zusammenschau der einzelnen Untersuchungskategorien aus. Dabei hätte es sich angeboten, die Ergebnisse zur Formgeschichte mit einer historischen Analyse der Bildinhalte und einer Funktionsgeschichte der Gruppen zu verbinden. Die in die Tiefe gehenden Beobachtungen zu einzelnen Objekten stellen jedoch einen zentralen Beitrag für die Erforschung der frühen Bildkultur dar. Sie bieten eine solide Grundlage für jede weitere Beschäftigung mit frühgriechischer Plastik.

Leipzig

Annette Haug

Katja Lembke, Die Skulpturen aus dem Quellheiligtum von Amrit. Studie zur Akkulturation in Phönizien. Damaszener Forschungen, tome 12. Philipp von Zabern, Mayence 2004. xiv et 222 pages, 27 illustrations dans le texte, 64 planches.

Malgré sa découverte ancienne – le site est décrit dans des récits de voyageurs du dix-septième siècle –, le sanctuaire d'Amrit reste assez mal connu. Les fouilles et les pillages, qui se sont multipliés dès la seconde moitié du dix-neuvième siècle, ont mis au jour des fragments de sculptures, très vite dispersés dans différentes collections. La plupart des trouvailles provient des travaux de Maurice Dunand, en 1926 (fouille d'une favissa), puis entre 1954 et 1959, avec l'aide de Nessib Saliby, trouvailles partiellement publiées dans deux articles et dans un volume de synthèse paru en 1985. Le livre de Katja

Lembke constitue désormais l'ouvrage de référence sur ce monument. Mais, comme le sous-titre l'indique, il ne s'agit pas seulement d'une publication archéologique: l'auteur entreprend, à partir de l'exemple d'Amrit, une vaste enquête sur les modes d'acculturation et ne propose rien de moins qu'une synthèse sur l'identité culturelle phénicienne.

Les ambitions de l'auteur apparaissent dès l'introduction, où est mis en place un cadre méthodologique et conceptuel qui charpente, de manière souvent rigide, tout l'ouvrage. Les chapitres consacrés à la publication du monument et du mobilier sont, à bien des égards, exemplaires. Après l'historique des fouilles et des recherches (p. 11–18), l'étude architecturale (p. 19–32) envisage tous les aspects de l'édifice et l'on suivra volontiers l'auteur quand elle remet en question l'existence de deux tours d'angle du côté nord ainsi que celle des deux piliers libres, proposés dans la publication de 1985. La datation, à la fin du septième siècle, est elle aussi convaincante et il faut sans doute renoncer à considérer le sanctuaire d'Amrit comme un exemple d'architecture phénicienne de la période perse.

Le gros de l'ouvrage porte sur l'abondant matériel recueilli (uniquement les fragments sculptés en pierre et les figurines de terre cuite, le reste – céramique et petits objets – n'étant pas étudié). Il y a 552 numéros dans le catalogue qui clôt le texte: cela n'épuise pas l'ensemble des découvertes effectuées sur le site, mais montre l'immense travail accompli par l'auteur pour retrouver et cataloguer les fragments, dont un certain nombre d'oeuvres disparues. Outre dix terres cuites, seuls huit fragments, pour l'essentiel des pièces non figurées, sont en calcarénite locale, et quinze en marbre (p. 33–39). Le reste, de type chypriote, est fabriqué dans un calcaire dont l'analyse de Christos Xenophontos (annexe II, p. 218 s.) tend également à montrer l'origine chypriote. Le plus gros chapitre (p. 40–96) est donc consacré à l'étude, typologique et stylistique, des sculptures en calcaire. L'auteur renonce, avec raison, au système de datation défini par Einar Gjerstad (p. 41) et suit un découpage simple, en trois phases archaïques. La typologie proposée est souvent complexe, les catégories nombreuses et les recoupements entre séries ne manquent pas: sur un même schéma plastique, les sculpteurs chypriotes se sont plu à jouer de variantes qui rendent les classements difficiles, surtout quand il s'agit de fragments. Quelques interprétations suscitent des réserves: je vois mal comment la main qui apparaît sur le côté du fragment no. 187 (pl. 25 d) peut s'articuler avec ce qu'on voit de l'arrachement du bras et l'interprétation comme groupe, proposée par Dunand, continue à me paraître plus satisfaisante. L'auteur met bien en évidence l'existence de types locaux – le »Maître des animaux« tenant un oiseau au lieu d'un lion – et les rapprochements suggérés sont tous convaincants. Elle souligne ainsi avec raison le lien entre les sculptures de sa troisième phase archaïque et celles de Kition et d'Idalion: le cinquième siècle est le moment où le royaume de Kition entre, pour la première fois de façon

assurée, dans l'histoire, et où il connaît une phase d'expansion territoriale et d'accroissement de son influence, politique et culturelle, à Chypre. Les trouvailles d'Amrit montrent que son rayonnement allait bien au-delà des frontières de l'île. Le chapitre suivant, qui porte sur le culte (p. 97–109), s'intéresse aux seules conclusions qu'il est possible de tirer d'une documentation très lacunaire. Les deux dédicaces à Echmoun constituent, de fait, les seuls témoignages utilisables pour identifier la divinité – ou, du moins, l'une des divinités – à laquelle était consacré le lieu.

Le dernier chapitre (p. 110–143) ne se contente pas de replacer le sanctuaire d'Amrit dans son contexte, historique et culturel: le monument sert de prétexte ou, plutôt, d'illustration, à une synthèse sur la civilisation phénicienne. L'auteur, qui envisage en quelques pages les relations culturelles entre la Phénicie et les autres civilisations de Méditerranée orientale au premier millénaire, fait preuve d'une remarquable maîtrise d'une documentation dispersée et d'une évidente capacité à franchir les barrières des spécialités disciplinaires. Mais l'ambition même de son sujet entraîne des simplifications, des à-peu-près. La présentation de la situation historique de Chypre (notamment p. 125 s.) fourmille de ce que Franz Georg Maier nomme des »factoids« (Journal Hellenic Stud. 105, 1985, 32–39). Quelle source indique que les Phéniciens »jouaient un rôle important dans le transport du cuivre par mer? C'est justement l'un des paradoxes des textes orientaux, notamment assyriens, qu'ils ne mentionnent jamais le cuivre lorsqu'ils traitent du tribut apporté par les rois chypriotes et levantins. Quelle est donc cette »koinè chyro-phénicienne« qui règne sur la côte sud de Chypre, à proximité de Kition, et touche notamment Salamine et Amathonte? Quelle est la relation logique entre la prise d'Idalion par Kition et le fait que le premier royaume s'était engagé du côté des insurgés lors de la révolte ionienne? Certaines interprétations sont, par ailleurs, discutables. Je pense notamment qu'il faut absolument distinguer deux lots différents parmi les sculptures chypriotes d'Amrit: la première série, la plus ancienne, entre dans la catégorie »chyro-ionienne«; la seconde pourrait s'appeler »kitienne«, tant les liens entre les trouvailles d'Amrit et celles de la région de Kition sont étroits. La catégorie »chyro-ionienne« comprend, comme partout ailleurs, en particulier dans le monde grec, à la fois des oeuvres de style »mixte« et des œuvres de type »purement« chypriote. L'auteur a donc raison de souligner qu'on ne peut pas faire l'économie de sculpteurs chypriotes (p. 129–137). Mais je doute qu'on puisse mettre en évidence des spécificités locales, preuve d'une adaptation des créateurs à la demande et donc de l'existence d'ateliers itinérants. L'argument, plusieurs fois présenté au cours de l'ouvrage, s'appuie sur deux torsos masculins, de même facture, peut-être de même main, l'un nu (no. 184 pl. 22; 23), l'autre vêtu d'un perizoma peint (no. 168 pl. 22 e). Ce serait la preuve que le type grec, nu, pouvait être modifié pour s'adapter au goût local (p. 136). Mais les deux types du kouros »chyro-

ionien«, nu et vêtu, sont aussi attestés dans le monde grec: un »dompteur de lion« de Camiros porte un même perizoma peint, un »kilt« rouge selon la description de Frederick Norman Pryce (Catalogue of Sculpture in the Department of Greek and Roman Antiquities of the British Museum I I [London 1928] no. B 335 pl. 36). Si donc l'existence de variantes locales est un argument fort pour suggérer la présence de sculpteurs chypriotes (kitiens?) à Amrit pour la série de la fin de l'archaïsme, il n'en est absolument pas de même pour la série ancienne, qui ne se distingue en rien des autres lots »chyro-ioniens«.

Mais c'est surtout le cadre conceptuel défini et l'usage qui en est fait qui éprouvent, dans ce chapitre, leurs limites. Dès l'introduction (p. 1–10), l'auteur multiplie les références à l'archéologie post-coloniale et à l'anthropologie culturelle pour affirmer son affranchissement de l'hellénocentrisme. Pourtant, quelques lignes plus loin, l'art phénicien est naturellement hybride puisque le »peuple« phénicien est fait de marchands et de navigateurs (cliché répété p. 147). De même, parmi les cinq échelles définies dans les modes de réception des influences étrangères, le niveau le plus élevé, celui de la création, reste l'apanage des seuls Grecs (réitéré p. 146). En quoi les sarcophages anthropoïdes en marbre, les ivoires ou les coupes métalliques gravées tiennent-ils moins de la création que les kouros grecs? Le classement, qui offre toutes les garanties extérieures de l'objectivité descriptive, est en fait un jugement de valeur. Et c'est un jugement qui repose sur un corpus limité, en objets et dans le temps. De fait, seule la plastique est envisagée, laissant hors du champ de l'étude des pans entiers de la civilisation matérielle phénicienne, comme la céramique. Par ailleurs, la définition des aires d'influence ne prend pas en considération l'histoire. Or, si, par exemple, bon nombre de productions phéniciennes sont égyptisantes, elles le doivent moins à une influence directe de la vallée du Nil qu'au fait que les civilisations syro-palestiniennes du premier millénaire sont en grande partie les héritières, dans le répertoire du luxe, de la koinè culturelle qui caractérisait l'ensemble de la Méditerranée orientale au Bronze Récent.

Ces réserves touchent les marges de l'ouvrage et ne remettent nullement en question l'importance de la publication. Par sa qualité, le livre de Katja Lembke fait d'Amrit l'un des sanctuaires phéniciens les mieux étudiés. Il ne doit toutefois pas faire oublier qu'il s'agit d'un lieu de culte extra-urbain d'Arados et que les grands sanctuaires urbains de la Phénicie du premier millénaire restent encore totalement inconnus.

Lyon

Sabine Fourrier

Dieter Mertens, *Städte und Bauten der Westgriechen*. Hirmer, Munich 2006. – Edition italienne: *Città e monumenti dei Greci d'Occidente*. L'Erma di Bret-

schneider, Rome 2006. 463 pages, 751 illustrations dans le texte, très souvent en couleurs.

Ce livre très bien édité constitue une somme très attendue sur l'urbanisme et l'architecture des Grecs d'Occident. Le plan est principalement chronologique. L'introduction est consacrée à la colonisation grecque en général, aux traditions architecturales des cultures locales ainsi qu'à celles des sociétés grecques de métropole au moment de la colonisation. Le premier chapitre («Les débuts») fait l'histoire des premiers établissements grecs en Occident aux huitième et septième siècle, avec un assez long développement sur Mégara Hyblaea et, bien entendu, sur Sélinonte. Le second chapitre consacré au haut-archaïsme comprend d'abord une étude détaillée des premiers temples, notamment des terres cuites architecturales, puis un développement sur la naissance de l'architecture en pierre, et particulièrement sur le temple d'Apollon à Syracuse, les grands temples de Sélinonte, les constructions achéennes d'Italie méridionale. Le chapitre est complété par l'étude des plans d'urbanisme des cités achéennes d'Italie méridionale, de Locres, une étude poussée de l'urbanisme de Sélinonte au sixième siècle, ainsi que des fondations plus récentes (Agrigente, Lipari, Marseille, Vélia). Le chapitre intitulé «Période de bouleversements dans l'architecture archaïque tardive» est consacré aux temples de cette période charnière, avec une attention particulière à l'ordre ionique et aux mélanges d'éléments ioniques dans l'architecture dorique.

Le chapitre sur le cinquième siècle est à nouveau divisé en deux parties, la première sur les temples du style sévère, particulièrement le temple de la Victoire à Himère et son «jumeau» syracusain, le temple E de Sélinonte et l'Héraion II de Poséïdonia, les temples ioniques de Métaponte et de Locres. Puis sont traitées les modifications dans la première moitié du cinquième siècle des grands centres urbains de Syracuse, d'Agrigente, de Sélinonte, des cités achéennes de Métaponte et Poséïdonia.

Le chapitre sur «La maturité» traite des cités construites ou reconstruites dans la première moitié du cinquième siècle, comme Naples ou Naxos, Himère (pour les modifications supposées apportées par Théron à un habitat mis en place dès le second quart du sixième siècle), Camarine, la ville basse de Vélia, et se termine par une réflexion sur Hippodamos et Thourioi. Mertens aborde ensuite l'architecture «rationnelle» de la seconde moitié du siècle, les questions de métrologie, de proportions et de tracés régulateurs dans les temples d'Agrigente, de Sélinonte, de Kaulonia, et évidemment de Ségeste pour lequel son étude fait autorité.

Le dernier chapitre, intitulé «Crise et récession à la fin du Ve s. av. J.-C.», permet à l'auteur de présenter un copieux dossier sur les fortifications de Syracuse à l'époque de Denys, puis quelques réflexions sur Grecs et italiens en Grande Grèce. Je noterai tout de même ici mon désaccord sur l'interprétation du site fortifié de Moio della Civitella, qui n'a pas pu participer à la défense de

Vélia autour de 400, pour la simple raison qu'il n'existait sans doute pas avant le dernier tiers du quatrième siècle. Mais le site n'a fait l'objet pour l'instant que de notices préliminaires et la publication définitive est encore en préparation, on aura donc l'occasion d'y revenir.

La bibliographie est tout à fait à jour sur la plupart des thèmes abordés. Le plan suivi est clair. La division en chapitres chronologiques oblige souvent à tronçonner l'information sur les grands sites, mais le sommaire au début du volume et l'index à la fin permettront de s'y retrouver sans trop de mal. Chacun des grands chapitres se conclut généralement par une synthèse qui permet de rassembler les idées maîtresses, ce qui fait que l'ouvrage, malgré l'abondance des informations, reste clair et facile à lire.

L'illustration est une des grandes richesses de ce livre. Très nombreuse, souvent nouvelle ou redessinée, elle sera extrêmement utile, même si l'on pourra regretter quelquefois un format un peu exigu, rançon de l'abondance. Une critique tout de même: sans doute pour alléger la présentation, les numéros des illustrations, donnés dans la légende, ne sont pas répétés sous l'illustration elle-même, ce qui peut créer quelque incertitude. Quelques incertitudes aussi lorsque plusieurs images font partie de la même figure, par exemple fig. 129, le temple d'Apollon à Cirò est en bas (b) et le temple C de Thermos en haut (a) contrairement à ce que dit le texte; ou p. 117, fig. 186, le temple Y et le temple d'Aphaia, dont on parle, sont à droite, les temples de Syracuse et de Sélinonte à gauche, ce qui peut déconcerter, l'ordre de lecture étant plutôt de gauche à droite.

Ces critiques mineures n'enlèvent rien à l'intérêt d'un ouvrage que tout chercheur sur la Grèce d'Occident devra avoir impérativement dans sa bibliothèque, et dont on espère une prochaine traduction en français.

Aix-en-Provence

Henri Treziny

Klaus Junker, **Griechische Mythenbilder. Einführung in ihre Interpretation.** J. B. Metzler, Stuttgart und Weimar 2005. 190 Seiten, 36 Abbildungen.

Nach dem Abschluss des Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae (LIMC) erschienen in den letzten Jahren mehrere Beiträge zur antiken Mythologie, zu denen auch die vorliegende Schrift gehört. Dass das LIMC »sämtliche Figuren der griechischen und römischen Mythologie« enthalte, wie Junker in seinem gut gegliederten, ausführlichen Literaturverzeichnis (S. 172) schreibt, ist allerdings zu korrigieren. Von einer ganzen Reihe mythologischer Gestalten sind keine bildlichen Darstellungen nachgewiesen. Sie erscheinen daher nicht in LIMC.

Das Buch ist in sechs Kapitel gegliedert. Das erste (S. 13–27) bringt zunächst als Fallbeispiel die Berliner Sossiaschale (Abb. 1; 2). Ihre Bilder innen und außen

stehen nach dem Verfasser (S. 21) in einem gedanklichen Zusammenhang, der mehr der Bildkunst als der Literatur entspreche. Verlangt sei hier »ikonographische Kombinatorik«, die allerdings mit Gefahren verbunden sei (S. 23). Diesen ist auch der Autor nicht ganz entgangen. Im Innenbild der Schale ragt hinter der linken Schulter des von Achill am Oberarm verbundenen Patroklos kein Köcher auf (so S. 13), sondern es handelt sich, wie längst gesehen, um den Teil des Harnischs zum Schutz der linken Schulter, der wegen der Wunde hochgeklappt ist.

Ein zweites Gefäß aus dem ersten Kapitel, auf das der Autor später ebenfalls öfter zurückgreift, ist die Berliner Amphore des Exekias (Abb. 4; 5). Wieder bestehe eine gedankliche Kombination zwischen den beiden Bildern: Kriegers Abschied und Bergung eines Gefallenen. Obwohl der letztere in der Forschung allgemein als der tote Achilleus gilt, den Aias trägt, möchte der Verfasser die beiden namenlos lassen (S. 25; 57; 113; 142). In Dichtung und Bildkunst pflegen jedoch normalerweise beim Transport eines Gefallenen zwei Figuren aufzutreten (vgl. Abb. 14). Nur Aias war stark genug, den riesigen toten Achill samt Rüstung allein zu tragen. Es muss daher auf der Berliner Amphore bei Aias mit Achill bleiben, um den dessen Mutter Thetis klagt.

Kapitel 2 (S. 28–64) enthält ausführliche Definitionen zu Mythen und zu deren bildlichen Umsetzungen. Junker spricht von »Formen des visuellen Erzählens«. Er greift hier wie auch sonst weit aus – von attischen Vasen bis hin zu römischen Sarkophagen (Abb. 11) und zum Barberinischen Faun (Abb. 12), einem mythischen Wesen, bei dessen Schöpfung »visuelle Strategie« mitgewirkt habe (S. 54). Wie schwer die Unterscheidung zwischen Mythenbildern und solchen des damaligen Lebens ist, wird hier und anderenorts anhand von Beispielen ausgeführt.

In Kapitel 3 behandelt der Verfasser vom historischen Standpunkt aus die sprachliche (S. 65–73) und bildliche (S. 73–89) »Mythenproduktion«. (Es ist zu hoffen, dass dieser Begriff nicht Schule macht.) Das führt unter anderem zur Frage nach den Anfängen des Mythenbildes. Nach Ansicht des Autors gehören die Darstellungen auf der großen Polyphemamphore in Eleusis (Abb. 17) »zur ältesten Generation der eindeutigen Mythenbilder« (S. 76). Dieses um 670 v. Chr. entstandene Werk ist jedoch ein bis zwei Generationen jünger als die gesicherten Heraklestaten oder das trojanische Pferd auf böotischen Fibeln (vgl. F. Canciani, *Archaeologia Homerica*, Lieferung N 2, *Bildkunst II* (1984) N 60 Abb. 21). Diese für die Mythologie wichtige Gattung hätte vom Verfasser berücksichtigt werden sollen.

In Kapitel 4 »Denkmälerarten und Funktionsbereiche« werden die folgenden Bildgattungen im Überblick beschrieben: Vasenmalerei (S. 90–97), Plastik (S. 97–101), römische Wandbilder sowie Mosaik (S. 101–105) und römische Sarkophage (S. 105–108). Aus den jeweils wenigen Seiten für sehr große Gebiete geht hervor, dass der Autor im Allgemeinen bleiben muss. Doch werden die gleichen Themen in anderen Kapiteln immer wie-

der aufgegriffen. So ist zum Beispiel die Bauplastik an vielen weiteren Stellen vertreten (Abb. 7; 18–20; 23; 36). Dass der Mythos vom Streit zwischen Poseidon und Athena im Westgiebel des Parthenon nach den Perserkriegen in Athen entstanden sei (S. 34 u. ö.), überzeugt meines Erachtens nicht.

Im methodischen Kapitel 5 (S. 109–139) gibt Junker zunächst eine Geschichte der Hermeneutik. Das Vorgehen des führenden Gelehrten auf diesem Gebiet, Erwin Panofsky, sei an Bibel und Heiligenviten gebunden und daher nur bedingt auf die klassische Mythologie zu übertragen (S. 113). Einer von Panofskys zentralen Künstlern, Albrecht Dürer, hat jedoch eine ganze Reihe von Darstellungen antiker Mythen geschaffen. – Zwei plastische Gruppen, Laokoon (Abb. 26) sowie Athena und Marsyas (Abb. 27–29), werden geschickt als Beispiele herausgegriffen. Für die Bewegung des Marsyas vergleicht der Verfasser überzeugend tanzende Satyrspielsilene auf Vasen (Abb. 30). Er geht ferner intensiv auf die Vorgeschichte und die Nachwirkung der berühmten Gruppe des Myron ein (S. 137–139).

Das letzte Kapitel, »Inhalte und Intentionen« (S. 140–170) basiert auf allen fünf vorausgehenden Abschnitten. Der Autor wendet sich gegen allzu einseitige Deutungen. »Anstatt eine vorrangig affirmative, bloß bestätigende Wirkung zu entfalten, haben viele Bilder einen Bezug zur Reflexion über die von ihnen thematisierten Gegenstände geleistet« (S. 166). Affirmation und Reflexion werden an einem Beispiel erläutert, für das es wie beim Innenbild der Sossiaschale (Abb. 1) keine schriftlichen Quellen gibt: Achill und Aias während einer Kampfpause beim Brettspiel (Abb. 37). Nach einer früheren »affirmativen« Interpretation seien die beiden pflichtvergessen (S. 168). Da es sich aber um die zwei größten achäischen Helden handelt, die beide schon vor der Einnahme Trojas starben, fordere dieses spezifische, wohl von Exekias erfundene Bild zur Reflexion heraus (S. 170). Der Gedanke an den frühen Tod der beiden ist meines Erachtens durch ihre ungewöhnlichen Mäntel unterstrichen. Sie gleichen in ihrer reichen Verzierung einem Leichentuch (φάρος).

In der gesamten Arbeit wendet sich der Verfasser erfolgreich gegen jene, für die antike Mythenbilder nichts anderes als Illustrationen von Texten sind. Dazu gehören vor allem klassische Philologen. Nun setzt das Verstehen von Bildkunst eine bestimmte Schulung des Sehens voraus, ähnlich wie das Verstehen von Musik eine solche des Hörens. Dazu können Junkers gut ausgewählte Beispiele zusammen mit dem neuen LIMC-Supplement (2009) manches beitragen.

Würzburg

Erika Simon

Natascha Sojc, **Trauer auf attischen Grabreliefs. Frauendarstellungen zwischen Ideal und Wirklichkeit.** Dietrich Reimer Verlag, Berlin 2005. 189 pages, 25 black-and-white photos, 8 colour photos.

The study of Attic funerary monuments goes back a long time, starting with Alexander Conze and his »Die attischen Grabreliefs« in four volumes, published between 1893 and 1922. At first, the reliefs were mostly analysed and classified from a stylistic point of view. Also, the main interest was on the inscriptions, the pictures being of lesser importance. One of the first who took an interest into the iconography was the Danish scholar Knud Friis Johansen, who published »The Attic grave-reliefs of the Classical period« in 1951. His method was to look at the reliefs not as a pieces of art, but using the iconography as a source for interpreting the social and moral values and attitudes of the Athenian society.

Every student of Classical Attic burial monuments will have great help from the late Christoph W. Clairmont's impressive corpus from 1993, »Classical Attic Tombstones«, consisting of a detailed catalogue in six volumes and a Plate Volume with photographs of about two thousand reliefs. Also the inscriptions are published and commented on in the Catalogue Volumes.

A socio-political aspect, based on the iconological message of the reliefs, was presented in 1997 by Johannes Bergemann in his magnificent work »Demos und Thanatos. Untersuchungen zum Wertsystem der Polis im Spiegel der attischen Grabreliefs des 4. Jahrhunderts v. Chr. und zur Funktion der gleichzeitigen Grabbauten«. Among other things, Bergemann argues that the primary function of the burial reliefs was not to express grief and loss, but to point out the social norms and systems that formed the basis of society. This is in particular visible in motifs showing married couples, women, and children, as well as in family scenes. The reliefs are demonstrating members of a family as strongly united (clasp hands in the so called dexiosis-gesture), expressing succession and continuance (children born in a legitimate marriage), and not to forget, exposing beautiful women as faithful wives and mothers. By referring to these norms in public, the citizens would demonstrate their affiliation and loyalty to the state, and that they thus rightfully deserve their political status as members of the city-state. This could easily work in a very practical sense. The burials were placed in public outside the city walls on terraces along the roads leading to and from the city. All passers by could stay and watch the monuments, and after receiving the iconological message, the point was taken!

In recent years, in monographs and articles, the reliefs have been approached from a gender perspective. The images, no doubt, tell us a lot about gender values, male and female attitudes and family structures in the Athenian society of the Classical period. Citizen-women in real life, as we know it, were not to be found in the public area, except for religious occasions. But within the iconographic framework of the burial relief it was considered appropriate, in order to demonstrate the values of being a legitimate wife and mother of children – sons being favoured as the heirs and future pillars of society. The iconographic message would be that

husband and wife work for the same goal; the unity of the family, the success of the household and, ultimately, the confirmation of citizenship. Motherhood would be demonstrated by letting infants and older children accompany the respectable lady of the house.

Yet, another contributor to the study of iconography and gender on the burial monuments is Natascha Sojc, in her very solid and most interesting book. This is a revised version of her dissertation for a Ph.D.-degree in 1999, concerning women depicted on Greek Classical burial reliefs.

In this new book Sojc investigates the Attic funerary reliefs with the aim to, based on iconographical methods, interpret the motives of women in, as she puts it, a »kulturhistorischen« context. This means that she is analysing the different kinds of roles of women in the Athenian society, both real ones and those idealised, in order to point out how women were to be commemorated on the burial monuments. The period covered is about 440 to 300 B. C. Obviously, it was not personal abilities of the individual, but rather the deep rooted traditional idealisation of femininity and female virtue, that was applied. And this idealisation reflected the attitudes of society as a whole, concerning male and female gender roles.

The book contains nine thematic chapters. I will not go into detail and give an account on every one of them, but rather focus on some aspects that especially caught my interest. In her introduction, Sojc demonstrates a broad knowledge concerning basic ideas on different theories applied to Gender studies. Michel Foucault and Jacques M. Lacan are referred to, as well as Christiane Sourvinou-Inwood and her methods on a semiotic »reading« of images.

Sojc's investigation starts in the second chapter with a short summary of the common opinion on women in the Athenian society. The conceptions of public and private spheres are being discussed and here Sojc argues that the dichotomy that we experience today in our society perhaps was not at value in the ancient Greek world. She also refers to earlier research that, in her opinion, wrongly has placed women in seclusion in the houses in a harem-like fashion. In order to demonstrate the free word spoken out by ancient women in connection to their status as married to citizens or prominent men of the state, Sojc also reflects on the Attic drama. In this case Iphigenia in Aulis by Euripides is referred to in order to demonstrate that women (here Clytemnestra addressing Achilles) would be able to communicate with men and even demonstrate a certain authority. However, I am somewhat hesitant to the method of using Greek tragedy as an example of ordinary behaviour. Women (and men) in Greek drama are not ordinary people, their characters and acting being moulded on the myths. As a source of normal female behaviour in Classical Athens, this example, to me, is a bit over the edge.

In the third chapter Sojc makes a comparison between the iconography of white ground grave lekythoi

and that of the burial reliefs. An important argument for the comparison is the overlap in time between the lekythoi and burial monuments in the middle of the fifth century. Sojc demonstrates that on the lekythoi, women are being pictured occupied with tasks that often are connected with the burial monument, or with preparations of the funeral – tasks that in the ancient Greek society were women's jobs. This would be an iconographic tradition passed over from the lekythoi to the burial monuments.

One of the most interesting parts in the book is when Sojc turns to the scenes on the burial reliefs labelled »Frauengemachszenen«, or, in English, »scenes from the women's quarters«. These scenes normally depict a seated or rather, in my opinion, enthroned lady of the house together with a standing female servant or a female relative. There would also often be a jewellery box as well as an infant or small child present. The methods that Sojc uses are analyses of the body-language and how this is being expressed in gestures and poses, and also in dressing and veiling. Sojc demonstrates, in a convincing way, that women are being depicted according to a standard frame which in particular is noticeable in the »Frauengemachszenen«. The position of the deceased woman is easy to recognise in almost every scene. She is sitting on a chair with her back slightly bent, she is often beautifully dressed, the clothes being transparent as to reveal her body shape, and she is also wearing jewellery. The so called pudicitia-gesture is present, with her right hand kept to the chin, the left arm in position to support the right elbow, and the head slightly bowed. All of this reflects sorrow, but even more female modesty, restraint and beauty. It also demonstrates the idea of female virtue: women as legitimate wives and mothers, which was high priority on the political agenda, not only to husbands, but to society as a whole.

Sojc also notices that when women are depicted on so called »family scenes«, no infants can be detected, the children present being a bit older. Here, the woman, being a *γυνή*, wife and also a mother, is seated on a chair, placed in the centre and surrounded by members of the household. Mothers and daughters are often united in the dexiosis-gesture. The handshake could also be seen among husbands and wives. The meaning of the gesture has been interpreted as a sign of farewell, or a reunion in the underworld, but is still much debated. In my opinion, the dexiosis would be a sign of union and strength within the family, an alliance that will not break, even in times of death and separation.

Occasionally, tenderness in gesture and pose between mother and daughter is clearly visible. Sojc sees parallels in mythological, when an affectionate relationship between mother and daughter, especially Demeter and Kore (Persephone), is being expressed. This myth would in particular create a solid feeling of consolation to people and could easily be transformed to the pictorial expression of female affection and consolation on the reliefs.

Sojc also discusses the young girls on the reliefs, with their body shapes, hairstyles and dresses. Obviously, there was a conscious intention of demonstrating different age levels of the girls by focusing on the physical development from childhood to puberty. Even quite young girls participated in ritual events of the city-state, as *arktoi* in the cult of Artemis Brauronia, and as *arphoroi* and *kanephoroi* in the state cult of Athena. This, clearly, seems to have been important tasks to refer to in images of young girls on the reliefs.

In order to find out how memory and identity of a deceased woman was expressed, Sojc turns once more to the written sources, this time Xenophon. In his *Oikonomikos*, the norms and attitudes of a perfect wife comes to expression. A husband speaks to his wife on different matters that have to do with how to run a perfect household, and also how to become a perfect wife. In short, the norms of society – and of the Athenian family – prescribed that a woman should be beautiful, but in that natural way which comes out of a healthy life with activities and duties performed in the household. Control of appetite is of importance and no artificial make up needed. Also, the woman ought to be seductive and attracted to her husband, but to him only! No flirtations with other men are accepted. Dutiful, but modest participation in religious festivals of the city-state is requested – but not to take into drinking during the religious banquets. Now, *Oikonomikos* is a satire on morality concerning the Athenian family and demonstrates what good happens to your economy and household if you, as a husband, train your wife to be an expert on how to run the *oikos* – and what disaster that will come if you fail to do so. The married couple in *Oikonomikos* speaks freely to each other and it is understood that husband and wife work for the same goal, the success of the *oikos*. But, still, there is not much equality here between the sexes. Even if the wife is aloud to express her opinion, everything is on the terms of the husband.

Sojc's main results concerning commemoration and identity of the women would, if I have correctly understood it, be as follows: The same norms that were considered ideal for women in life, would be used for commemorating them when they have died. They are being commemorated on the reliefs according to standard measures – not to any real or personal ones. Gestures, dress, attitudes, and relations between women and other persons express and expose these norms and attitudes connected to the idealised construction of female gender roles.

The pictures of the dead women also create comfort for those left behind. By watching the imagery of the reliefs the mourners would be assured, over and over again, of women as being immaculate. The pictorial composition, both in the scenes with the women's quarters and in the family scenes, focus on the expected ideal virtues of a wife: beauty and sexual attraction – yet, modesty; sorrow – yet, restraint. And not to forget: consolation and strength. With all these qualities ascer-

tained consolation, as well as strength are being brought to those left behind.

One could add that this also constructs a collective memory of the society. Parallels of how disturbing death is and how a common remembrance is created can be observed in our own modern society. Just read the necrologies in the newspapers of deceased persons and note what is being focused on from their lives. Sojc gives a remarkable example from the death and memorial of a famous American female editor of a fashion journal and how her death was tackled in public. Among other things beauty, calmness, strength and a feeling of »eternity« were the features that were used in a symbolic way for the commemoration of this woman, in order to create consolation and a way to handle the trauma that her premature death caused.

To conclude, I find Natascha Sojc's book very refreshing since it introduces new ways of approaching women and their status in the Athenian society, both in their real life and in the idealised shape of the burial reliefs. I have not focused on the word »Trauer« (grief) very much. Sojc's argument, as I understand it, is that grief is present, but in a very subtle way. Intense sorrow and mourning immediately connected with the death of a loved one is not at stake here, but rather consolation, offered in cases of loss of a wife, mother or daughter. The way in which women were depicted, with all the ideal virtues like femininity, fertility, chastity, beauty, eternal faithfulness, and strength, served to comfort those left behind. The commemoration of the deceased is also transformed into a collective memory which could be applied to every woman. This is the only way a female could be commemorated on in public. Not for her own identity, or personal qualities, but for the collective memory of the ideal identity, the icon that is Woman.

Sojc puts a lot of effort in her study of the burial reliefs and convincingly argues that what earlier was considered as a piece of art, turns out to be a very complex source for gender structures and attitudes towards women and femininity in Classical Athens. The method used is splendid, the argumentation solid, the results interesting. The author masters her subject well and delivers her thesis in a convincing manner.

I also wish to pay my complements to the Dietrich Reimer Verlag on the volume. The book is beautiful, with an attractive layout and good quality of the photographs. This study deserves to be read by everyone working on gender, iconography and burial reliefs (not necessarily Attic ones).

Göteborg

Agneta Strömberg

Jürgen W. Riethmüller, **Asklepios. Heiligtümer und Kulte**, Bände I und II. Studien zu antiken Heiligtümern 2. Verlag Archäologie und Geschichte, Heidelberg 2005. 392 und 502 Seiten, 5 Karten, 142 Abbildungen, 22 Tafeln.

Der Heilgott Asklepios bietet, so der Verfasser, einen »geradezu paradigmatische[n] Fall für die Entstehung einer griechischen Gottheit« (S. 21). Allerdings würden »bis heute alle frühen Belege für Asklepios eliminiert und auf wahllos herangezogene Vorgängergottheiten beziehungsweise Heilheroen bezogen«. Hinzu komme, dass sich in der Forschung ein »epidaurozentrisches Bild« des Asklepioskultes verfestigt habe (S. 27). Hiermit sind zwei in den Augen des Verfassers wesentliche Defizite der modernen Asklepiosforschung benannt, die er in der vorliegenden Arbeit durch eine »zusammenfassende Betrachtung der Heiligtumsbefunde und ihre Konfrontation mit quellenorientierten kultgeschichtlichen Modellen« zu beheben versucht, um »auf diesem Weg [...] ein neues, zutreffenderes Bild von Geschichte und Charakter des Asklepioskultes, das stärker als bisher den archäologischen Fakten, insbesondere der Heiligtumsarchitektur als primärer Informationsquelle, Rechnung trägt«, zu entwerfen (S. 30f.). Allerdings, dies sei im Voraus bemerkt, gelingt es dem Verfasser auch auf der Basis einer solchen erneuten Sichtung des archäologischen Befundes nicht, den Leser von der Kernthese seiner Arbeit zu überzeugen, nach der nämlich der Asklepioskult in Griechenland deutlich früher als bisher angenommen – an einigen Orten sogar bereits in geometrischer Zeit – eingesetzt habe.

Die bereits von ihrem Umfang her beeindruckende Untersuchung, die auf einer Heidelberger Dissertation aus dem Jahr 1995 basiert, besteht aus einem Text- und einem gesonderten Katalogband. Letzterer gliedert sich in einen regulären Katalog (im Folgenden zitiert als »Kat.«), in dem 172 Heiligtümer und Kultstätten des griechischen Mutterlandes einschließlich Thessaliens aufgenommen sind, sowie in einen Appendixkatalog (zitiert als »App.-Kat.«). Dort sind weitere 732 Stätten des Asklepioskultes im übrigen griechischen Bereich sowie im östlichen und westlichen Mittelmeerraum erfasst. Während der Appendixkatalog keine Vollständigkeit beansprucht und sich lediglich auf knappe Angaben zum Fundgut sowie auf teils umfangreiche Literaturangaben beschränkt, strebt der Katalog selbst weitgehende Vollständigkeit an. Dieser enthält darüber hinaus immer wieder auch ausführlichere Einzeluntersuchungen zu den jeweiligen Heiligtümern. Auch der Textband gliedert sich in zwei große Themenbereiche. Der eine betrifft die Frühphase des Asklepioskultes und seiner Stätten (Kap. III); thematisch gehört hierher auch das Kapitel zum Mythos des Asklepios (Kap. I). Der andere Teil behandelt die Blütezeit des Kultes seit dem späten fünften Jahrhundert v. Chr. und enthält im Wesentlichen drei quasi monographische Untersuchungen, die dem Asklepiosheiligtum von Epidauros (Kap. VI) und zwei seiner wichtigsten Filialgründungen in Athen (Kap. V) und in Pergamon (Kap. VII 2) gelten. Ein abschließendes Kapitel behandelt generell Typologie und Kultpraxis der Asklepieia (Kap. VIII). Das diesen Untersuchungen vorangestellte Kapitel II, in dem die Frage der Definition und Wertigkeit der Kultzeugnisse erörtert sowie deren zahlenmäßige, chronologi-

sche und geographische Auswertung vorgenommen wird, setzt eigentlich die folgenden Kapitel III–VII voraus und soll daher hier erst im Anschluss an Kapitel VII besprochen werden, zumal in der bisherigen Form die beiden thematisch zusammenhängenden Kapitel I und III auf unglückliche Weise voneinander getrennt werden. Den Untersuchungen dieser beiden Kapitel, in deren Mittelpunkt der vom Verfasser angestrebte Nachweis eines erheblich früheren Beginns des Asklepioskultes steht und die mit 159 Seiten fast die Hälfte des gesamten Textes einnehmen, gilt zunächst das Hauptaugenmerk dieser Rezension.

Zu Beginn seiner Untersuchung zum Mythos des Asklepios (Kap. I) betont der Verfasser, dass es vor allem Apollon sei, der in der Ilias »als panhellenischer Heilgott in dem Sinne [erscheint], in dem [Asklepios] später verehrt wurde« (S. 33); »der epische Asklepios [war dagegen] mit hoher Wahrscheinlichkeit [...] eine heroische, Agamemnon oder Menelaos vergleichbare Königsgestalt und zugleich ein in der Heilkräuterkunde versierter Arzt – kein Gott« (S. 37). Als Gott erscheine Asklepios vielmehr »definitiv erst am Ende des 5. Jhs. in der anlässlich der Gründung des Asklepieions von Athen im Jahre 420/19 v. Chr. aufgestellten Telemachosinschrift, in einer lex sacra aus Epidauros und wohl im homerischen Asklepioshymnos«, während »bei Pindar [...] Asklepios noch Heros und Daimon« sei (S. 51). Insofern spreche »der Mythos [...] a priori dafür, in dem ursprünglichen, epischen Asklepios einen alten Heilheros zu erkennen« (S. 54). Obgleich »mindestens sechs Landschaften [Anspruch erhoben], Geburtsort des Heilgottes zu sein« (S. 37), spiegele allein die »frühe thessalische Version [...] den ursprünglichen Horizont des Geburtsmythos wider«, der sich »in allen übrigen frühen Zeugnissen zu Asklepios wieder findet« (S. 39). Vor allem die Kultlegende des epidaurischen Hieros zeige »aufgrund der notdürftigen Verbindung der mythischen Protagonisten mit Epidauros [...] deutlich, dass ein ursprünglich fremder, thessalischer Mythos hierher übertragen wurde« (S. 45).

Kapitel III schließt hier, wie gesagt, thematisch unmittelbar an, indem dieser »frühe Horizont« des Asklepioskultes jetzt mit seinen Stätten genauer untersucht wird. Zu Beginn betont der Verfasser nochmals, dass »das Übergewicht der literarischen Quellen zum Asklepiosmythos ebenso wie die außerordentlich große Zahl der Kultorte recht eindeutig auf Thessalien als Ursprungsland des Heilgottes bzw. Heilheros Asklepios und seines Kultes« weise (S. 91). Mehr noch, Homer zufolge sei Asklepios »ein heilkundiger Fürst von Trikka, eine heroische Herrschergestalt«, gewesen, dessen ältestes und berühmtestes Heiligtum sich auch nach Strabon in Trikka selbst [Kap. III 1, 1; Kat. 152] befunden habe. Über dessen Lage und Aussehen allerdings lassen sich, wie der Verfasser nach gründlicher Prüfung aller bisherigen Lokalisierungsvorschläge (S. 93 ff.) feststellt, keine näheren Aussagen treffen, auch stünden Beweise für ein hohes Alter des Kultes vorerst aus (S. 96). Besonderes Interesse verdienten daher Münzmissionen

von Trikka, die seit der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. unter anderem einen bärtigen, auf einem Klappstuhl sitzenden Mann im Himation zeigen, welcher eine vor ihm befindliche Schlange mit einem Vogel in seiner Rechten zu füttern scheint (96 Anm. 37 Taf. 1, 4). Das Füttern der Asklepioschlange mit einem Vogel ist allerdings in der Ikonographie des Heilgottes bisher nicht nachzuweisen und bleibt auch sonst rätselhaft. Entsprechend gilt für eine weitere, möglicherweise etwas frühere Prägung des fünften Jahrhunderts v. Chr., »auf der ein bartloser [!] Asklepios auf einem Fels thronend erscheint, wie er [ebenfalls] eine Schlange mit einem Vogel füttert« (S. 97 Anm. 41). Beide Münzen scheiden somit als »Nachweis für ein hohes Alter des Asklepioskultes in Trikka aus.

Ein zweites altes Kultzentrum neben Trikka habe sich »in der ostthessalischen Ebene, in dem zur Landschaft Pelagiotis gehörigen Dotion Pedion« (S. 98) befunden. Dieses sei zwar ebenfalls nicht sicher identifiziert, doch ist es nach Ansicht des Verfassers kein Zufall, dass, ebenso wie im Falle von Trikka, zum Beispiel auch in der Münzprägung des ostthessalischen Larisa wiederum seit dem späten fünften Jahrhundert v. Chr. Darstellungen aufkommen, die er mit Asklepios verbinden zu können glaubt. Doch gilt für das hier wiedergegebene Motiv eines Männerkopfes mit einer kleinen Schlange davor beziehungsweise des stehenden bärtigen Mannes, der eine Schlange füttert (S. 102; Kat. 159 Taf. 1, 6), dasselbe wie für das Motiv der oben genannten Münzen von Trikka. Auch lässt sich allein aus der Tatsache, dass Asklepios bei Homer ein Fürst von Trikka war und dass nach Hesiod die Heimat der Koronis, der mythischen Mutter des Asklepios, in der ostthessalischen Ebene gelegen habe, kaum, wie es der Verfasser tut, folgern, es habe ebenso wie in Trikka auch »in dieser Gegend [...] ein altes Kultzentrum [des Asklepios] gegeben, das wohl noch vor das 8. oder 7. Jh. v. Chr. zurückreicht« (S. 102).

Ebenso wenig können zwei weitere Hinweise auf einen angeblich uralten Asklepioskult in Thessalien überzeugen. Solange »ein Asklepioskult auf dem Pelion [...] archäologisch nicht fassbar« ist (S. 104), reicht eine vom Verfasser angenommene »Kultverbindung zwischen Asklepios und seinem mythischen Lehrer Chiron« nicht aus, um in der dortigen Chironhöhle (Kap. III 1, 3) einen alten Asklepioskult zu rekonstruieren. Die Tatsache, dass das benachbarte Demetrias seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. ein wichtiges Heiligtum des Asklepios Soter besessen hat (Kat. 162), wird man vielmehr mit einer im ganzen griechischen Bereich seit dem dritten Jahrhundert zu beobachtenden deutlichen Zunahme an Asklepioskulten in Verbindung bringen können (s. hierzu auch weiter unten). Was eine Inschrift des mittleren fünften Jahrhunderts v. Chr. in der Nymphenhöhle auf dem Karapla-Berg bei Pharsalos (Kap. III 1, 4; Kat. 147) betrifft, aus der hervorgeht, dass diese »von Anfang an nicht nur den Nymphen, sondern auch Apollon, Asklepios, Hygieia, Chiron etc. geweiht« war, so wäre diese Höhle zwar, wie der Verfas-

ser zu Recht bemerkt, »der früheste sicher nachweisbare Kultort des Heilgottes [vielleicht doch eher des Heilheros!] in Thessalien überhaupt« (S.106), doch auch nicht mehr! Keinesfalls aber »versteht [es] sich von selbst, dass auch dieser, ebenso wie alle übrigen genannten thessalischen Kulte ein höheres Altes besessen habe« (S.106).

Auch im benachbarten Mittelgriechenland glaubt der Verfasser weitere frühe Kultorte des Asklepios nachweisen zu können (Kap. III 3). Dies gelte vor allem für das Apollonheiligtum von Delphi (Kat.119), wo »ein kleiner Kultbezirk des Asklepios mindestens seit dem späten fünften Jahrhundert v. Chr. [...] am Hang über dem Athener-Schatzhaus« gelegen habe. Nach ausführlicher Diskussion der bisherigen Lokalisierungsversuche (S.110 ff.) will er in dem dortigen »sog. etruskischen Schatzhaus einen Vorgängerbau des Naiskos des Asklepios« aus dem sechsten Jahrhundert v. Chr. erkennen, der somit »einer der frühesten Kultbauten des Heilgottes« wäre – »eine Vermutung, die sich jedoch nicht weiter erhärten lässt« (S.115). Dennoch meint er, hier »eine frühe [...] wahrscheinlich [...] noch ins 6. Jh. v. Chr. oder noch weiter zurückreichende Kultstätte« des Asklepios identifiziert zu haben, so dass »wenig Zweifel am hohen Alter [auch] des phokischen [Asklepios-]Kultes« bestehe (S.117). Dies werde darüber hinaus auch durch den Tempel des Asklepios in Orchomenos (Kap. III 3, 3; Kat.108) erhärtet, dessen früheste Phase, wie der Verfasser nach wiederum ausführlicher Diskussion der bisherigen Grabungsergebnisse (S.118 ff.) sowie auf der Basis eigener Untersuchungen (S.121 f.) feststellen zu können glaubt, aus dem frühen fünften Jahrhundert v. Chr. stammt und »somit einer der ältesten nachweisbaren Tempel des Heilgottes« sei (S.123) – vorausgesetzt, die vom Verfasser postulierte Kultkontinuität hat hier tatsächlich bestanden (vgl. zu dieser Problematik auch im Folgenden zum Asklepieion von Korinth).

Bei der Frage nach dem »frühe(n) Kulthorizont in der Peloponnes« kommt dem Temenos des Asklepios und des Apollon in Korinth (Kap. III 4, 1; Kat. 21) besondere Bedeutung zu. Der dortige kleine Naiskos war einer Inschrift auf einem korinthischen Krateriskos aus der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts zufolge offenbar zunächst Apollon geweiht. Der Name Asklepios dagegen ist erst auf dem Fragment einer Kotyle aus dem späten fünften Jahrhundert bezeugt (S.126). Bei dem kleinen Naiskos, »ein[em] normale[n] Antentempel mit distyler Vorhalle oder ein[em] Oikos mit Vorhalle«, handelt es sich allerdings nach Ansicht des Verfassers »um eine altertümliche Grundrisslösung, für die sich Belege vor allem aus dem 7. und 6. Jh.« finden (S.127). Da die Kultbildbasis der jüngeren Phase dieses Naiskos »aufgrund ihres querrrechteckigen Formates sicherlich mindestens zwei, wenn nicht drei kaum mehr als lebensgroße Agalmata« getragen habe, ergibt sich für den Verfasser »zwangsläufig der Schluss, dass der Bau von Anfang an den beiden Hauptkultinhabern im Temenos, Apollon und seinem Sohn Asklepios, geweiht war viel-

leicht auch der Hygieia« (S.128). Der Verfasser sieht somit »den Beweis erbracht, dass Asklepios hier zu mindest seit der Errichtung des Naos im 6. Jh. v. Chr. verehrt wurde« (S.128 f.), womit »das Asklepieion von Korinth [...] das älteste baulich greifbare Asklepieion Griechenlands« darstelle (S.129). Sollte das querrrechteckige Format der Kultbildbasis der jüngeren Phase überhaupt auch für die Basis des Vorgängerbau verbindlich sein, hätte es da nicht viel näher gelegen, in den dortigen möglicherweise drei statuettenformatigen Kultbildern die Apollinische Trias zu erkennen, zumal Apollon nachweislich für die Frühzeit des Baues bezeugt ist? Allzu offensichtlich steht hinter der Annahme des Verfassers, es seien hier neben Apollon statt Leto und Artemis vielmehr Asklepios und Hygieia verehrt worden, der Wunsch, im Temenos des Apollon und Asklepios von Korinth »das älteste baulich greifbare Asklepieion Griechenlands« zu erkennen. Der Verfasser geht hierin sogar noch einen Schritt weiter, indem er unter dem archaischen Naiskos Reste einer noch älteren Phase erkennt, eines »Baldachin[s], der wohl besser als freistehendes, hölzernes Tetrastylon anzusprechen« sei. Da »solche Anlagen« nach Beobachtung des Verfassers »soweit erkennbar, dem Heroenkult« dienen – siehe unter anderem auch im Asklepieion von Athen (Kap. V) –, liege es »folgich auf der Hand, in diesem Tetrastylon einen frühen Heroenkult des Asklepios zu erkennen«, wobei nicht ausgeschlossen sei, dass dieser »noch mit den frühesten Keramikfunden aus geometrischer Zeit zu verbinden ist« (S.129). Der Verfasser schließt daraus, dass im späteren Temenos des Apollon und des Asklepios von Korinth »im frühen 6. Jh. v. Chr., vielleicht sogar schon im 8. Jh., [...] sicher [...] Apollon, vielleicht unter seinem Aspekt als Heilgott, verehrt [worden sei], ebenso aber auch von Anfang an Asklepios« (S.130). Allerdings erscheint dieser Schluss des Verfassers ebenso gewagt wie die Annahme, auf der Kultbildbasis im Naiskos des sechsten Jahrhunderts hätten neben Apollon auch Asklepios und Hygieia gestanden. Im Übrigen lehrt ein Blick zum Beispiel auf die früheste Phase des Artemisions von Ephesos, dass die Architektur früher Tempel durchaus einer solchen, angeblich einem frühen Heroenkult des Asklepios dienenden Baldachinform nahe gekommen ist (s. R. Tölle-Kastenbein, *JdI* 109, 1994, 41 ff. bes. 47; 49 Abb. 3); wie viel mehr dürfte dies für Naiskoi dieser Zeit gegolten haben!

Das Asklepieion von Sikyon (Kap. III 4, 3; Kat. 23), das der Verfasser wegen dessen von Pausanias bezeugtem chryselephantinen Kultbild von der Hand des Kalamis für eine Gründung spätestens des zweiten Viertels des fünften Jahrhunderts v. Chr. hält, wäre in diesem Zusammenhang nicht weiter der Erwähnung wert, hätte diese Datierung nicht zugleich auch Konsequenzen für die Anfänge des Mutterheiligtums von Sikyon, nämlich des Asklepieions von Epidaurus (s. hierzu weiter unten). Skeptisch stimmt nämlich die jugendlich-bartlose Gestalt der angeblichen Asklepiosstatue, die zudem ein Zepter und einen Pinienzapfen in den Händen hielt. Bezeichnenderweise waren jugendliche

Darstellungen des Heilgottes vor allem im zweiten Jahrhundert n. Chr. verbreitet, also zur Lebenszeit des Pausanias, so dass dieser hier ohne weiteres die Gestalt einer anderen Gottheit, etwa Apollons, oder eines Heros als Asklepios missdeutet haben könnte (s. im übrigen auch im Folgenden zu Titane und weiter unten zu Epidauros).

Auch das Hieron des Asklepios Teitonios in Titane (Kap. III 4, 3; Kat. 24) besaß in der von Pausanias erwähnten Statue des Asklepios Gortynios offensichtlich ein Bild des Heilgottes, das diesen jugendlich bartlos zeigte. Allerdings sei nicht auszumachen, »ob sich dahinter vielleicht ein spezifischer, aus Arkadien stammender Heilkult verbirgt [...], ebensowenig, welcher Zusammenhang mit dem [eben genannten] jugendlichen Gott im Asklepieion von Sikyon« bestand (S. 133). Dies gilt umso mehr, als die ebenfalls von Pausanias beschriebenen Agalmata des Asklepios und der Hygieia im Naos selbst eher »unseren Vorstellungen vom Aussehen früharchaischer oder noch erheblich älterer Kultbilder« entsprochen haben (S. 134). Hinzu komme, dass Pausanias zufolge »der Gläubige, wenn er sich die Gottheiten geneigt machen wollte, [zunächst] das Kultbild, das sie Hygieia nannten, verehren« musste, was der Verfasser zu Recht als Hinweis dafür versteht, dass hier »das Kultbild einer älteren, Asklepios und Hygieia vorausgehenden, weiblichen Gottheit zu erkennen [sei], das erst später als Hygieia uminterpretiert wurde« (S. 134). Hinzu komme, dass in Titane »der größte Teil des Opfertieres [...] auf dem Erdboden [...], der Holokautesis im heroischen und chthonischen Kult entsprechend«, verbrannt wurde (S. 135). Die Annahme liege daher nahe, dass in Titane zunächst ein »älterer, ursprünglicher Heilheros verehrt wurde, an dessen Stelle später [...] Asklepios trat«. Dass letzteres »zu einem relativ frühen Zeitpunkt« geschah (S. 136), ist allerdings wiederum allein Vermutung des Verfassers.

Auch in Lakonien (Kap. III 4, 5) glaubt er, an einigen Stätten mögliche, wenn auch keine gesicherten Anhaltspunkte für Asklepioskulte seit dem fünften Jahrhundert zu erkennen, im Falle von Epidauros Limera (S. 140 f.; Kat. 44) sogar seit dem sechsten Jahrhundert v. Chr. (s. hierzu auch weiter unten). Für Messenien (Kap. III 4, 6) ist eine spezielle Fassung des Geburtsmythos in den hesiodischen Ehoien und somit seit dem siebten Jahrhundert v. Chr. bezeugt, die sich allerdings lediglich »als Versuch [erweise], den ursprünglich thessalischen Kult und Mythos für diese Landschaft zu okkupieren« (S. 141). Was die archäologischen Zeugnisse betrifft, so sei in Messene (Kat. 69) ein »naosartiger Kultbau« im östlichen Bereich des Asklepieions an der Agora interessant, der »drei Phasen aus dem 7.–6., dem 4. und dem 3. Jh. v. Chr.« aufweise (S. 143), sowie ein Bothros des sechsten bis vierten Jahrhunderts, in dem sich unter anderem Votivpinakes mit Darstellungen fanden, die eine sitzende männliche Gestalt mit Kantharos und Schlange zeigten, das heißt also, das geläufige Motiv spartanischer Heroenreliefs! Wenn der Verfasser allerdings hierdurch »die Existenz eines frühen

Asklepioskultes in Messene aus dem 7./6. Jh. v. Chr. [...] gesichert« sieht (S. 143), so geht er hierin denn doch zu weit: Gesichert scheint durch diese Reliefs zunächst einmal allein die Verehrung einer Heroengestalt im sechsten Jahrhundert ähnlich derjenigen in Lakonien, zu deren möglichen Heilfunktionen im Übrigen auch die dort gefundenen Körperteilvotive sehr wohl passen würden.

Als frühe Kultzeugnisse aus Elis (Kap. III 4, 7) haben nach Ansicht des Verfassers ferner die Statuen des Asklepios und der Hygieia zu gelten, die als Bestandteil des von Pausanias beschriebenen Mikythosanathems in der Altis von Olympia (Kat. 76) bereits aus den siebziger Jahren des fünften Jahrhunderts v. Chr. stammten – eine befremdliche, wenn nicht sogar absurde Form des Nachweises, die der Verfasser allerdings in einer Reihe weiterer Fälle anwendet, um mit Statuen oder Statuetten einen Kult des Asklepios oder der Hygieia wahrscheinlich zu machen (s. hierzu auch weiter unten die Bemerkungen zum Katalog).

Arkadien (Kap. III 4, 8) verfügte sogar über mehrere eigene Versionen des Geburtsmythos des Asklepios, von denen eine »aller Wahrscheinlichkeit nach mit einem westarkadischen Geburtsmythos des Heilgottes zusammenhängt, den der homerische Apollonhymnus bereits für das sechste Jahrhundert v. Chr. belegt«. Demnach handele es sich also auch hier, »um eine sehr alte Tradition, die derjenigen von Messenien kaum nachsteht« (S. 145). Was die archäologischen Zeugnisse eines frühen arkadischen Asklepioskultes betrifft, so finden sich solche vor allem im Hieron von Gortys (Kat. 87), wo sich im oberen Teil des Heiligtums merkwürdigerweise unter anderem Waffenweihungen und Terrakotten weiblicher Figuren aus archaischer Zeit fanden. Dennoch steht für den Verfasser hier »außer Frage [...], dass der Kultinhaber bereits damals Asklepios war« (S. 146). Außerdem könnten im unteren Teil des Heiligtums unter dem Tempelfundament verlaufende Mauern des späten achten Jahrhunderts v. Chr. »zu Recht für einen Kultbau, einen Vorgänger des [späteren] Asklepiostempels, in Anspruch« genommen werden (S. 146). »Da an einer Kultkontinuität wohl nicht zu zweifeln« sei, handele es sich hier »um einen [sehr alten], wenn nicht den frühesten Kultbau des Asklepios überhaupt. [...] Allerhöchstens das Tetrastylon von Korinth oder der Kultbau in Messene [ließen] sich an Alter damit messen« (S. 146). Doch wir erinnern uns: Der genannte frühe Kultbau in Korinth dürfte eher der Apollinischen Trias geweiht gewesen sein und der ebenfalls sehr frühe Bau in Messene scheint eher für einen Heros, unter Umständen einen mit Heilfunktion, bestimmt gewesen zu sein. Im Übrigen lässt die Tatsache, dass eine der arkadischen Geburtslegenden drei Asklepiosgestalten kennt, eine ähnliche Konstellation auch im arkadische Gortys zumindest möglich erscheinen. Schließlich sei in Mantinea (S. 146 f.; Kat. 92) ein Kult für Asklepios und Apollon, Artemis und Leto zumindest seit klassischer Zeit bezeugt. Da die Kultstatue des Asklepios von der Hand des Alkamenes stamme, die Kultbilder

der Apollinischen Trias aber erst Werke des Praxiteles waren, erwägt der Verfasser hier die Möglichkeit, »dass Asklepios [...] der ursprüngliche Kultinhaber« gewesen sein könnte, auch wenn nicht ausgeschlossen werden könne, »dass der Naos von Anfang an als Doppeltempel des Asklepios und der Letoiden angelegt war« (S. 148). Der Fall Korinth allerdings lehrt, dass auch hier Apollon der Kultvorgänger des Asklepios gewesen sein dürfte.

Dies gilt im Übrigen auch für das Hieron von Epidauros (Kat. 32), dessen Anfänge der Verfasser in einem umfangreichen Kapitel (III 5) bespricht. So lautet der offizielle, in mehreren Inschriften erscheinende Name des Heiligtums »Hieron des Apollon Maleatas und des Asklepios«. In den *Iamata*, den Berichten von Wunderheilungen, wird »Apollon stets jeweils als erster genannt« (S. 150). Tatsächlich war »Apollon Maleatas der ursprüngliche Kultinhaber und [fungierte] noch in späterer Zeit als Hauptgottheit [...], auch wenn Asklepios ihn an Bedeutung längst übertroffen hatte« (S. 150). Zudem lag der »ursprüngliche Nucleus des Heiligtums [im] Hieron des Apollon Maleatas auf dem Kynortion« (S. 151), wo seit »frühmykenischer Zeit [...] ein Heiligtum [...] sicher greifbar« ist (S. 153). Dieses erlebte, nachdem in den Dark Ages die Befunde abgerissen waren und erst wieder im mittleren achten Jahrhundert v. Chr. einsetzen, »in der zweiten Hälfte des 7. Jhs. v. Chr. [...] eine erste Blüte« (S. 154). »Gut denkbar wäre, dass das Heiligtum in mykenischer Zeit dem Maleatas geweiht war« und »Apollon erst in den Dark Ages oder in spätgeometrischer Zeit hierher kam und sich mit ihm verband«, wobei »dahingestellt« sei, ob Maleatas »eine alte Vegetationsgottheit« oder »eine chthonisch-orakuläre Gottheit mit zumindest partiellem Heilcharakter« gewesen ist (S. 157).

Die ersten archäologischen Befunde aus dem Asklepieion im Tal stammen dagegen erst aus dem sechsten Jahrhundert v. Chr. (Kap. III 5, 3). Neben Inschriften dieser Zeit oder eher aus dem frühen fünften Jahrhundert, die fast durchgehend im Bau E, dem sogenannten Abaton zum Vorschein kamen und in denen von einem Naos und einem Bomos des Asklepios die Rede ist, sind dies ferner gymnische Agone, die seit dem frühen fünften Jahrhundert im Rahmen von Kultfeiern bezeugt seien. Einer der Sieger verweist auf einen Großvater, der dort gesiegt habe, was sogar in die zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts v. Chr. deutet (S. 159). Sorgfältige Analysen der bisherigen Grabungsergebnisse und vor allem Autopsie des Verfassers (S. 161 ff.) ergeben in der Tat einen kleinen westöstlich orientierten Antentempel oder Tetrastylus-Prostylus unter der Westhalle von Bau E, der somit vor dessen Errichtung »im späten 5. oder eher in der 1. Hälfte des 4. Jhs.« zu datieren sei (S. 168). In ihm erkennt der Verfasser wohl zu Recht einen ersten Tempel des Asklepios, der ebenso wie sein Nachfolger auf den Altar H hin ausgerichtet gewesen sei. Wegen der verwendeten Z-Klammern – eine »frühe, allgemein noch ins 6. Jh. v. Chr. gesetzte Klammerform« (S. 169) – glaubt der Verfasser, diesen ebenso wie den auf ihn orientierten alten Asklepiostempel in diese Zeit datie-

ren zu können. Darüber hinaus lasse »der Fund von Architekturterrakotten aus dem mittleren 6. Jh. [...] die Existenz eines Kultbaues, eines kleinen Naos, erwarten, gesichert [sei] ein solcher aber erst für das 5. Jh. v. Chr. durch die Opferinschrift und den Baubefund unter Bau E« (S. 173).

Auffällig ist besonders dessen Westorientierung, worin »ein erstes, wichtiges Indiz für einen heroischen Charakter des Kultes erkannt werden« könne (S. 173). Obgleich die Befunde für Epidauros somit einen Kultbeginn um die Mitte beziehungsweise in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts v. Chr. nahelegten, ließen allerdings »Kultlegende und spätere Bedeutung des Kultes« ein früheres Gründungsdatum erwarten. So hält es der Verfasser für wahrscheinlich, »dass Asklepios bereits im Bezirk des Apollon Maleatas auf dem Kynortion, seinem mythischen Geburtsort, verehrt« worden war, bevor »sein Kult später, im 6. Jh., in ein eigenes Heiligtum im Tal transferiert wurde« (S. 173). Die vom Verfasser als Hinweis auf einen solchen Asklepioskult auf dem Kynortion angeführte Statuette eines – bezeichnenderweise wieder unbärtigen – jugendlichen Asklepios (Athen NM 1809), die im dortigen Apollonheiligtum gefunden wurde, stammt allerdings erst aus der Spätantike; so jetzt auch M. Bergmann, Chiragan, Aphrodisias, Konstantinopel. Zur mythologischen Skulptur der Spätantike. Palilia 7 (Wiesbaden 1999) 51 Nr. 19 Taf. 47. 48, 1–3; 49, 1. 2.

Auch außerhalb des Mutterlandes glaubt der Verfasser, derartige frühe Kultzentren des Asklepios nachweisen zu können (Kap. III 6). Das gelte vor allem für die Kykladen, wo »in der Antike [...] ein deutlicher Bruch zwischen dem Nord- und dem Südteil zu verzeichnen« sei (S. 186), indem der Asklepioskult allein auf den südlichen, »dorischen Inseln [...] durchgehend präsent« gewesen sei (S. 187). Interessant ist vor allem die Insel Thera (App.-Kat. 150), wo der Verfasser »eine besonders intensive Kultverbindung zwischen dem dorischen Hauptgott Apollon Karneios und Asklepios« feststellt (S. 189). Dies veranlasst ihn zu der Vermutung, dass es sich nicht nur im Falle des Apollon Karneios, sondern auch bei Asklepios »um alte, mit dem Königtum [der Mutterstadt Sparta] verbundene Kulte handelt« (S. 190). Dies umso mehr, als anzunehmen sei, dass »bei der Gründung der theräischen Kolonie in Kyrene 631 v. Chr. wohl kaum nur der Kult des Apollon Karneios [...] aus der Metropolis übertragen [wurde], sondern [...] auch der des Asklepios« (S. 190). Auf diese Weise konstruiert der Verfasser für Thera sowie für dessen Metropolis Sparta eine Verehrung des Asklepios bereits im siebten Jahrhundert v. Chr., ohne hierfür irgendwelche Anhaltspunkte zu besitzen. Leider eine auch im Folgenden allzu häufig geübte Praxis!

Auf den ionischen Kykladen dagegen wirkt der Asklepioskult »deutlich unterrepräsentiert und spät« (S. 190) und stammt, wie der Verfasser später feststellt, ebenso wie zum Beispiel auch »im festländisch- und kleinasiatisch-ionischen Bereich frühestens aus dem 4. Jh. v. Chr.« und ist dort »nachweislich auf epidauri-

sche Filialgründungen zurückzuführen« (S. 205). Eine Ausnahme bilde allerdings das Asklepieion von Paros (App.-Kat. 174), das der Verfasser eingehend untersucht (S. 193 ff.) und in einen Bereich für Apollon auf der oberen Terrasse, wo dieser bereits seit geometrischer Zeit verehrt worden sei, und einen für Asklepios auf der unteren Terrasse unterteilt, auf der sich ein Asklepiostempel befunden habe, dessen »ältere Phase [...] zumindest ins 6. Jh. v. Chr.« zurückgereicht habe (S. 200). Dies hat nach Ansicht des Verfassers zugleich auch gravierende Folgen für die Anfänge des Asklepioskultes auf der Insel Thasos (App.-Kat. 52), einer Kolonie von Paros, den man bisher wie auf den übrigen ionischen Kykladen erst in das vierte Jahrhundert v. Chr. datiert hat. »Nachdem nun die Existenz eines archaischen Asklepioskultes auf Paros gesichert scheint«, so der Verfasser, »eröffnet sich die Möglichkeit an eine Kulteinführung aus der Metropolis Paros im Rahmen der Koloniegründung im 7. Jh. v. Chr. zu denken« (S. 203 f.). Unversehens werden hiermit die ohnehin vom Verfasser für das sechste Jahrhundert v. Chr. lediglich erschlossenen Anfänge des Asklepioskultes auf Paros um ein ganzes Jahrhundert vorverlegt! Aber der Verfasser sattelt noch eins drauf, indem er den Asklepioskult im thasischen Emporion Antisara (App.-Kat. 41) mit in diese vermeintliche Beweiskette aufnimmt, wo »infolge des Zusammenhanges mit Paros und Thasos sicher von einem zumindest archaischen Asklepioskult [...] auszugehen« sei. Er fährt fort: »Damit scheint definitiv gesichert, dass er [d. h. der Asklepioskult] bereits bei der Koloniegründung des 7. Jhs. von Paros nach Thasos übertragen wurde«, von dort wenig später nach Antisara, wohl ebenfalls noch im siebten Jahrhundert. »Diese Kette Paros-Thasos-Antisara [sei] somit das erste gesicherte Fallbeispiel, dass Kultübertragungen im Zusammenhang mit frühen Koloniegründungen auch für die Ausbreitung des Asklepioskultes eine wichtige Rolle gespielt haben« (S. 205). Kein Wunder, dass »innerhalb der ionischen Kykladen [...] dieser alte und bedeutende parische Asklepioskult völlig singulär« bleibt (S. 205), handelt es sich doch allein um ein Konstrukt des Verfassers, das ihm im Übrigen später als Grundlage für seine in Kapitel III 7 entwickelte These von der Ausbreitung des Asklepioskultes in der Frühzeit auf dem Wege der Kolonisation dient.

Auch das bedeutendste Heiligtum auf den ebenfalls dorisch besiedelten Inseln der Dodekanesos, nämlich das Asklepieion von Kos (Kap. III 6, 5; App.-Kat. 179), gehört nach Ansicht des Verfassers zu solchen frühen Kultorten des Heilgottes und wird von ihm daher ebenfalls eingehender untersucht (S. 206 ff.): »Mythos und literarische Überlieferung [lieferten] mehrere eindeutige Indizien für ein hohes Alter des koischen Kultes« (S. 211). Neben Kultbelegen des späten fünften oder frühen vierten Jahrhunderts v. Chr. und der Hippokratessvita sei dies vor allem die von Thukydides für das Jahr 424 v. Chr. überlieferte Gründung von Epidauros Limerä. Da zu diesem Zeitpunkt »bereits ein Asklepioskult in Kos bestanden haben muss« (S. 209), sei dieses

Datum ein sicherer Terminus ante für die Existenz des koischen Kultes. Wenn der Verfasser allerdings dem hinzufügt, dass »als solcher wohl eher das mittlere 6. Jh. v. Chr. anzusehen [sei], da die Stadt wohl auch schon damals bestand« (S. 209), so handelt es sich auch hier wieder um eine Annahme ohne jegliche Beweise.

In einem auswertenden Kapitel III 7 (S. 219 ff.) fasst der Autor sodann seine bisherigen Ergebnisse zusammen. Es versteht sich von selbst, dass diese angesichts der bisher geäußerten Monita vielfach erheblich relativiert werden müssen. Zwar wird man mit dem Verfasser wohl weiterhin annehmen dürfen, dass Thessalien »Ursprungsort des Asklepioskultes« war (S. 219). Dass sich dort aber, wie der Verfasser behauptet (S. 219), eine entsprechende Kultradition bis ins achte Jahrhundert zurückverfolgen lasse, ist, wie wir sahen, durch nichts bewiesen. Entsprechendes gilt auch für Mittelgriechenland sowie für die Peloponnes, wo der Verfasser zum Beispiel für Korinth annimmt, dass der dortige Asklepioskult ebenfalls bis ins siebte oder achte Jahrhundert zurückgehe (S. 220). Allerdings wird man auf Grund der Untersuchungen des Verfassers jetzt annehmen dürfen, dass der Asklepioskult in einigen wenigen Fällen ein etwas höheres Alter besitzt als bisher von der Forschung angenommen, so etwa in Epidauros, wo möglicherweise bereits seit der zweiten Hälfte des sechsten beziehungsweise dem frühen fünften Jahrhundert v. Chr. ein entsprechender Kult nachzuweisen ist. Anhaltspunkte für einen Kultbeginn bereits im achten Jahrhundert, wie der Verfasser vermutet (S. 221), gibt es jedoch in Epidauros ebenso wenig wie in Triikka, Larisa, Korinth oder Gortys.

Auch der These des Verfassers, die weitere Ausbreitung des Asklepioskultes über das griechische Mutterland hinaus sei durch die frühe Kolonisation der Ägäisinseln erfolgt (S. 221), wird man kaum folgen können. Die vermeintlichen Anhaltspunkte hierfür hatten sich, wie wir sahen, als Konstrukte des Verfassers erwiesen. Wenn er darüber hinaus postuliert, dass diese ersten beiden Ausbreitungsphasen »sicher in die Dark Ages oder in geometrische Zeit zu setzen« seien (S. 222), so entbehrt dies ebenfalls jeglicher Grundlage. Reine Hypothese ist schließlich auch die vom Verfasser konstruierte Geschichte des Asklepioskultes in Thessalien. Demnach hätten die nordwestlichen Thessalier, als sie »irgendwann zwischen dem 12. und 9. Jh. v. Chr.« in das Gebiet der beiden ursprünglichen Kultzentren, Triikka und die östliche Ebene des Dotion Pedion, eingedrungen seien und dabei die Ursprungsbevölkerung verdrängt, deren Stammesgott beziehungsweise Stammesheros Asklepios übernommen (S. 222). Zu dieser thorthessalischen Bevölkerungsschicht hätten im Übrigen auch die Dorer gehört, die »bei ihrer Abwanderung [etwa auf die Peloponnes] ihre Kulte und Gottheiten mitgenommen [hätten], darunter auch Asklepios« (S. 224).

Was schließlich die in der Forschung verbreitete These betrifft, Asklepios habe bei seiner Ankunft die Kulte älterer lokaler Heilheroen überlagert, so wird man dem Verfasser insofern zustimmen können, als

dies »nicht als Grundvoraussetzung für die Gründung eines Asklepieions gewertet werden« kann. Doch wird eine solche Überlagerung älterer lokaler Heilheroen durch Asklepios, die seiner Ansicht nach »eine allgemeine Spätdatierung der Einführung des Asklepioskultes« voraussetzt (S. 225) – deren Gültigkeit er, irrtümlich, widerlegt zu haben glaubt –, auch wieder nicht so selten gewesen sein wie der Verfasser annimmt. Zweifellos von besonderer Bedeutung ist »die Kultverbindung zwischen Asklepios und Apollon«, die an einer Vielzahl von Heiligtümern, »besonders bei den bekanntesten Beispielen Epidauros, Korinth, Paros, Kos und Pergamon« – von letzterem war bisher allerdings noch nicht die Rede – »als fester Topos begegnet«, zumal »in nahezu allen Varianten [des Geburtsmythos des Asklepios] Apollon [nicht nur] als dessen Vater erscheint, sondern auch als älterer Heilgott, als Paian oder Apollon Iatros« (S. 225). Wenn es dem Verfasser in diesem Zusammenhang jedoch schwerfällt zu entscheiden, ob das Vorhandensein eines älteren Apollonheiligtums den Ausschlag für die Gründung eines Asklepieions gab oder ob nicht doch Asklepios als untergeordnete Gottheit beziehungsweise Heros gleichzeitig mit Apollon gekommen ist, dann beruhen diese Zweifel allerdings allein auf dem – nach Ansicht des Rezensenten weitgehend missglückten – Versuch des Verfassers, die Kulteinführung des Asklepios extrem früh, vielfach bis in die geometrische Zeit vorzuverlegen. Vielmehr spricht alles dafür, dass in solchen Heiligtümern, in denen Apollon und Asklepios gemeinsam verehrt wurden, Asklepios erst relativ spät, in der Regel im späten fünften beziehungsweise, wie der Verfasser jetzt in einigen Fällen hat wahrscheinlich machen können, schon seit der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts v. Chr. als eigenständige Gestalt hervorzutreten beginnt, und zwar »aller Wahrscheinlichkeit nach [zunächst als] alter Heilheros [...], der erst in späterer Zeit in den Rang einer Gottheit erhoben wurde« (S. 226). Für einen solchen ursprünglichen Heroscharakter des Asklepios spreche, so der Verfasser, auch dessen »Verbindung mit der Schlange als seinem heiligen Tier und zugleich theriomorpher Manifestation seiner chthonischen, heilenden Kraft« ebenso wie zum Beispiel auch der Ritus der Holokautesis im Asklepieion in Titane beziehungsweise die Westorientierung seiner Tempel in Epidauros und in Titane (S. 227 f.).

Die folgenden vier Kapitel (IV–VII) gelten der Blütezeit des Asklepioskultes, die »eingeleitet [wurde] durch die [von Epidauros ausgehende] Gründung des Asklepieions von Athen im Jahre 429/19 v. Chr.« und bis in das dritte Jahrhundert v. Chr. andauerte. Diese Phase, in deren Verlauf »Asklepios [...] definitiv zu einer panhellenischen Heilgottheit auf(stieg)« (S. 229), beschreibt der Verfasser im Wesentlichen am Beispiel der Heiligtümer von Athen, Epidauros und Pergamon quasi monographisch in drei eigenen Kapiteln (Kap. V–VII). Diese Kapitel gehören zweifellos zu den besten des Buches. Die Gründe für diesen Aufstieg sieht der Verfasser einerseits im »Verfall des überkommenen Götter-

bildes«. So hätten »die alten Götter der Poleis, wie Zeus, Athena und Apollon, [...] viel an Vertrauen verloren, [und] nicht mehr den religiösen Bedürfnissen und Erwartungen« genügt. Auch habe sich »der Schwerpunkt von kollektiven Staats- und Genoskulten, in denen der Einzelne fest in eine Kult- und Opfergemeinschaft eingebunden war, hin zu Erlösungsreligionen [verlagert], die den persönlichen Heilserwartungen der Menschen eher entsprachen« (S. 229). Zugleich aber trage dieser Prozess »retrospektive Züge«. Dies komme »in der gesteigerten Popularität bisher eher untergeordneter Gottheiten und Heroen« zum Ausdruck und »in diesem Zusammenhang [gehöre] zweifellos auch der Bedeutungsanstieg des Asklepios« (S. 229).

Bevor der Verfasser das Asklepieion von Athen und später auch dasjenige von Pergamon ausführlicher bespricht, nimmt er zunächst kurz auch zu anderen Filialgründungen des epidaurischen Hierons Stellung (Kap. IV 1). Insgesamt ließen sich »mindestens 22 direkte und indirekte Filialen von Epidauros mehr oder weniger sicher greifen«, wobei »das Verbreitungsgebiet in Griechenland [...] im Wesentlichen auf die Anrainerstaaten des Saronischen Golfes, d. h. die Argolis, die Korinthia und Attika beschränkt« gewesen sei (S. 232). Die jeweiligen Kultlegenden enthielten stets »die Translation einer heiligen Schlange aus dem Mutterheiligtum Epidauros ins Tochterheiligtum [als] Topos« (S. 236). Hierin dokumentiere sich ein »religionspolitischer Gründungsakt [...] durch göttlichen Willen sanktioniert« (S. 227), da dort stets »Asklepios bzw. seine heilige Schlange selbst die Initiative ergriff und den Standort seines neuen Heiligtums bestimmte« (S. 236). Ob allerdings die Feststellung des Verfassers, »dass der Heilgott jeweils in Begleitung der Gesamtheit der Mitglieder der Asklepiadenfamilie, seiner Gattin Epione, der Söhne Machaon und Podaleirios, vor allem seiner Töchter Hygieia, Iaso, Panakeia und Aigle ins neue Heiligtum kam« (S. 237), Allgemeingültigkeit beanspruchen kann, darf bezweifelt werden. Was die durchweg enge Verbindung zwischen Filialgründungen und Mutterheiligtum anbelangt, so zeige sich diese nicht nur in gemeinsamen Kultpraktiken und Riten, sondern vor allem in gemeinsamen Kultfeiern. So wurden »in den Filialen jeweils zwei Feste für Asklepios gefeiert: eines zur Kommemoration der Kulteinführung und ein zweites, das sich auf das Mutterheiligtum bzw. auf ein für dieses wichtiges Datum bezieht« (S. 238). Auch die Heiligen Tiere, vor allem die Äskulapnatter und der Hund, stellen ein verbindendes Element dar, wobei »wie die Verbindung zur Schlange [...] auch diejenige zum Hund, als einem [dem] heroisch-chthonischen Bereich zugeordneten Tier, ein Relikt des alten Heilheroenkultes« darstelle (S. 240).

Dieser für die Gestalt des Asklepios auch noch im späten fünften und im vierten Jahrhundert v. Chr. bestimmende Charakter eines Heilheros kommt vor allem im Asklepieion von Athen zum Ausdruck, das der Verfasser im Folgenden eingehend untersucht und das er bereits in der Kapitelüberschrift als »ein Paradigma«

bezeichnet (Kap. V; Kat. 2). »Kein zweites Asklepieion [erlaube nämlich] so weitgehende Rückschlüsse auf Charakter und unterschiedliche Aspekte des Heilkultes«; in ihm erkennt der Verfasser den »Schlüssel zum Verständnis der Gestalt des Heilgottes, aber auch des epidaurischen Mutterheiligtums« (S. 241), weshalb er die Filialgründung Athen vor Epidauros bespricht. Die uns in zwei Exemplaren erhaltene sogenannte Telemachosstele überliefert bekanntlich nicht nur das Gründungsdatum 420/19 v. Chr. für das Athener Heiligtum, sondern enthält darüber hinaus auch Hinweise auf dessen bauliche Ausgestaltung. Am Anfang steht daher eine sorgfältige Analyse der Inschrift sowie der Darstellungen auf dieser Stele (S. 241 ff.). Als Zwischenergebnis hält der Verfasser unter anderem fest, dass das Athener Heiligtum »wohl von Anfang an [...] einen Tempel des Asklepios und der Hygieia, einen Altar, Peribolos mit Propylon und eine Stoa, vielleicht eine frühe Inkubationshalle umfasste« (S. 250). Da, »von der Oststoa abgesehen, eine nähere Untersuchung der Architektur des Heiligtums und seiner baulichen Entwicklung bisher noch aus(stehe)« (S. 253), ist es das Ziel des Verfassers, »anhand der Beobachtungen der bisher noch praktisch unpublizierten Bauten wie Tempel, Altar und Peribolos [...] ein eigenes Bild von der Baugeschichte des Athener Asklepieions zu entwerfen« (S. 256). Zunächst scheidet »eine Verbindung der Bauten [auf der mittleren Terrasse] mit dem alten Asklepieion [...] endgültig aus«, wie schon der dortige Horos der Krene nahelege; »daselbe [gelte] für die Weststoa, die aus bautypologischen Gründen [...] sicher ein Banketthaus darstellt« (S. 256). Deshalb nimmt der Verfasser an, dass »zwischen Ost- und Mittelterrasse immer eine Baulücke« geklafft habe (S. 258). Dies und »die Existenz eines West-Peribolos mit Propylon seit frühester Zeit lassen keinen Zweifel, dass das Asklepieion zu allen Zeiten seines Bestehens auf die Ostterrasse beschränkt war« (S. 259).

Was die dortigen Bauten betrifft, so ist bereits erkannt worden, dass »West- und Ostteil des Asklepiostempels bemerkenswerte Unterschiede auf(weisen)« (S. 259), also offensichtlich auf zwei unterschiedliche Bauphasen zurückgehen, wobei der spätere eine eindeutige Ostorientierung besitzt. Der Westteil des Tempels bestehe »aus regelmäßigen Blöcken desselben Poros wie der Peribolos« (S. 259 f.), weshalb der Verfasser vorschlägt, Bauglieder dorischer Ordnung, die diesem Bau bereits zugewiesen und ins späte vierte Jahrhundert v. Chr. datiert wurden, um ein Jahrhundert früher anzusetzen und mit der Gründung des Telemachos in Verbindung zu bringen (S. 260 ff.). Sollte sich diese frühe Datierung bestätigen, so wäre es nach Ansicht des Rezensenten wichtig herauszufinden, ob der erste Bau möglicherweise ebenso wie der archaische beziehungsweise früh- bis hochklassische Asklepiostempel im Mutterheiligtum Epidauros (s. hierzu weiter unten), ursprünglich ebenfalls nach Westen orientiert war. Dies bringt der Verfasser dort bekanntlich mit dem ursprünglich heroischen Charakter des epidaurischen Asklepios in Verbindung. Ebenso interessant wäre es

außerdem zu wissen, wann durch die Ostorientierung des athenischen Asklepiostempels die Angleichung an die Ausrichtung anderer Göttertempel vorgenommen und damit sozusagen die Gottwerdung des Asklepios vollzogen wurde. So lange aber ein entsprechender Altar im Westen des Tempels in Athen nicht nachgewiesen ist, der Verfasser vielmehr, auch am Altar im Osten, ebenso wie am Tempel selbst, zwei Bauphasen beobachten zu können glaubt, erhebt sich die Frage, weshalb in Athen – wenn dieser Tempel tatsächlich der Gründungsphase des Heiligtums angehört haben sollte – damals nicht auch die Westorientierung des Asklepiostempels im Mutterheiligtum übernommen wurde. Ist der früheste Asklepiostempel in Athen also möglicherweise doch erst im Anschluss an den nach Osten orientierten neuen Asklepiostempel in Epidauros, also frühestens in den achtziger Jahren des vierten Jahrhunderts v. Chr. – und nicht, wie der Verfasser meint, bereits im ausgehenden fünften Jahrhundert – errichtet worden?

Der andere wichtige Baukomplex im Heiligtum von Athen, nämlich der aus Bothros und Tetrastylon bestehende, erweist sich nach Ansicht des Verfassers als »für das Verständnis des Asklepieions von zentraler Bedeutung« (S. 267), zumal zumindest der untere Teil des Bothros seinen Beobachtungen zufolge aus dem späten fünften Jahrhundert stammt, also aus der Gründungsphase des Heiligtums. Dieser Bothros sei »als fiktives Grab des Asklepios Zentrum und Ausgangspunkt seiner der Erde verhafteten, aus ihr emporsteigenden iatromantischen Kraft, die den Kranken heilt«, und somit als ein »Heroon« des Asklepios aufzufassen (S. 272). Auch das Tetrastylon finde sich, wie entsprechende attische Weihreliefs für Herakles zeigten, in heroischem Kontext (S. 271 f.) sowie wenig später auch auf entsprechenden Reliefs für Asklepios (Taf. 10, 1). Der Verfasser schließt hieraus, dass das »Bothros-Tetrastylon für das Heroenopfer« an Asklepios stehe, während »Tempel und Altar für das olympische [Opfer]« bestimmt gewesen sein könnten (S. 270). Hiermit lasse sich erstmals »die Doppelnatur des Asklepios, seine gleichzeitige Verehrung als Heros und Gott« greifen, eine »Duplizität der Kultanlagen« (S. 271), die dann auch in Epidauros wiederkehre (S. 270 f.) und die den Verfasser zu der Annahme veranlasst, die Tholos in Epidauros habe bereits einen Vorgänger besessen (s. hierzu weiter unten).

Nach einem Exkurs zum »Amyneion-Asklepieion und der Rolle des Sophokles bei der Einführung des Kultes in Athen« (S. 273–278), wendet sich der Verfasser in einem weiteren Kapitel der »monumentalen Neugestaltung des epidaurischen Hierons im 4. Jh. v. Chr.« (Kap. VI; Kat. 32) zu. Am Anfang steht ein allgemeiner Überblick über die wichtigsten Gebäude des Heiligtums sowie eine kurze Charakterisierung »sekundärer Kultbauten« (S. 279 ff.), anschließend kommt der Verfasser ausführlich auf den spätklassischen Naos des Asklepios als einen der beiden zentralen Kultbauten des Heiligtums zu sprechen (S. 279–313). Neben Architektur und Skulpturenschmuck des Tempels werden das

Bildprogramm und dessen Bezug zum Kultinhaber besprochen, ferner die Innenausstattung der Cella und das darin befindliche Agalma des Thrasymedes. Hinsichtlich der Datierung des Asklepiostempels, der »den Beginn der Neuanlage des epidaurischen Hierons« bezeichne (S. 308 f.), entscheidet sich der Verfasser für ein Datum zwischen 390 und 380 v. Chr. Der zu diesem Asklepiostempel gehörige Altar liegt – im Gegensatz zum Altar H des unter der Westfront des Gebäudes E liegenden Vorgängerbaues – jetzt nicht mehr im Westen, sondern im Osten und entspricht somit der üblichen Orientierung von Tempeln anderer Gottheiten. Die Frage, ob erst hiermit die »Gottwerdung« des Asklepios verbunden gewesen sein könnte, lässt der Verfasser allerdings offen.

In der Tholos-Thymele (Kap. VI 3), dem zweiten zentralen Kultbau des Heiligtums, »der bereits in den 80er Jahren des 4. Jhs., unmittelbar nach dem Tempel des Asklepios, begonnen [...] und, nach mehreren Stagnationsphasen, in den 50er Jahren fertig gestellt wurde« (S. 318), erkennt der Verfasser, wie schon die Forschung zuvor, ein »Heroon des Asklepios«. Im Zentrum des unter diesem Bau befindlichen Labyrinths habe sich ein Bothros befunden, dessen »Anlage [...] der Schlüssel zum Verständnis der Tholos und des epidaurischen Heilkultes« sei (S. 316). Im Falle des Labyrinths handle sich um ein »unterirdisches Adyton«, dessen »Wegführung [...] den Besucher auf einem zeremoniell vorgeschriebenen Weg mit drei Umrundungen bei jeweiligem Richtungswechsel ins Zentrum« führe; dahinter verberge sich »ein Lustrationsritus«, der »in einen sepulkral-heroischen Kontext« gehöre (S. 320). Der Bothros selbst habe vor allem dem »heroisch-chthonischen Blutopfer, einem Enagisma«, gedient (S. 320). In diesem Zusammenhang verweist der Verfasser unter anderem auf den Bothros im Asklepieion von Athen. Wie in Athen finde sich somit »dieselbe Konstellation, dieselbe Duplizität der Kultanlagen [...] auch in Epidauros, was bisher kaum Beachtung« gefunden habe (S. 321). Auch liege die Tholos – »der Integration des »Heroons« in die Oststoa in Athen weitgehend entsprechend« – »genau vor der Front der Inkubationshalle«. Der darin vollzogene Vorgang der Inkubation stelle »nichts anderes als eine institutionalisierte Form des Schlafs auf dem Heroengrab, als Ausstrahlungszentrum der heilenden Kraft«, dar (S. 321). Was die Tholos-Thymele selbst betrifft, so spreche allein deren Rundform für eine Interpretation als Heroon. Hinzu komme noch die symbolische Bedeutung der sogenannten Eierphialen in den Metopen des Triglyphenfrieses, auf die bereits in der Forschung hingewiesen wurde und die der Verfasser nochmals eingehend untersucht (S. 322 ff.).

Der Autor erkennt in diesen Eierphialen »eine Art Kernos zur Darbietung von Eier[n], die im Toten- und Heroenkult hohe Bedeutung besaßen«, und fordert daher »für ihr singuläres Erscheinen als wichtigster Bauschmuck der Tholos eine wesentlich konkretere Bedeutung« (S. 322), nämlich als »spezifische Opfergeräte«, so dass sich »nahezu zwangsläufig [...] eine Verbindung

mit einem Spendeopfer am Bothros, dem kultischen Zentrum der Thymele-Opferstätte« ergebe (S. 323). Im Übrigen verweist der Verfasser auf die engen Beziehungen des Asklepios zum Ei, einerseits als Ausdruck seiner heroischen Natur, andererseits als »bevorzugtes Nahrungsmittel von Schlangen, insbesondere Baumschlangen wie der Aesculapnatter«. Auf die Tholos bezogen eröffne dies »die Möglichkeit, an ein Eieropfer mittels Phialen am Bothros zu denken, bestimmt für den Heros oder die Schlange als seine Emanation« (S. 323), was »in der Konsequenz [...] zur alten Deutung des Labyrinths als Wohnort der heiligen Schlangen zurück(führe), nun allerdings unter dem entscheidend veränderten Vorzeichen des Heroengraves« (S. 324). Ebenso wie die Eierphialen »auf Heroenkult und -opfer in der Tholos« wiesen im Übrigen »die Bukranien auf das Stieropfer nach olympischem Ritus am Altar des Asklepiostempels« hin; »deutlicher [könne] die Doppelnatur des Kultinhabers, seine Verehrung als Heros und Gott im Temenos [wohl kaum] vor Augen geführt werden« (S. 324). »Dass dieser Heroenkult erst mit der Anlage der Tholos im 4. Jh. entstand [... dem] widerspricht schon seine Transferierung nach Athen im Jahre 420/19 v. Chr. Folglich [sei] von einem Vorgängerbau der Tholos auszugehen«, zu dem der Bothros gehört haben könnte (S. 324). Diese Annahme des Verfassers beruht allerdings allein auf seiner zuvor postulierten Frühdatierung des Bothros in Athen!

Zeugnisse einer solchen Doppelnatur des Asklepios glaubt der Verfasser selbst noch in der hellenistischen Anlage des Asklepieions von Pergamon (Kap. VII 2; Kat. 234), einem weiteren Filialheiligtum von Epidauros, nachweisen zu können. Allerdings haben sich hier die Akzente nun eindeutig zugunsten des göttlichen Charakters des Asklepios verschoben. Nach einem kurzen Überblick über den hadrianischen Baubestand des Heiligtums (Kap. VII 2, 1) stellt der Verfasser die Frage nach den Anfängen des Kultes und möglichen Kultvorgängern (Kap. VII 2, 2). Zunächst betont er, dass der Zeitpunkt, seit dem »hier, in der Stadtperipherie, ein Heiligtum existierte«, und derjenige, »zu welchem der Asklepioskult hierher kam, [...] mit dem allgemeinen Kultbeginn am Ort keineswegs unbedingt zusammenfallen« müssten. Der Verfasser geht vielmehr davon aus, dass in Pergamon erst im zweiten Viertel des dritten Jahrhunderts mit dem Kultbetrieb begonnen wurde, als »gleichzeitig zwei Tempel auf der Felsbarre, zwei Altäre und ein Inkubationsbau errichtet wurden und Asklepios epigraphisch fassbar wird« (S. 337). Auch was den in der Gründungslegende genannten Archias betrifft, für den zwei historische Personen in Frage kämen, hält der Verfasser eine Identifizierung mit dem gleichnamigen Günstling Eumenes' II., das heißt mit einer Person des zweiten Viertels des dritten Jahrhunderts v. Chr., eher für wahrscheinlich (S. 338 f.). Ferner sei »in Analogie zum Mutterheiligtum Epidauros, Kos und zahlreichen anderen Orten die Annahme eines Vorgängerkultes des Apollon [...] die wahrscheinlichste Lösung« (S. 340), zumal später durch »Aelius Aristides [...] im

Temenos des Asklepios ein Tempel des Apollon Kallitekno, desjenigen mit dem schönen Sohn«, bezeugt sei. Das heißt, dass auch in Pergamon »wie im Mutterheiligtum [Apollon] mit seinem Sohne [...] Hauptkultinhaber und als solcher unmittelbar an der Heilung beteiligt« gewesen sei, was im Übrigen auch durch die dortige, auf eine hellenistische Vorlage zurückgehende Lex sacra bestätigt werde (S. 340).

Ausgehend hiervon und von der Beobachtung, dass die Anlage des Heiligtums hellenistischer Zeit sich »um zwei Altäre, den Süd- und den Mittelaltar 1, als Zentrum des Kultgeschehens« gruppiere und dass daher »von der gleichzeitigen Errichtung zweier nebeneinander liegender Kultbauten auf der Felsbarre auszugehen« sei (S. 340), macht der Verfasser den Vorschlag für eine neue Deutung der dortigen Kultbauten beziehungsweise Tempel (S. 343 ff.). In besagtem Mittelaltar 1 war nämlich seinen Beobachtungen zufolge eine »Opfergrube« eingearbeitet, die der Verfasser wieder auf die »Doppelnatur des Heilgottes, seine gleichzeitige Verehrung mit olympischem und heroisch-chthonischem Opfer« bezieht (S. 349). Hieraus und aus weiteren Untersuchungen des architektonischen Befundes zieht der Verfasser den Schluss, dass es der zugehörige Tempel im mittleren Bereich der Felsbarre – dem er die dorischen Architekturglieder, unter ihnen das Architravfragment mit dem Rest des Namens der Hygieia, zuweist (S. 349 ff.) – gewesen sei, der »dem Hauptinhaber des Temenos, Asklepios Soter, und seiner Tochter Hygieia geweiht« war (S. 351), während der ebenfalls aus der Gründungsphase des Heiligtums, also dem letzten Drittel des dritten Jahrhunderts v. Chr., stammende erste ionische Tempel auf der Südbarre, dessen Girlanden- und Bukranienfries sich mit demjenigen des Demetertempels auf der Burg vergleichen lasse (S. 345), »nur Apollon Kallitekno gehört haben [könne], der wie in Epidauros neben seinem Sohn zweiter Hauptinhaber im Temenos« gewesen sei (S. 351). Beide Tempel mussten allerdings nach den Verwüstungen des Heiligtums durch Philipp V. im Jahre 201 v. Chr. durch Neubauten ersetzt werden (S. 342), wobei zumindest der jüngere ionische Tempel »aufgrund der Fundlage seiner Bauglieder [...] noch bis in die Spätantike aufrecht [stand], also zu den von Aelius Aristides gesehenen Tempeln« gehört hat (S. 344), während von einem späteren dorischen Tempel bisher Bauglieder zu fehlen scheinen (S. 350). – Das bedeutet aber, dass auch dieser Vorschlag des Verfassers zur Deutung der Baureste auf der Felsbarre weiterhin Gegenstand heftiger Diskussionen in der Forschung bleiben dürfte.

Seiner »Neuinterpretation des Baubefundes« zufolge (S. 352) kann ferner das Kultbild des Asklepios von der Hand des Phromachos (Kap. VII 2, 5) demnach »nur im dorischen Asklepios Soter-Tempel auf der Mittelbarre gestanden haben« (S. 355). Allerdings komme »aus chronologischen Gründen [...] nur der Nachfolgetempel in Frage, der [...] ca. 200–190 v. Chr., wohl zusammen mit seinem Kultbild wiederhergestellt wurde«. Wegen der Dimensionen des dortigen Westfundaments,

das sich als Kultbildbasis interpretieren lasse, nimmt der Verfasser sogar an, dass der Asklepios des Phromachos dort gemeinsam mit einer Statue der Hygieia zu einer Kultbildgruppe verbunden war, »der jüngere Asklepiostempel [also ebenso] wie der Vorgängerbau, ein Tempel für Asklepios und Hygieia« gewesen sei (S. 356). Hiermit schneidet der Verfasser allerdings ein Thema an, das ebenfalls Anlass lebhafter Diskussionen in der Forschung war und sicherlich auch weiterhin bleiben wird (s. hierzu auch Rez., Pergameus Deus [2003]).

Aufs Ganze gesehen enthalten diese drei Kapitel, ein jedes Zeugnis gründlicher Auseinandersetzung mit zum Teil durch Autopsie erzielten Befunden, eine Fülle wichtiger Beobachtungen, die nicht allein im Hinblick auf die drei hier besprochenen Heiligtümer, sondern zugleich auch in der Frage des Wandels des Asklepios vom Heilheros zum Heilgott die bisherige Diskussion einen entscheidenden Schritt voranbringen dürften.

Nicht minder wertvoll für künftige Forschungen sind die beiden umfangreichen Kataloge, in denen der Verfasser eine beeindruckende Fülle an Material und in einigen Fällen auch hier auf Autopsie beruhenden Beobachtungen zusammengetragen hat. Dies gilt vor allem für die 171 im Katalog selbst erfassten möglichen Heiligtümer (tatsächlich sind es wegen der zusätzlichen Nummer 101a sogar 172), die stets mit einem in vielen Fällen mehrere Seiten umfassenden Kommentar versehen sowie häufig auch durch Pläne dokumentiert sind. Allerdings erweisen sich einige der Kriterien, anhand derer der Verfasser solche Asklepiea zu identifizieren versucht (Kapitel II 1), überall dort als problematisch, wo diese entweder als einziger Hinweis auf eine mögliche Kultstätte des Heilgottes dienen oder gemeinsam mit weiteren »unsicheren« Kriterien Verwendung finden. Nicht selten suggerieren solche Kriterien vor allem auch einen früheren Kultbeginn als bisher angenommen wurde. Besonders problematisch sind in diesem Zusammenhang Münzen mit Darstellungen des Asklepios beziehungsweise mit für ihn charakteristischen Symbolen, zumal diese »zumindest was die Zahl der durch sie belegten Kultorte betrifft, eine der größten und wichtigsten Gruppen« darstellen (S. 61). Bei genauerer Betrachtung müssen allerdings allein im Mutterland von den dreißig Münzen klassischer und hellenistischer Zeit, die der Verfasser in diesem Zusammenhang nennt (S. 61 f.), mehr als die Hälfte, nämlich sechzehn, entweder ausscheiden oder als unsicher gelten: so zum Beispiel Kat. 25, 154 (nicht Asklepios, sondern Zeus bzw. Apollon), 148 (eher der jugendliche Apoll) und 163 (Asklepios mit Pilos?) sowie App.-Kat. 5 (kein Asklepios, keine Schlange am Altar!), 47, 134, 227, 557 (die Asklepiosserie ist jeweils nur eine unter mehreren Götterprägungen) und 233 (»Asklepios« mit Lorbeerkrantz?). Zumindest unsicher sind Kultbelege zum Beispiel Kat. 162, 165 (Münzen eines Koinons, nicht einer bestimmten Stadt) sowie App.-Kat. 184 (könnte auch Apollon gelten) und 565. Im Übrigen hält bereits

der Verfasser App.-Kat. 166 und 547 für fraglich. Dies gilt in noch viel höherem Maße für kaiserzeitliche Münzen mit der Darstellung des Heilgottes, die zu drei Vierteln aus antoninischer, in der Regel sogar erst aus severischer Zeit stammen und die der Verfasser ebenfalls als Beleg für einen Kult des Asklepios in der jeweiligen Stadt wertet (S. 62). So handelt es sich in den vom Verfasser für das griechische Mutterland genannten dreiundzwanzig von einunddreißig Fällen (tatsächlich sind es lediglich einundzwanzig von neunundzwanzig), in denen ein Asklepiosheiligtum oder -kult außer durch solche Münzen angeblich auch durch weitere Indizien bezeugt ist (S. 63 mit Anm. 31), um höchst unsichere Belege; in fünf Fällen (Kat. 22, 28, 52, 68 und 85) handelt es sich lediglich um eine kurze Erwähnung bei Pausanias, die hier als einziger weiterer Beleg für einen Kult beziehungsweise ein Heiligtum des Asklepios dient, in acht Fällen (Kat. 20, 31, 66, 70, 72, 73, 90 und 96) fehlt entgegen der Behauptung des Verfassers selbst eine solche Notiz! Und was generell die Wertigkeit derartiger kaiserzeitlicher, vor allem severischer Asklepiosmünzen betrifft, so wäre unter anderem auch die besondere Rolle zu berücksichtigen, die den Darstellungen des Asklepios und der Hygieia auf Prägungen dieser Zeit zugekommen ist; s. hierzu z. B. L. Winkler, *Salus. Vom Staatskult zur politischen Idee* (Heidelberg 1995) 131 ff., bes. 142 ff.; 150 ff. Interessant sind in diesem Zusammenhang ferner Statuen antoninischer beziehungsweise severischer Zeit, die Äskulap-Augustus geweiht sind, also dem regierenden Kaiser (App.-Kat. 512, 513 und 517). Zweifel am »dokumentarischen Wert« kaiserzeitlicher Asklepiosmünzen hätten im Übrigen bereits dort aufkommen müssen, wo wie im Fall von Phleius, Sikyon oder Troizen (Kat. 22, 23 und 41) bei Pausanias von Kultbildern des jugendlich unbärtigen Asklepios die Rede ist, die dortigen Münzen aber den bärtigen Gott zeigen.

Geradezu waghalsig ist die Annahme des Verfassers, dass »Statuen des Asklepios und der Hygieia [...] zumindest im Regelfall als Anatheme im Heiligtum anzusprechen« seien (S. 70), und dass dies sogar für Statuenfunde in Thermen gelte, die auch dort »durchaus Kultzeugnisse dar(stellen) oder immerhin auf eine allgemeine Popularität des Kultes in der Stadt hin(weisen)« (S. 70). Gleiches gilt ferner für die Annahme des Verfassers, dass auch »Marmorstatuetten in der überwiegenden Mehrzahl als Votive anzusprechen« seien und ebenfalls »eine wichtige und relativ sichere Gruppe von Kultzeugnissen« darstellten (S. 73). Allein dreizehn Kultstätten glaubt der Verfasser anhand solcher Statuen beziehungsweise Statuetten nachweisen zu können (z. B. Kat. 1, 6, 12, 26, 29, 38, 101a, 109, 116, 129, 150 und 164), obgleich diese zumindest im Falle von Kat. 6, 26 und 29 nachweislich in einem Gymnasium, in einer Therme beziehungsweise in einem Wohnbereich gefunden wurden. Besonders befremdlich muss dem Leser in diesem Zusammenhang der Versuch des Verfassers erscheinen, mit Hilfe der Asklepiosstatue des Mikythosanathems und einer entsprechenden Reliefdarstellung auf der Tra-

peza des Kolotes entsprechende Kultstätten auch für das Heiligtum von Olympia wahrscheinlich zu machen (Kat. 76 und 77); an anderer Stelle erfährt man allerdings, dass dies lediglich aus »arbeitstechnischen« Gründen geschehe (S. 75 Anm. 82).

Aus solchen Einschränkungen hinsichtlich der Wertigkeit einiger wichtiger Kriterien, die dem Verfasser zur Identifizierung möglicher Asklepiosheiligtümer beziehungsweise -kulte dienen, ergeben sich logischerweise auch Konsequenzen für den anschließenden numerischen und chronologischen Überblick (Kap. II 2), mit dem er dieses Kapitel beendet. Von den ursprünglich 172 (171 plus eine Zusatznummer) Kultstätten auf dem griechischen Festland entfallen zwölf gleich wieder, da sie »entweder auszuschließen (Kat. 5, 107 und 136), zu hypothetisch (Kat. 62, 131, 149, 151 und 156 [trotzdem nennt der Verfasser Kat. 62 und 131 im Folgenden nochmals unter den unsicheren Fällen]) oder nur arbeitstechnischer Natur (Kat. 30, 60, 76 und 77)« seien. Dies erfährt allerdings nur ein sorgfältiger Leser in einer Anmerkung (S. 75 Anm. 82)! Dabei hätte eine solche wichtige Einschränkung unbedingt in den Text selbst beziehungsweise als Vorbemerkung in den Katalog gehört. Ferner müssen dem Verfasser zufolge (S. 75) weitere siebzehn Kultorte zumindest als unsicher gelten (Kat. 15, 62, 95, 101, 109, 110, 111, 112, 115, 122, 123, 126, 131, 153, 163, 164 und 166 [Kat. 62 und 131 wurden allerdings bereits oben unter den sogenannten hypothetischen Fällen genannt]); hinzu kommen ferner Kat. 151 und 158, wo eine solche Identifizierung lediglich auf Hinweisen aus der Mythologie beruht, sowie die bereits oben genannten dreizehn Fälle, in denen der Verfasser lediglich auf Grund des Fundes kaiserzeitlicher Statuen und Statuetten Kultstätten des Asklepios im griechischen Mutterland identifizieren will. Zählt man zusammen, so verbleiben auf dem griechischen Festland von den katalogisierten 172 lediglich 130 sichere beziehungsweise wahrscheinliche Kultstätten des Heilgottes.

Bei den Kultgründungen liegt zweifellos »im Mutterland [...] ein eindeutiger Schwerpunkt im 4. und 3. Jh. v. Chr.«. Der Einschätzung des Verfassers, dass »Hinweise auf römische Neugründungen [...] vollkommen« fehlten (S. 76), hält einer genaueren Überprüfung jedoch nicht stand (s. weiter unten). Bei Anwendung strikterer Kriterien für die Identifizierung von Kultstätten des Asklepios ebenso wie als Ergebnis der Besprechung des Kapitels »Der Frühe Horizont« (Kap. III), zeigt sich ferner, dass die Feststellung des Verfassers (S. 77), »im 5. Jh. v. Chr. [seien] 21 Asklepieia auf dem griechischen Festland mit einiger Sicherheit« fassbar, nämlich Kat. 2, 3, 4, 9, 10, 21, 23, 32, 41, 42, 54, 75, 87, 92, 103, 108, 119, 135, 147 und 159 (hinzu kommen noch die im Folgenden genannten Kat. 69 und 88), nicht aufrechterhalten werden kann, vor allem wenn der Verfasser in diesem Zusammenhang nun wieder auf die bereits zuvor (S. 75 Anm. 82) als Belege ausgeschiedene Asklepiosstatue des Mikythosanathems und die Trapeza des Kolotes verweist (S. 77 Anm. 85; Kat. 76 und 77).

Entsprechendes gilt auch für die Behauptung des Verfassers, dass »die Befunde an mindestens 6 dieser Orte [nämlich Kat. 21, 32, 69, 88, 103 und 108] sogar ins 6. Jh., vereinzelt noch weiter« zurückführten (S. 77). Für eine archaische Frühphase des Asklepioskultes kommt unseren Beobachtungen zufolge (s. oben zu Kap. III) allenfalls Epidaurus (Kat. 32), möglicherweise auch Troizen (Kat. 41) und Gortys (Kat. 87 und 88) in Frage. Anhaltspunkte für eine noch frühere, geometrische Phase des Asklepioskultes fehlen jedoch selbst im Temenos des Apollon Maleatas in Epidaurus (Kat. 33).

Die Anfänge der übrigen genannten Heiligtümer dürften frühestens in das späte fünfte Jahrhundert v. Chr. fallen (z. B. Kat. 2, 3, 9, 10, 21, 54, 119, 135, 147 und 159). Weitere Kultstätten des Asklepios klassischer Zeit dürften etwa Kat. 4, 23, 69, 92, 99, 117, 118 und 130 sein, dagegen scheiden zum Beispiel Kat. 25, 140 wegen nicht eindeutig auf Asklepios zu beziehender Münzen als Kultorte aus. Die meisten vorkaiserzeitlichen Asklepieia stammen vermutlich erst aus hellenistischer Zeit; s. etwa Kat. 13, 64, 65, 80, 81, 89, 93, 97, 108, 121, 137, 138, 139, 142, 145, 155, 157, 162, 167, 168, 169, 170 und 171.

Einige Stätten zählt der Verfasser ohne ausreichende Grundlage zu den klassisch-hellenistischen Gründungen, nämlich solche, die lediglich von Pausanias erwähnt werden (z. B. Kat. 19, 27, 42, 44, 45, 48, 49, 50, 55, 56, 57, 61, 62, 63, 71, 74, 75, 86, 102, 123 und 125; Kat. 62 und 123 hatte der Verfasser schon zu den »unsicheren« bzw. »hypothetischen« Fällen gezählt), die über den Periegeten hinaus nur durch meist severische Münzen (z. B. Kat. 22, 28, 52, 68 und 85), eine kaiserzeitliche Statue oder ein Dekret nicht näher bestimmbarer Zeit (Kat. 58 und 91) oder aber einen anderen kaiserzeitlichen Autor (z. B. Kat. 82 und 104) bezeugt sind. Vielleicht sollte man in ihnen doch eher erst kaiserzeitliche Kultstätten des Asklepios erkennen. Dass Münzen mit einer Darstellung des Asklepios allein als Nachweis für ein entsprechendes Heiligtum am Ort ausreichen, wie der Verfasser offensichtlich meint (s. z. B. Kat. 20, 31, 66, 70, 72, 73, 90 und 96), darf ebenfalls bezweifelt werden. In jedem Fall Gründungen der Kaiserzeit sind den Kultzeugnissen zufolge etwa Kat. 8, 11, 17, 19, 34, 46, 53, 103, 106 und 161, also immerhin mindestens zehn, wenn man die genannten Erwähnungen allein bei Pausanias ebenfalls als kaiserzeitliche Zeugnisse wertet, sogar weitere dreißig erst kaiserzeitliche Kultorte – und dies, obgleich der Verfasser solche Gründungen für nicht existent erklärt (S. 75).

In ähnlicher Weise dürfte sich auch die Feststellung des Verfassers relativieren, dass von den 192 außerhalb des Mutterlandes liegenden Kultorten »die überwiegende Mehrzahl [...] nachweislich aus griechischer Zeit« stamme (S. 76). Und was solche tatsächlich griechischen Gründungen betrifft, so handelt es sich, wie bereits bei der Besprechung des Kapitels »Der frühe Horizont« (Kap. III) festzustellen war, im Falle der Asklepieia von Thera, Paros, Thasos und Antisara (App.-Kat. 41, 52, 147, 150) keinesfalls, wie der Verfasser postuliert (Kap. III 6, 2), bereits um Gründung des siebten,

wahrscheinlich noch nicht einmal des sechsten Jahrhunderts v. Chr.

In einem letzten Kapitel wertet der Verfasser schließlich 121 bisher ausgegrabene Heiligtümer in Hinblick auf Typologie und Kultpraxis der Asklepieia aus (S. 360–392). Was die Lage der Asklepieia betrifft (S. 361 ff.), so unterscheidet er sogenannte Landschaftsheiligtümer, die sich weitab jeder Siedlung befanden, von Asklepieia intra muros und extra muros, die an der Peripherie der Städte jeweils nur wenige hundert Meter innerhalb und außerhalb der Stadtmauer lagen. Hinzu kommen ferner intraurbane, nicht selten auf der Agora gelegene Heiligtümer, bei denen sich der Hauptkult vielfach an einem anderen Ort innerhalb oder außerhalb des Stadtgebietes befand. Eine allgemeine Typologie lasse sich für Asklepieia kaum erstellen. Immerhin weisen »extraurbane Heiligtümer und Pilgerzentren« (Kap. VIII 2, 1) gegenüber »Kultbezirken intra muros« (Kap. VIII 2, 2) scheinbar Unterschiede auf, als es sich bei letzteren zumindest in einigen Fällen um sogenannte Peristylhofanlagen handelt. Doch sind »weder die großen, relativ ungeordneten, offenen Landschaftsheiligtümer noch die Heiligtümer in Form geschlossener Peristylhofanlagen [...] ausschließlich für den Asklepioskult charakteristisch« (S. 371). Entsprechendes gilt im Übrigen auch für den verbreiteten »Tempel-Stoa-Typus« (Kap. VIII 2, 4), also für den »kleinformatigen Naos [...] vor einer größer dimensionierten [...] Inkubationshalle« (S. 372), und für kleinere Kultanlagen, Höhlenheiligtümer sowie vor allem für Kultstätten in Heiligtümern anderer Gottheiten (Kap. VIII 2, 6). Wenn der Verfasser allerdings resümierend konstatiert, dass sich »die größten und am reichsten ausgestatteten Asklepieia gerade in den Städten bzw. den Territorien [befänden], in denen [Asklepios] Hauptgottheit war« und in diesem Zusammenhang neben Epidaurus, Messene und Kos unter anderem auch Pergamon nennt (S. 374), so dürfte dies ein Versehen sein, denn in Pergamon blieb bekanntlich stets Athena die Hauptgottheit. Was die Tempel des Asklepios und die sekundären Funktionsbauten der Asklepieia betrifft (Kap. VIII 3), so handelt es sich bei ersteren am häufigsten um Antentempel oder tetrastyle Prostyloi dorischer Ordnung (S. 375). Im Übrigen unterschieden sich Asklepieia von Kultbezirken anderer Gottheiten vor allem durch ein »relatives Übergewicht der sekundären Kultbauten, insbesondere der überdimensionierten Inkubationshallen« (S. 377). Quellen und Haine spielen ebenfalls eine wichtige Rolle im Asklepioskult (Kap. VIII 4), allerdings sei es unbegründet, hieraus »weitergehende Schlüsse [...] eine Rolle des Asklepios als Natur- oder Waldgottheit abzuleiten [...]. Immer blieb der architektonische Zusammenhang übergeordnet« (S. 380).

Hin und wieder ließen sich in den Asklepieia »Herobauten bzw. chthonische Kultanlagen nachweisen, in denen der Doppelcharakter des Asklepios« zum Ausdruck komme (Kap. VIII 5), der »noch über das 2. Jh. v. Chr. hinaus [...] präsent« war; »vor Ende des 5. Jhs. [dagegen seien] dahingehende Indizien relativ spärlich«

(S. 380). Neben »Heroa im Wortsinne, wie das Tetra-stylon in Athen und besonders die Tholos-Thymele von Epidauros«, die »jeweils Bothroi mit aufwendigem Oberbau« seien, zählt der Verfasser hierzu auch »unpräzise Anlagen wie einfache Bothroi und bothrosartige Vorrichtungen« (S. 382). Dem für den Asklepioskult wesentlichen Element der Inkubation gilt sodann ein eigener Abschnitt (Kap. VIII 6), in dem sowohl vom Ablauf der Inkubation als auch von dem architektonischen Rahmen, in dem diese stattfand, die Rede ist. Das Kapitel endet mit dem Thema »Tempelmedizin oder Wunderheilung – Bad Wörishofen contra Lourdes« (Kap. VIII 6, 3). Der Verfasser stellt fest: »Asklepieia sind in ihrer Grundstruktur [...] Wunderheilstätten«, die »in einer langen Tradition von Traumorakeln« stehen und »besonders mit Heroen verknüpft« sind (S. 390 f.); »der Ritus der Inkubation [ist] nichts anderes als eine weiterentwickelte, institutionalisierte, zugleich nur noch symbolische Form des ursprünglichen Heilschlafes auf dem Heroengrab« (S. 391). Erst später, und hier vor allem in der römischen Kaiserzeit, seien an die Stelle derartiger Wunderheilungen dann »relativ konkrete Kuren, kalte und warme Wasserbäder, Schlamm-bäder, Trinken von Heilwasser, Bewegung, Gymnastik etc.« getreten (S. 392).

Ungeachtet der in dieser Rezension vorherrschenden kritischen Töne muss zum Schluss jedoch mit allem Nachdruck betont werden, dass der Verfasser mit den hier vorgelegten Untersuchungen ebenso wie mit den beiden ausführlichen Katalogen eine beachtliche Arbeitsleistung vollbracht hat, die uneingeschränkten Respekt verdient. Vor allem die umfangreiche Sammlung des Materials und die sorgfältigen, zum Teil auf Autopsie beruhenden Untersuchungen der architektonischen Befunde sind eine bewunderungswerte Leistung und dürften von bleibendem Wert sein. Jede erneute Beschäftigung mit dem Kult und den Heiligtümern des Asklepios wird diese Arbeit zum Ausgangspunkt nehmen müssen; dies gilt in besonderem Maße für die drei fast monographischen Abhandlungen zu den Asklepieia von Epidauros, Athen und Pergamon, in denen der Verfasser in überzeugender Weise die für den Charakter des Asklepios wichtige Rolle eines Heilheros herausstellt. Diese und andere wichtige Beobachtungen und Folgerungen des Verfassers werden die Forschung gewiss zu erneuter Auseinandersetzung mit vielen der von ihm erörterten Fragenkomplexen veranlassen. Was allerdings die generelle Auswertung all des Gesammelten und Beobachteten betrifft, so sei vor allem immer dort eine gehörige Portion an Skepsis empfohlen, wo der Verfasser einen allzu frühen Beginn des Asklepioskultes propagiert – im Übrigen eines der Hauptziele seiner Arbeit – oder wo er mögliche Heiligtümer und Kulte des Heilgottes in einer ganzen Reihe von Fällen auf der Basis allzu fragwürdiger Kriterien zu identifizieren versucht. Berücksichtigt man dies, so wird man die Arbeit stets mit großem Gewinn benutzen.

Erlangen

Peter Kranz

Frank Rumscheid, **Die figürlichen Terrakotten von Priene. Fundkontexte, Ikonographie und Funktion in Wohnhäusern und Heiligtümern im Licht antiker Parallelbefunde**. Priene I. Deutsches Archäologisches Institut, Archäologische Forschungen 22. Dr. Ludwig Reichert Verlag, Wiesbaden 2006. 567 Seiten, 24 Schwarzweißbeilagen, 163 Tafeln mit etwa 1000 Schwarzweißabbildungen.

Lange Zeit haben die antiken Terrakotten ein forschungsgeschichtliches Dasein im Schatten von vermeintlich aussagekräftigeren und anspruchsvolleren Denkmälerkategorien gefristet, aus dem sie erst in den letzten Jahren durch das zunehmende Interesse der Altertumswissenschaften an sozial-, religions- und kulturgeschichtlichen Fragen befreit wurden. Im Vordergrund der modernen Terrakottafor-schung steht – anders als früher, als Sammlungskataloge das Bild bestimmten – die Publikation und Diskussion von alten und neuen Ausgrabungsfunden (exemplarisch und die vorliegende Arbeit thematisch ergänzend etwa A. Müller, *Etudes Thasiennes XVII. Les terres cuites votives du Thesmophorion. De l'atelier au sanctuaire* [1996]; D. Graepler, *Tonfiguren im Grab. Fundkontexte hellenistischer Terrakotten aus den Nekropolen von Tarent* [1997]; G. S. Merker, *Corinth XVIII 4. The Sanctuary of Demeter and Kore. Terracotta Figurines of the Classical, Hellenistic, and Roman Periods* [2000]). Obschon die betreffenden Stücke oftmals nur fragmentarisch überliefert sind, besitzen sie gegenüber den besser erhaltenen Tonstatuetten in Privatsammlungen und in Museumsbesitz den Vorteil der unbestrittenen Authentizität und Kontextverbundenheit. Es ist mithin möglich, anhand des archäologischen Fundmaterials Fragen nach der Relevanz der Terrakotten in der antiken Lebenswelt in neuer und vertiefter Form zu diskutieren. Und genau dies ist das erklärte Ziel der hier zu besprechenden Arbeit von Frank Rumscheid, die im Jahre 2002 vom Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften der Freien Universität Berlin als Habilitationsschrift angenommen und mit nur geringfügigen Modifikationen als erster Band einer neuen Schriftenreihe zu den Ausgrabungen von Priene publiziert wurde.

Mit Hilfe einer sorgfältigen Analyse der Tonfiguren von Priene und ihrer Fundzusammenhänge will der Autor erforschen, »ob figürliche Terrakotten in der Antike von ihren Käufern gezielt nach thematischen Gesichtspunkten für eine spezifische Funktion ausgesucht wurden oder ob es sich um mehr oder weniger gedankenlos aufgestellten Nippes handelte (S. 24)«. Die Terrakotten von Priene sind für dieses Vorhaben aus mehreren Gründen prädestiniert: erstens wegen ihrer vielfach sehr genau bestimmbarer Provenienz im antiken Stadtgebiet; zweitens wegen ihrer großen Zahl und ihrer oftmals außergewöhnlichen Qualität und Erhaltung sowie drittens wegen externer Datierungskriterien in Form einer weite Teile des Stadtgebietes überdeckenden Zerstörungsschicht. Das im Katalog erfasste und für die Auswertung herangezogene Material

schließt mit insgesamt 407 Exemplaren sämtliche bis zum Jahr 1998 aus Priene bekannt gewordenen und heute noch greifbaren Terrakottafiguren ein. Die Mehrzahl davon stammt aus den alten Ausgrabungen von Theodor Wiegand, die in der großen Priene-Publikation von 1904 ihre bis heute gültige Erstveröffentlichung erfahren haben.

Die Arbeit ist in insgesamt sieben Kapitel gegliedert, beginnend mit einer Einleitung, in der die Forschungsgeschichte und Zielsetzung der Arbeit erläutert werden. In Kapitel II werden die Fundkontexte der Terrakotten diskutiert. Besondere Bedeutung kommt dabei der Frage nach der Datierung der Zerstörungsschicht zu, in der ein Großteil der Figuren gefunden wurde. Ausführlich werden die bisherigen Datierungsvorschläge referiert – und widerlegt. Rumscheids eigener Vorschlag, die Zerstörungsschicht auf Grund numismatischer Evidenz in die Jahre um 135 v. Chr. zu datieren, überzeugt, wenn auch prinzipiell ein etwas späterer Zeitpunkt denkbar bleibt. Für die Datierung der Terrakotten von Priene liefert der Zerstörungsbefund in jedem Fall einen Terminus ante quem im letzten Drittel des zweiten Jahrhunderts v. Chr.

Das dritte Kapitel (III) ist gewissermaßen ein Einschub. Hier werden in einem breit angelegten Überblick auswärtige Fundzusammenhänge von Tonfiguren zur Diskussion gestellt, allen voran solche aus Wohnhäusern und Heiligtümern. Das umfangreiche Referenzcorpus dient primär dazu, auffällige Lücken im Informationsbestand von Priene zu schließen. Gleichzeitig bildet es aber auch die Folie, vor der die Analyse der Terrakotten von Priene zu bestehen hat.

Kapitel IV ist der Ikonographie und Deutung der in Priene gefundenen Terrakotten gewidmet. Diese schließen sich zu einem breiten Repertoire von Bildthemen zusammen, wobei neben eindeutigen Götterbildern (Aphrodite, Isis, Athena, Dionysos, Herakles und andere) eine Vielzahl von inhaltlich nicht mit Sicherheit benennbaren weiblichen Gewandstatuetten das Typenspektrum bestimmt. In geringer Zahl treten mythologische Mischwesen, Kentauren und Satyrn sowie Schauspieler und Karikaturen in Erscheinung. Besondere Berühmtheit hat der 17 cm hohe Dornauszieher Nr. 278 erlangt, der aller Wahrscheinlichkeit nach ein großplastisches Werk des dritten Jahrhunderts v. Chr. parodiert. Mit seinem vor Schmerz zusammengekniffenen Banausengesicht, seinem simplen Gewand und der einfachen Hirtenmütze sowie dem ostentativ zur Schau gestellten, übergroßen Geschlecht verkörpert er den Typus des einfachen, bäurischen Tölpels entsprechend den Werten der städtischen Bourgeoisie seiner Zeit. Die lange Liste der modernen Publikationen zu diesem Stück lässt erahnen, wie groß das Aufsehen gewesen sein muss, das es bereits in der Antike erregte; selbst dann, wenn es nicht wie bisher angenommen ein handgefertigtes Unikat war, sondern ein mit Hilfe von Teilmodellen gewonnenes Ergebnis serieller Produktion darstellt, wie der Verfasser aus vorhandenen Fugen schließt.

Zu den rätselhaftesten Darstellungen von Priene gehören die sogenannten Baubofiguren, die bis auf wenige Ausnahmen aus dem Heiligtum der Demeter und Kore stammen. Offenbar spielten die Figuren, die aus den Beinen, dem Geschlecht und dem Kopf einer Frau unter Weglassung des Oberkörpers komponiert sind, im dortigen Kult eine besondere Rolle. Weil manche von ihnen Opferkörbe mit Früchten tragen, können sie nicht als gleichberechtigte Göttinnen neben Demeter und Kore angesehen werden. Aus dem gleichen Grund scheidet auch ihre Verbindung mit Baubo aus, der Amme, die Demeter durch ihre obszöne Gesten zum Lachen brachte. Rumscheids Gedanke, die Figuren könnten auf eine heute nicht mehr bekannte lokale Kultgeschichte anspielen beziehungsweise lokale Kultpraktiken widerspiegeln, ist naheliegend angesichts der Tatsache, dass die auffälligen Figuren außerhalb von Priene bisher nur aus dem Thesmophorion von Samos bekannt sind.

In Kapitel V geht es erneut um die Frage nach der Aussagekraft des Kontextes für die Bewertung der Terrakotten. Am Beispiel von drei besonders repräsentativen Fundkomplexen zeigt der Verfasser die Möglichkeiten und Grenzen einer übergeordneten, Ikonographie und Befund miteinander verbindenden Analyse auf. Untersucht werden die Funde (mehr als 35 Terrakotten) aus dem Südostraum des Hauses 33 Ost, diejenigen aus dem Heiligtum der Demeter und der Kore (mehr als zweihundert Terrakotten) sowie jene aus dem sogenannten Raum A und dem nördlich daran anschließenden Raum südwestlich unterhalb der Athenaterrasse (mehr als zwölf Terrakotten), das heißt einem Wohnhaus, einem gesicherten Heiligtum sowie einer mutmaßlichen Heroenkultstätte.

Es folgt ein Kapitel (VI) zu technischen Aspekten der Terrakottaproduktion von Priene sowie die Zusammenfassung (Kapitel VII). Den Schluss der Arbeit bildet der Katalog aller heute noch vorhandenen Stücke mit ausführlicher Beschreibung und vollständiger Bibliographie. Eine Konkordanz der Inventar- und Katalognummern sowie ein Register – beides in modernen Publikationen keine Selbstverständlichkeit mehr und deshalb umso verdienstvoller – vervollständigen die Arbeit und sorgen dafür, dass der Leser im umfangreichen Werk schnell und gezielt zu den gewünschten Informationen findet.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, die hier besprochene Publikation in allen ihren Ergebnissen zu resümieren. Stattdessen sei der Blick exemplarisch auf eine der zentralen Fragen der Arbeit gerichtet, jene nach der Zweckbestimmung der Terrakotten im Wohnbereich. Der Autor analysiert zu ihrer Beantwortung sämtliche Befunde von Priene und kommt zum Schluss (S. 74), dass Terrakotten in Häusern aller Größe vorhanden waren und dass sie zu deren Standardausstattung gehörten. Mit Ausnahme des Fundkomplexes aus dem Südostraum des Hauses 33 Ost liegt die Zahl der Funde pro Haus in der Regel unter einem Dutzend und ist damit eher bescheiden gemessen an größeren Fundinventaren,

wie sie beispielsweise aus den reichen Wohnhäusern von Eretria vorliegen. In vielen Fällen sind nur eine oder zwei Tonfiguren nachgewiesen. Der Umstand, dass figürliche Terrakotten auch außerhalb von Priene häufig anzutreffende Fundgattung in Wohnhäusern darstellen, bestätigt den Eindruck ihrer Beliebtheit im Rahmen häuslicher Ausstattungen.

Weitaus problematischer ist die Einordnung der spezifischen Funktion der Terrakotten im Wohnbereich. Mit Recht betont der Autor, wie schwierig es gerade in Priene ist, zwischen Funden zu unterscheiden, die am Ort ihrer späteren Wiederentdeckung verwendet wurden und solchen, die bei der Zerstörung der Häuser aus einem Obergeschoss heruntergestürzt sind oder auf sonst eine Weise sekundär verlagert wurden. So nützlich die präzisen Angaben zu den Fundstellen der prienischen Terrakotten deshalb auch sind, für die Frage nach dem Aufstellungsort der einzelnen Figuren innerhalb des Wohnhauses helfen sie nur selten weiter. Hier ist man auf Vergleiche mit Befunden außerhalb Prienes angewiesen beziehungsweise auf allgemeinere Überlegungen zu Ikonographie, Format und Kontext.

Grundsätzlich werden von der Forschung zwei alternative Verwendungsbereiche für die Terrakotten aus Wohnhäusern favorisiert: der häusliche Kult einerseits und die repräsentative Ausstattung des Wohnraumes andererseits, namentlich der Andrones. In beiden Fällen ist die positive archäologische Evidenz in Priene begrenzt. In keinem der Wohnhäuser lässt sich die Verwendung von Terrakotten im Hauskult durch Befunde in situ hieb- und stichfest erweisen. Dennoch steht außer Frage, dass solche Hauskulte praktiziert wurden und dass Terrakottfiguren dabei eine Rolle spielten. Wie sonst wollte man die Präsenz von insgesamt fünf Kybelestatuetten (Nr. 8–12) aus Siedlungskontexten deuten? Und wie das Vorkommen mehrerer »Baubofiguren« (Nr. 69, ehemals zwei Exemplare) unter den Siedlungsfunden? Auch die Präsenz von Halbfiguren, Büsten und Protomen, einer Dionysosmaske, sowie von Hermen des Hermes und des Herakles lässt, wie der Autor mit Recht feststellt, eine kultische Verwendung der betreffenden (und weiterer) Terrakotten mehr als nur wahrscheinlich erscheinen.

Überraschender noch als das Fehlen von sakralen Befunden in situ ist die Seltenheit gesicherter Terrakottafunde aus Banketträumen. Lediglich zwei Terrakotten, die Pädagogengruppe Nr. 334 und eine verschollene Aphrodite aus Haus 14, können zweifelsfrei als Ausstattungsstücke von Andrones identifiziert werden (S. 349). Ein Befund, der gern als Kronzeuge für die These einer bevorzugten Aufstellung von Terrakotten im Bankettraum herangezogen wird, das aus über fünfunddreißig Tonfiguren und rund zehn Marmorskulpturen bestehende Fundensemble aus dem Südostrum von Haus 33 Ost, muss nach den überzeugenden Überlegungen des Verfassers zur Heterogenität des Figurenkomplexes neu bewertet werden. Einiges spricht dafür, dass die Terrakotten zusammen mit den Marmorstatuetten in dem Bankettraum temporär zwischengelagert

waren. Sie lassen sich also nicht als Zeugnis einer besonders aufwendigen figürlichen Ausstattung des Androns in Anspruch nehmen. Immerhin gibt es Grund zur Annahme, dass die Statuetten nicht aus weiter Ferne herantransportiert wurden, sondern zum erweiterten Inventar des Hauses 33 Ost gehörten. Mit seiner großen Zahl an Tonfiguren und Marmorstatuetten ist das Fundensemble nämlich nicht nur eines der reichsten von ganz Priene, sondern es umfasst zugleich auch einige der qualitativsten Terrakottfiguren der Stadt, etwa den oben erwähnten Dornauszieher. Der Eigentümer der Statuetten muss eine Persönlichkeit mit besonderem künstlerischem Feinsinn und stattlichem Vermögen gewesen sein. Der Gedanke, dass er der Besitzer des großen Peristylhauses 33 Ost war, bietet sich an. Die Terrakotten wären somit als Bestandteile einer größeren statuarischen Kollektion anzusehen, die nach repräsentativ-kunstkennerischen Gesichtspunkten zusammengestellt wurde, einer Kollektion, die in ihrer spezifischen Ausprägung in Priene freilich eher die Ausnahme als die Regel gewesen zu sein scheint.

Auffällig ist – in Priene wie anderswo – der hohe Anteil von weiblichen Figuren unter den Terrakotten, eine Vorrangstellung, die noch akzentuiert wird, wenn man alleine die Götterbilder betrachtet. Nicht Zeus, der Beschützer des Hauses, oder Dionysos, der Gott des Weins und des Gelages, sondern Aphrodite ist die mit Abstand am häufigsten dargestellt Gottheit, gefolgt von Kybele, Demeter und Athena. Der Verfasser zieht aus dieser Beobachtung den Schluss, dass zumindest im Bereich des Hauskultes die Auswahl der Terrakotten »vielleicht eher von den weiblichen Mitgliedern des Haushaltes« bestimmt wurde, welche eher Göttinnen um Beistand angegangen wären (S. 402). Mit dieser These tangiert der Autor eine Frage grundsätzlicher Natur. Gibt es unter den häuslichen Terrakotten tatsächlich solche, die eher für die männlichen und solche, die eher für die weiblichen Bewohner des Hauses konzipiert waren? Oder anders gefragt: Unterscheidet sich der Bedeutungsgehalt einer Aphroditestatue je nach ihrem Aufstellungskontext im Andron beziehungsweise in einem dem Hauskult gewidmeten Schrein? Nach Meinung des Rezensenten ist eine solche Trennung der Funktionsbereiche eher unwahrscheinlich. Vielmehr spricht die hohe Zahl von Aphroditedarstellungen dafür, dass gerade diese Gottheit im Wohnbereich eine übergeordnete, die Männer- und Frauenwelt verbindende Rolle spielte. Als Behüterin des privaten Lebensraumes garantierte sie den Fortbestand des Oikos und sicherte dadurch zugleich das Ansehen und den Status des Hausherrn in der Halböffentlichkeit des Symposions. Die bei der Interpretation häuslicher Terrakotten gerne in den Vordergrund gestellte Alternative »Kult oder Repräsentation« erweist sich vor diesem Hintergrund als irreführend. Vielmehr ergänzen und durchdringen die beiden Funktionsbereiche einander, was sich nicht zuletzt in der Tatsache widerspiegelt, dass die Tonfiguren in ganz unterschiedlichen Bereichen der Wohnhäuser zum Vorschein gekommen sind und wohl

bereits in der Antike bei identischem Sinngehalt an verschiedenster Stelle im Haus aufgestellt werden konnten.

In seiner Arbeit hat Rumscheid der inhaltlichen Vielschichtigkeit der spätklassischen und hellenistischen Terrakotten von Priene mit einer sehr differenzierten, alle inhaltlichen Aspekte und methodischen Probleme ausleuchtenden und sorgfältig gegeneinander abwägenden Betrachtung in beispielhafter Form Rechnung getragen. Wenn die funktionale Verortung der Terrakotten als Folge dieser kritischen Analyse von ihrer bisherigen, vermeintlichen Schärfe einiges eingebüßt hat, ist dies nur vordergründig ein Verlust. Er wird wettgemacht durch die Erkenntnis, dass die antike Koroplastik aufgrund ihrer Konzeption für ein breites Spektrum möglicher Adressaten und Verwendungsbereiche eine multifunktionale Denkmälergattung darstellt, die sich einer pauschalen Interpretation von vornherein entzieht, in Priene ebenso wie an zahlreichen anderen Orten.

Basel

Martin Guggisberg

François Queyrel, *L'Autel de Pergame. Images et pouvoir en Grèce d'Asie*. Collection Antiqua 9. Éditions A. et J. Picard, Paris 2005. 207 Seiten, 21 Tafeln, 159 Abbildungen und 2 Karten.

Die neuerlichen Sondagen in den Fundamenten des Pergamonaltars 1994, die Restaurierung des Großen und des Kleinen Frieses in den Jahren 1994 bis 2004, die Sonderausstellungen zum Telephosfries 1996/97 in New York, San Franzisko und Rom sowie dessen Neu-aufstellung im Pergamonmuseum regten zu neuen Betrachtungen dieses zentralen Denkmals der griechischen Kulturgeschichte an. Eine Reihe von Einzeldarstellungen zu Fragen der Datierung, Baugeschichte oder Interpretation sowie eine Serie von populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen aus gegebenem Anlass erschienen in rascher Folge. Man könnte sich demnach fragen, ob eine weitere Publikation zu diesem Thema im Jahr 2005 ihre Berechtigung hat.

François Queyrel ist als Directeur d'études an der École Pratique des Hautes Études in Paris ein ausgewiesener Kenner der griechischen Archäologie und insbesondere spezialisiert auf hellenistische Plastik. Er hat im Mai 2005, knapp ein Jahr nach Abschluss der Restaurierungsarbeiten am Großen Fries im Juli 2004, die hier zu besprechende umfassende Gesamtdarstellung zum Pergamonaltar in der Reihe Antiqua veröffentlicht. In dieser Reihe sind bisher acht Bände zu ganz unterschiedlichen Themen der ägyptischen, griechischen, etruskischen und römischen Kulturgeschichte erschienen. Erklärtes Ziel von Antiqua ist es, über neue Entdeckungen oder neue Interpretationen für einen allgemeinen, an der Antike interessierten Leserkreis zu informieren. Entsprechend erläutert der Autor die Absichten, die er mit seiner Abhandlung verfolgt, in der Einleitung unter

dem Titel »Für eine Archäologie der Bilder« (S. 17): Er möchte für den Betrachter den Zusammenhang wiederherstellen, aus dem die Reste des Denkmals gerissen sind. Auch wenn die Betrachtungsweise der antiken Zeitgenossen nicht wirklich rekonstruierbar ist, so lässt sich doch unsere Sehweise durch den Kontext bereichern. Der Verfasser weist zu Recht darauf hin, dass nach wie vor wichtige Grundsatzfragen zum Pergamonaltar strittig sind: Wie vereinbart sich der kraftvolle Stil der Gigantomachie mit der raffinierten Nüchternheit des Kleinen Frieses? Wie ist das Denkmal zu datieren? Welcher Gottheit wurde auf dem Altar geopfert? Aus welchem Anlass wurde er erbaut? Wer ist der Auftraggeber? Grundsätzlich verfolgt die Monographie das Ziel, die verschiedenen Bedeutungen des Figureschmucks sowohl im ästhetischer als auch in gesellschaftlich-politischer und religiöser Hinsicht herauszuarbeiten. Mit diesen klaren Fragen und einer allumfassenden Zielsetzung soll zwar gemäß den Vorgaben der Reihe Antiqua ein breiter Leserkreis angesprochen werden. Es stellt sich aber bei der weiteren Lektüre bald heraus, dass darauf bei weitem nicht immer Rücksicht genommen wird. Das Buch ist Bernard Andreae für seine großzügige Unterstützung und den Studenten für ihre Anregungen und Kritik gewidmet. Zum Aufbau der Darstellung werden keine Hinweise gegeben.

Der Hauptteil gliedert sich in vier große Kapitel: »Entdeckung und Ausstellung des Denkmals«, »Der Figureschmuck«, »Die Funktion des Denkmals« und »Ästhetik«. Die Ergebnisse werden in einem kurzen Schlusswort zusammengefasst. Stil- und Kompositionsfragen werden also erst nach der Untersuchung der Funktion des Denkmals behandelt und insofern an die Interpretation angehängt, eine methodisch nicht sehr einleuchtende Lösung.

Die sehr ansprechende Aufmachung des Buches zeichnet sich durch reiches Bildmaterial aus. Eingestimmt wird der Leser noch vor der Einleitung mit einem qualitätvollen farbigen Tafelteil, der bei einer Aufnahme des Pergamonsaals in Berlin nach der Neupräsentation 2004 beginnt und über Landschaftsaufnahmen der Altarterrasse und deren Umgebung sowie Architekturmodellen von Pergamon zu einer kleinen, allerdings nicht sehr ausgewogenen Auswahl von Aufnahmen des Großen Frieses führt. Er endet mit Photos von weiteren Heiligtümern und Baudenkmalern in Pergamon.

Über den Text verteilen sich gleichmäßig die zahlreichen Schwarzweißabbildungen, darunter auch jeweils neue Umzeichnungen der Frieze (Abb. 33 und 75 von Florence André), Rekonstruktionszeichnungen und Pläne. Die Kapitel sind durch eine Vielzahl von Untertiteln und Zwischenüberschriften aufgelockert und dadurch angenehm abschnittsweise zu lesen. Der Satzspiegel gliedert die Seiten in breite Randzonen neben dem Text, auf dem ausführliche Bildunterschriften und die Anmerkungen platziert sind. Dies fördert die parallele Lesbarkeit der Anmerkungen, führt aber auch zu viel Weißraum, in den sich teilweise die Abbildungen

oder Tabellen hineinschieben. Die Unruhe in der Seitengestaltung wird noch durch dreizehn Exkurse verstärkt, die mitten im Text zwischen zwei durchgezogenen Linien in anderem Schriftschnitt unter einer gesonderten Überschrift ein Spezialthema aufgreifen. Diese oftmals für die Argumentation gar nicht nötigen Abschweifungen sind der flüssigen Lektüre eher hinderlich. Hingegen werden verschiedentlich Ergebnisse oder Forschungsdiskussionen übersichtlich in Tabellenform zusammengefasst.

In den ausführlichen Hinweisen zur Textgestaltung und Photoverwendung (S. 6) erläutert Queyrel, dass er Photos des Zustands sowohl nach als auch vor der Restaurierung der Frieze abbildet und bei den alten Aufnahmen darauf geachtet hat, dass sie heute verschwundene Teile wiedergeben. In einigen Bildunterschriften setzt er die Jahreszahl 2004 dazu, jedoch bei weitem nicht bei allen Photos des restaurierten Zustands. Eine genaue Durchsicht der Illustrationen ergibt, dass zirka dreißig Photos den neuen Zustand wiedergeben, während über fünfzig Aufnahmen alt sind. Der Telephosfries wird sogar fast ausschließlich mit alten Photographien abgebildet. Dieser Umstand ist bedauerlich. Es wäre für eine umfassende Gesamtdarstellung nach der Restaurierung sehr wünschenswert gewesen, den Lesern qualitätvolle Neuaufnahmen zu präsentieren, wie sie bereits in der Publikation von 2004 (H. Heres / V. Kästner, *Der Pergamonaltar*) zu bewundern sind. Stattdessen hat der Autor häufig eigene Aufnahmen verwendet (s. Bildnachweis S. 207), die teilweise durch starke Unteransichtigkeit den Blick verzerren. Abbildung 31 ist beispielsweise regelrecht irreführend, da sie Aphrodite mit dem Gipsabguss eines Kopfes wiedergibt, dessen Zugehörigkeit durch die Untersuchungen während der Restaurierung widerlegt werden konnte.

Queyrel geht im ersten Kapitel (S. 21–48) zunächst auf städtebauliche und architektonische Aspekte des Pergamonaltars ein (S. 21–26). Er stützt sich bei der Rekonstruktion des Baus auf die neuen Forschungen von Volker Kästner und Manfred Klinkott, die den Thesen von Wolfram Hoepfner widersprechen und der ursprünglichen Rekonstruktion von Jakob Schrammen von 1906 nahe kommen. Hinsichtlich der Funktion als Altar nimmt er parallel zu Beschreibungen des Ritus am Zeusaltar in Olympia bei Pausanias an, dass die Tiere auf der Terrasse vor dem Altarbau geschlachtet und die Fleischstücke anschließend oben auf dem Opferaltar im Altarhof verbrannt wurden. Er weist in diesem Zusammenhang auf neue Funde im Apollonheiligtum von Klaros hin. Dort konnten Blöcke mit Ringen zum Festbinden der Tiere vor dem Altar identifiziert werden (s. Rekonstruktionszeichnung Abb. 7).

Sehr eingehend beschreibt der Autor die Ereignisse der Entdeckungs- und Grabungsgeschichte des Altars (S. 28–36). Merkwürdigerweise geht er jedoch nicht genauer auf die Fundteilungsverhandlungen der dritten Grabungskampagne ein und lässt zum Beispiel die Überstellung von Gipsabgüssen an den Sultan zum Tausch für die Reliefs unerwähnt.

Auch die Geschichte der Zusammensetzung der Frieze und deren Ausstellung in Berlin sowie deren politische Bedeutung erhält breiten Raum (S. 36–42). Im Zusammenhang mit den Beobachtungen Heinz Käblers bei der Auslagerung der Frieze während des Zweiten Weltkriegs wird nur kurz und unvermittelt die wichtige Frage erwähnt, ob die Friesplatten vor oder nach der Ausarbeitung der Reliefs versetzt worden sind. Diese Frage verdiente eine ausführlichere Behandlung.

Auf insgesamt nur drei Seiten diskutiert Queyrel die Rekonstruktion des gesamten übrigen Figurenschmucks des Pergamonaltars einschließlich der zahlreichen weiblichen Gewandfiguren (S. 42–45). Unvollständig und etwas unklar bleibt die Darstellung zu den kleinen Götterfiguren vom Dach, die nicht einmal abgebildet werden. Der Autor schlägt für sie die Rekonstruktion der Zwölf Götter vor, die in Pferde- und Tritonengespannen auf den Seiten des Altardachs gruppiert sind. Das von Hoepfner entworfene und im Pergamonsaal aufgestellte Altarmodell bezeichnet er als sehr bestechend. Er lehnt jedoch zu Recht die These Hoepfners, nach der das kleine Attalische Weihgeschenk auf dem Rand des Opferaltars aufgestellt war, als wenig wahrscheinlich mit dem Hinweis ab, dass von Kästner Spuren von Schutzplatten auf der Altaroberseite für das Opferfeuer gefunden worden sind.

Zum Abschluss dieses ersten Kapitels werden die Ergebnisse der jüngsten Restaurierungen erläutert und anerkennend die dadurch erzielten Fortschritte für die Interpretation der Darstellungen hervorgehoben (S. 45–47; ergänzend zur zitierten Literatur: *Rez.*, *Jahrb. Berliner Mus.* 38, 1996, 169–184). Der unkundige Leser kann die Einzelheiten jedoch kaum nachvollziehen, da er in die Szenen auf den Reliefs noch gar nicht eingeführt wurde. Es schließt sich eine kurze Zusammenfassung der Diskussion zur Marmorherkunft und Farbgebung an (S. 48).

Im zweiten Kapitel (S. 49–111) führt Queyrel den Leser wie einen Besucher des Altarbezirks vom Ostfries über den Süd- und Westfries zum Nordfries um das Denkmal herum und beschreibt jeweils in detailreicher Dramatik die einzelnen Figurengruppen der Gigantomachie (S. 49–78). Er flicht auch Hinweise auf mythologische Hintergründe ein, die teilweise mit ausführlichen literarischen Zitaten illustriert werden, so dass der Leser von der Beschreibung etwas abgelenkt wird. Bei der Diskussion der Figurenbenennungen bezieht er nicht immer die neuesten während der Restaurierung gewonnenen Erkenntnisse mit ein (s. Heres/Kästner a. a. O. 33–59). So bleibt beispielsweise unerwähnt, dass dem Gegner der Themis, Maimaches, auf dem Südfries ein bärtiger Kopf zugewiesen werden konnte (vgl. Abb. 47 von 2004). Während er für den Ost-, Süd- und Westfries nur an einer Stelle unvermittelt eine Forschungsmeinung diskutiert, geht er für den Nordfries in allen Einzelheiten namentlich auf die jeweilige Diskussion in der Forschung ein, was dem eingangs zitierten Adressatenkreis des Buches nicht entgegenkommt. Besonders ausführlich behandelt er die Frage nach der

Darstellung der Nyx (S. 63–64 und 71–73). Er folgt dem Vorschlag Kästners, in der bekannten Schlangentopfererin auf dem Nordfries nicht Nyx, sondern eine der drei Moiren zu sehen. Stattdessen möchte er die Göttin auf dem Südfries rechts vor Rhea als Nyx benennen, ein plausibler Vorschlag angesichts der Nähe zu Eos und Helios, obgleich die dafür herangezogenen ikonographischen Belege methodisch nicht überzeugen. Zu den insgesamt neun neuen Benennungsvorschlägen gehören auch Hephaistos und Hermes, die Queyrel am Nordfries erkennen will (S. 73–74 Abb. 69, 71).

Entsprechend seiner lückenhaften Erhaltung bietet der Telephosfries breiten Spielraum für Umstellungen der Plattenabfolge und neue Interpretationsvorschläge, den der Verfasser ausgiebig nutzt (S. 79–100). Er diskutiert zunächst die Reihenfolge der Szenen und geht erst viel später auf den dargestellten Mythos ein. Die Plattenummern werden wie üblich nach Winnefeld zitiert, erscheinen jedoch nicht in der in dreißig Szenen aufgegliederten Rekonstruktionszeichnung (Abb. 75), wodurch der Text für den Leser schwer nachvollziehbar wird. Es sei hier nur auf die wichtigsten Umstellungen beziehungsweise Neuinterpretationen im Vergleich zu der Neuaufstellung von 1997 eingegangen: Queyrel kehrt zu der Ansicht von Christa Bauchhenß-Thürlied zurück, dass Herakles die Königstochter Auge bei einer kultischen Handlung im Kreis von drei Frauen beobachtet und somit Platte 3 und Platte 11 zusammengehören (S. 82). Er berücksichtigt dabei nicht die Argumentation von Huberta Heres, dass die auf beiden Platten unterschiedlichen Bäume, Eiche und Platane, entsprechend den Erzählprinzipien des Telephosfrieses verschiedene Orte bezeichnen und dass die Darstellung der Gründung des Athenakults in Pergamon kaum fehlen kann. Die Bootsbauszene setzt er hinter die Aussetzung des kleinen Telephos (S. 83). Ohne schlüssige Beweisführung sieht er Kybele in der bisher als örtliche Berggöttheit interpretierten Figur, die über den das Kind badenden Nymphen sitzt (S. 84–86). Somit werde Telephos von der Löwin der Kybele gestillt. Die Begrüßungsszene am Strand mit Teuthras in der Mitte bezieht Queyrel nicht auf die Ankunft der Auge, sondern auf Telephos' Eintreffen in Mysien. Die schwer zu deutende Kultszene im letzten Teil des Frieses siedelt der Verfasser im Kybeleheiligtum in Pergamon an (S. 88–90): Auge führt den auf einem Felsen sitzenden Telephos in Gegenwart des links thronenden Teuthras und der Hieria in den Kybelekult ein. Am linken Bildrand zeigt ein Hierophant der Kybele, ein Eunuch, mit dem Finger auf das Geschehen. Gegen diese Deutung sprechen schon allein die Spitzohren der beiden sitzenden männlichen Figuren, die eindeutig auf den Reliefs zu erkennen sind und sie als dionysische Gestalten ausweisen. Queyrel übernimmt die neue Interpretation der Bestattungsszene von Heres als Aufbahrung der Hieria statt des Telephos, setzt sie jedoch hinter den Besuch des Telephos bei den Argivern (S. 92). Schließlich interpretiert der Autor die Szene am Schluss des Frieses als dreifache Apotheose (S. 94–95): Im Beisein der vergött-

lichten Auge wird in Pergamon ein Altar gebaut, der Vorgänger des Pergamonaltars. Der auf einer Kline gelagerte Heros Telephos, umgeben von der vergöttlichten Hieria und der trauernden Astyoche, seiner zweiten Frau, zeigt auf die Apotheose der Auge in der Altarbauszene. Abschließend fasst Queyrel die im Fries erzählte Lebensgeschichte noch einmal zusammen, ohne dabei auf Fragen der Komposition, des Zusammenhangs mit der umgebenden Architektur, der Erzählweise oder des Auswahlprinzips der dargestellten Szenen einzugehen (S. 100).

Im folgenden Abschnitt beschäftigt sich der Verfasser sehr eingehend mit der Frage nach der Herkunft der dargestellten Versionen des Mythos (S. 102–109). Er weist insbesondere auf die hochgelehrten Exegesen an den hellenistischen Höfen dieser Zeit hin und greift die These von Erika Simon wieder auf, nach der das ikonographische Programm des Großen Frieses auf eine Auslegung der Theogonie von Hesiod durch Krates von Mallos zurückgeht. Für die Telephosgeschichte stellt er noch einmal die Abweichungen von der mythischen Tradition zusammen, die zum Ruhm der Pergamener und ihrer Könige dienten. An dieser Stelle wäre eine ausführliche ikonographische Untersuchung anderer Darstellungen der Telephosgeschichte in Ergänzung zur Zusammenstellung der literarischen Quellen nützlich. Zu Recht verweist Queyrel auf das Hauptziel der reflektiert ausgewählten Darstellungen, die göttliche Abkunft des Telephos und damit der Königsfamilie zu demonstrieren.

Zum Schluss des Kapitels geht es um die Diskussion der Künstlerfrage, deren zahlreiche hypothetische Antworten mit Vorsicht und klarer Argumentation behandelt werden (S. 109–111). Die These, dass ein für die Gesamtkonzeption zuständiger Künstler auszumachen sei, womöglich Phromachos, hält der Autor für zu problematisch. Er bleibt bei der abschließenden Aufzählung der verschiedenen Künstlersignaturen und deren kritischer Kommentierung.

Die Interpretation und im Zusammenhang damit auch die Datierung des Denkmals sind Gegenstand des dritten Kapitels (S. 112–147). Queyrel beginnt mit einer gründlichen Zusammenstellung der bisherigen Thesen zu der Frage, welchem Kult der Altar gewidmet war, wobei auch der in den Fundamenten nachgewiesene Vorgängerbau eine Rolle spielt. Insbesondere interessiert ihn dabei die These von Eugenio La Rocca (Jahrb. Berliner Mus. 40, 1998, 7–30), dass der Altar den Zwölf Göttern und dem vergöttlichten Eumenes II. geweiht war. Um einer Antwort auf diese Frage näher zu kommen, unternimmt er noch einmal eine ausführliche Untersuchung der antiken Quellen, allerdings ohne dabei quellenkritisch vorzugehen (S. 115–121). Seine besondere Aufmerksamkeit findet ein Ehrendekret für Atalos III. aus Anlass der Rückkehr von einer siegreichen Expedition. Die Priester werden darin aufgefordert, das Diadem der Zwölf Götter und des Gottes König Eumenes zu tragen und in den Tempeln der Götter zu opfern und zu beten. Daraus schließt der Verfasser auf die zen-

trale Bedeutung eines Kultes für die Zwölf Götter und den vergöttlichten König Eumenes in Pergamon. Ein weiteres Argument bieten ihm die Beobachtungen Hoepfners, wonach ein aufwendiger, wahrscheinlich königlicher Grabtumulus in der Ebene in der Achse auf den Großen Altar ausgerichtet ist. Er kommt zu dem Schluss, dass der Pergamonaltar gleichzeitig ein Dodekatheion und ein Eumeneion war.

In knapper und präziser Form widmet er sich anschließend der Forschungsgeschichte zur Datierung, wobei er entsprechend seiner Interpretation der grundsätzlichen Frage nachgeht, ob der Altar zu Lebzeiten des Eumenes II. oder nach dessen Tod dem vergöttlichten König geweiht wurde (S. 123–125). Seiner Ansicht nach reichen alle bisher vorgebrachten Argumente, insbesondere auch auf der Grundlage der Keramik, für eine genaue Festlegung des Baubeginns nicht aus. Jedoch greift er eine Argumentation im Zusammenhang mit einer Sondermünzausgabe des Eumenes II. wieder auf, bei der zum ersten Mal das Porträt des regierenden Königs statt des Dynastiegründers Philetairos abgebildet wurde, die also ein sehr einschneidendes Ereignis zum Anlass gehabt haben musste. Diese Sonderemission wurde bisher immer mit der Rettung des Königs aus dem Anschlag bei Delphi 172 v. Chr. in Verbindung gebracht. Neuere numismatische Erkenntnisse ergeben jedoch eine spätere Datierung zwischen 163 und 161 v. Chr. Des weiteren führt er an, dass die auf der Altarterrasse gefundenen Weihinschriften auf Statuenbasen alle von der Regierungszeit Attalos' II. (158–138 v. Chr.) bis an den Anfang des ersten Jahrhunderts v. Chr. zu datieren sind. Darauf gründet er seine These, dass die Altarterrasse spätestens 149/48 angelegt wurde. Damit sei der Tod Eumenes' II. nicht als Datum des Abschlusses der Arbeiten, sondern möglicherweise sogar erst als Zeitpunkt für deren Beginn anzusehen.

Wenngleich letztere Möglichkeit als unwahrscheinlich zu gelten hat, so reiht sich der Autor in die seit den späten neunziger Jahren immer größer werdende Zahl der Forscher ein, die für eine Spätdatierung des Großen Frieses plädieren oder diese zumindest nicht für abwegig halten. Nicht alle von Queyrel vorgetragenen und hier nicht in sämtlichen Einzelheiten behandelten Argumente sind stichhaltig. Aber es mehren sich doch mit dieser Darstellung die Indizien für einen späteren Baubeginn des Pergamonaltars, als rund hundert Jahre lang angenommen. Technisch gesehen ist ein beträchtlicher zeitlicher Abstand der beiden Frieße voneinander nicht zwingend. Sie können fast gleichzeitig entstanden sein (s. Rez. in: P. Bol [Hrsg.], *Die Geschichte der antiken Bildhauerkunst III. Hellenistische Plastik* [Mainz 2007] 208 f.). So müssen wir uns von der gängigen alten Lehrmeinung verabschieden, der Große Fries sei 180 v. Chr. und der Telephosfries fünfzehn bis zwanzig Jahre später entstanden.

Im Folgenden versucht der Autor, die beschriebenen Darstellungen auf den Friesen zu seiner Interpretation und Datierung in Beziehung zu setzen (S. 126–136). So sieht er beispielsweise die Epiphanie der Auge, auf die

Telephos weist, als Anspielung auf die Apotheose der Königin Apollonis, und in der Altarbauszene erkennt er Attalos II. Das Überwiegen der Göttinnen in der Gigantomachie (dreiunddreißig gegenüber einundzwanzig männlichen Göttern) wertet er als Hinweis auf die herausragende Rolle der Frauen in der Familie der Attaliden. Einen großen Abschnitt widmet er noch einmal der Frage, welcher militärische Erfolg den Anlass für das Denkmal und dessen Reliefschmuck gegeben hat. Den wichtigsten Sieg gegen die Gallier errang Eumenes II. 166 v. Chr. Doch hatte er sich auch anderen Gegnern zu stellen, zum Beispiel den Makedonen. Queyrel möchte deshalb die Gigantenschlacht als Bild für einen Universalsieg verstanden wissen, der über das zeitliche Moment einer bestimmten Schlacht hinausweist. In diesem Zusammenhang fehlt eine Auseinandersetzung mit den Thesen von Klaus Junker, der sich gegen eine Gleichsetzung der Giganten mit den Galliern ausspricht und beispielsweise die Meereshgötter am Großen Fries als Hinweis auf die Rolle Pergamons als Seemacht in der Auseinandersetzung mit den Seleukiden und Makedonen wertet (Istanbuler Mitt. 53, 2003, 425–443; lediglich kurz erwähnt in Anm. 145).

Die anschließenden Interpretationsversuche können als weitgehend spekulativ bezeichnet werden (S. 136–147). Queyrel unternimmt eine topographische Lektüre der Gigantomachie in Bezug auf die umliegenden Heiligtümer Pergamons und kommt zu dem Schluss, dass die Zwölf Götter mit ihrer jeweiligen Darstellung vom Fries direkt auf ihr Heiligtum weisen. Dabei ist mindestens die Hälfte der von Queyrel identifizierten Heiligtümer nicht gesichert, was in der dazu erstellten Tabelle (S. 145) nicht kenntlich gemacht ist. Zusammenfassend konstatiert der Autor, dass Pergamon als die Summe des Universums und der Altar als dessen Zentrum zu verstehen war.

Es ist schwierig, einen Überblick über das letzte Kapitel mit der Überschrift »Ästhetik« zu geben, da es etwas unsystematisch am Schluss des Buches alle Aspekte aufgreift, die bis dahin noch nicht behandelt wurden (S. 148–178). Einerseits geht es darin um Fragen der Komposition, des Aufbaus und des Stils der Frieße, andererseits wird aber gleich eingangs nach einem hermeneutischen Prinzip der Bilder gesucht. In einer nützlichen Gegenüberstellung verweist Queyrel auf eine Reihe klassischer Motive, auf die die Darstellungen bewusst bezogen seien (S. 157–160). Die berühmten Vorbilder sollten eine durch und durch griechische Kultur illustrieren (S. 169). Schließlich kommt er hier noch einmal auf die Gesamtkonzeption zu sprechen, für die er dem kritischen Stoiker Krates von Mallos zumindest eine wichtige oder sogar maßgebliche Rolle bei der Konzeption zuschreiben möchte. Das Kapitel schließt mit einigen rezeptionsgeschichtlichen Verweisen auf die französische Klassik und die Moderne.

Wenngleich das Buch aus den genannten Gründen nicht ohne Vorbehalt für einen breiten Leserkreis empfohlen werden kann, so hat es doch seine vollumfängliche Berechtigung für die Hellenismusforschung und

speziell für Nachwuchswissenschaftler. Dazu tragen auch die sehr umfangreichen Register mit einer erschöpfenden Bibliographie bei (zu ergänzen der wichtige Aufsatz von H. v. Hesberg, *Bildsyntax und Erzählweise in der hellenistischen Flächenkunst*, *Jahrb. DAI* 103, 1988, 309–365). Der Verfasser breitet in dieser Monographie seine an verstreuter Stelle seit mehr als fünfzehn Jahren veröffentlichten Forschungen zum Pergamonaltar und zur pergamenischen Kunst aus. Insbesondere die literarischen Quellen werden umfassend behandelt, während die methodische Behandlung der Bilder vergleichsweise eher zu kurz kommt. Eine knappe, auf das Wesentliche konzentrierte und strukturierte Fassung des Stoffs des letzten Kapitels wäre einer klaren Darstellung der Hauptthesen entgegengekommen. Zu diesen zählen die Spätdatierung beider Friese in die sechziger Jahre des zweiten Jahrhunderts v. Chr. und der Einweihung des Denkmals gegen 150, die Zuweisung des Altars an die Zwölf Götter und den vergöttlichten Eumenes II., die Verbindung des höchst raffinierten Gesamtkonzepts mit Krates von Mallos sowie die herausragende Rolle des Bauwerks im Kultgeschehen und in der Politik der Pergamener. Queyrel schließt euphorisch mit dem Satz: »Die beiden Friese und die Architektur selbst nehmen uns hinüber in ein greifbares Universum, von Menschen geformt, wo wir die ganze Tiefe wiederfinden können, die der künstlerischen Schöpfung eigen ist.« Das Buch wurde 2006 mit dem Preis ›Salomon Reinach‹ der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres (Institut de France) ausgezeichnet.

Brüssel

Ellen Schraudolph

Andrew Stewart, *Attalos, Athens, and the Akropolis. The Pergamene Little Barbarians and their Roman and Renaissance Legacy*. With an Essay on the Pedestals and the Akropolis South Wall by Manolis Korres. Cambridge University Press 2004. xxv und 358 Seiten, 287 Abbildungen.

Mit der vorliegenden Monographie ist Andrew Stewart ein für die Erforschung der hellenistischen Skulptur grundlegender Beitrag gelungen. Erstmals werden die Statuen des sogenannten kleinen attalischen Weihgeschenks, die ›Kleinen Gallier‹, monographisch behandelt: detektivisch von ihrer Erforschungsgeschichte zurückschreitend zu ihrer Auffindung und von dort weiter zurück zu ihrer Aufstellung im antiken Rom und schließlich zur Entstehungszeit der verlorenen bronzenen Vorbilder der Marmorkopien auf der Athener Akropolis (S. 11–241). Zugleich legt Manolis Korres die von ihm an eben diesem Ort 1992 entdeckten marmornen Basisblöcke vor, deren Einlassspuren für kleinformatige Bronzestatuen erkennen lassen, dass sie Teile der Basis eben jener sogenannten Kleinen Gallier waren, die vor der Südmauer der Akropolis standen (S. 242–285). Eine Zusammenstellung der antiken und

renaissancezeitlichen schriftlichen Zeugnisse (Appendix 1: S. 287–292) und ein Katalog mit den sachlichen und bibliographischen Daten zu den zehn Skulpturen (Appendix 2: S. 293–302) ergänzen den Text dokumentarisch ebenso wie die Photographien und Zeichnungen, davon ein Drittel zur reichen photographischen Dokumentation der Kleinen Gallier selbst, leider nicht alle von gleicher Qualität und wünschenswertem Kontrastreichtum. Register erschließen den Inhalt des Buches bis hin zu Hinweisen auf Sherlock Holmes und Albert Einstein, die Stewart als methodologische Ratgeber zur Seite stehen und ihm neben anderen reiche Möglichkeiten zu Exkursen geben: sei es gegen hegelianische, sei es gegen soziologische Interpretationsmodelle (S. 11), sei es zum Positivismus und zur induktiven Methode (S. 18–23) oder gegen den Formalismus der Stilforschung (S. 62–66). Nicht zuletzt werden Stewarts eigene methodologischen Prinzipien und Ziele explizit formuliert (S. 76–80). Wir haben so nicht nur ein sachlich fundiertes, seine Methoden reflektierendes und offenlegendes, sondern auch gelehrtes und lehrreiches, aber flüssig zu lesendes Werk vor uns.

Fassen wir die bekannten Fakten zur Statuengruppe der ›Kleinen Gallier‹ zusammen: Pausanias sah im zweiten Jahrhundert n. Chr. an der Südmauer der Akropolis die Weihung eines Attalos (Paus. 1, 25, 2). Sie zeigte den legendären Gigantenkampf, die Schlacht zwischen Athenern und Amazonen, den Kampf gegen die Perser bei Marathon und die Unterwerfung der Galater durch die pergamenischen Herrscher in Kleinasien und bestand aus unterlebensgroßen Figuren. Durch Plutarch (Ant. 60, 3; vgl. Dio Cass. 50, 15, 2) wissen wir, dass daneben an der Südmauer der Akropolis zwei kolossale Statuen des Eumenes und des Attalos standen. Von Plinius erfahren wir in seinem Buch über Bronzewecke (nat. 34, 84), dass mehrere Künstler plastische Darstellungen von Kämpfen der pergamenischen Könige Attalos und Eumenes gegen die Gallier schufen: Isigonos (oder Epigonos?), Phylomachos, Stratonikos und Antigonos. In Rom wurden 1514 neun etwas mehr als halb lebensgroße Figuren aus kleinasiatischem Marmor gefunden, die zu einer einzigen Serie gehören und Giganten, Amazonen, Perser und Galater darstellen, genau die Personengruppen, die Pausanias als Bestand der Statuengruppe nennt. Sie erscheinen als Fallende oder Sterbende, also im Kampf Unterlegene. Heute sind sie auf die Museen in Neapel, Paris, Venedig und im Vatikan verteilt; ein zugehöriger weiterer Perser befindet sich in Aix-en-Provence. Es handelt sich um römische Kopien der Bronzestatuetten, die Pausanias auf der Akropolis sah. Es ist vorderhand nicht bekannt, von welchem Künstler sie geschaffen und von welchem König Attalos von Pergamon sie gestiftet wurden, sei es dem Ersten, der 241–197 v. Chr. regierte, dem Zweiten, der seit 192 v. Chr. als Bruder Eumenes' I. aktiv und 158–138 v. Chr. Basileus war, oder dem Dritten, der 138–133 v. Chr. herrschte.

Auf dieser Grundlage, die dem Leser indes zunächst nicht im Detail klargemacht wird, entfaltet Stewart die

Geschichte der Erforschung der Figurengruppe (S. 11–80). Ihre vielfältigen Reflexe in Malerei, Zeichnung und Skulptur seit dem sechzehnten Jahrhundert werden minutiös durchgemustert (S. 81–135). Anschließend wird die Datierung der Figuren als römische Kopien im frühen zweiten Jahrhundert n. Chr. durch stilistische Vergleiche begründet (S. 136–142). Ihre römische Verwendung rekonstruiert Stewart auf Grund fehlender Witterungsspuren (S. 142–143; im Katalog S. 294–302 werden sie allerdings fast alle als »lightly weathered« bezeichnet). Dies sei ein Hinweis auf eine Aufstellung im Inneren eines Bauwerkes in Rom, beispielsweise einer langen Säulenhalle. Indem sie dort ohne ihre sieghaften Gegner dargestellt waren, seien sie Signa der Unterlegenheit von Barbaren, in ihrem dazu passenden Format (S. 169: »like insects«) jedem Römer ein Hinweis auf die eigene Überlegenheit. Wegen ihrer offenen, blutenden Wunden habe man sie zudem nicht ohne die Erinnerung an die blutigen Kämpfe und brutalen Imitationen mythischer Schlachten – die sie selbst ja darstellten –, die »fatal charades« (S. 163–166, nach einer Bezeichnung von Catherine Coleman) in den Arenen der Stadt wahrnehmen können. Der Versuch, die Bildwerke in diesem Rezeptionskontext zu verstehen, überzeugt und eröffnet Perspektiven für weitere Studien zur Rezeption griechischer Bildwerke in Rom.

Die Originale aus Bronze in Athen sind das Thema des folgenden Kapitels (S. 181–237), das bereits auf die im Anhang von Manolis Korres dargelegten Rekonstruktionen ihrer Basisblöcke (S. 242–285) aufbaut. Es lassen sich auf der Akropolis Überreste von vier langen, etwa mannshohen marmornen Orthostatensockeln nachweisen, die unmittelbar vor der Südmauer südöstlich des Parthenon standen. Ihre Standplatten zeigen Vergusspuren von kleinformatigen Bronzefiguren, zum Teil den Standmotiven der Kleinen Gallier so ähnlich, dass die Zugehörigkeit kaum zu bezweifeln ist. Offenbar diente jede der vier Basen der Darstellung eines anderen Bildthemas. Stewarts Rechnung (S. 186–195) erschließt eine Gesamtlänge von über hundert Metern. Anhand des durch die erhaltenen Vergusslöcher errechenbaren Platzbedarfes für die einzelnen Figuren lässt sich ein Bestand von insgesamt mindestens hundertzweiunddreißig Skulpturen postulieren. Dazu gehörten den Vergusslöchern zufolge auch Reiter, was bedeutet, dass die sieghaften Gegner im Kampf dargestellt waren, denn Berittene dürften zumindest bei der Gigantomachie, bei der Marathonschlacht und bei den pergamenischen Galaterkämpfen zu den Sieger gehören (S. 188). Ist dies schon eine Feststellung, die die Beurteilung des Monumentes auf eine neue Grundlage stellt, so finden sich in diesem Kapitel auch die weiteren entscheidenden Urteile, die gleichwohl auch die umstrittensten sind, nämlich zur Datierung und zum Verhältnis gegenüber den älteren Gallierskulpturen der Pergamener. Auf diese beiden Themen soll im Folgenden genauer eingegangen werden.

Schon zu Beginn des Buches liest man eher beiläufig, die ursprünglichen Bronzestatuetten des Kleinen attali-

schen Weihgeschenks seien »donated almost certainly in 200 BC« (S. 12). Dem Leser ist also Stewarts Position frühzeitig klar, denn der Autor ist sich sicher, dass es Attalos I. war, der die Kleinen Gallier auf der Athener Akropolis 199 v. Chr. errichten ließ, als Votiv zum Zeichen seiner guten Verbindungen nach Athen. Schon Heinrich Brunn, der die römischen Funde 1865 als erster mit den bei Pausanias genannten Figuren identifizierte, sah sie als – allerdings originale – unter Attalos I. geschaffene Skulpturen (S. 16–18), ein Datum, dessen man sich zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts immer sicherer glaubte. Als aber mit der Verfügbarkeit von Photographien detaillierte stilistische Vergleiche möglich wurden, in die auch die erst seit 1886 in Deutschland befindlichen und seit 1910 vollständig publizierten Reliefs des Pergamonaltars aus dem früheren zweiten Jahrhundert v. Chr. einbezogen werden konnten, war es Georg Lippold, der 1914 auf der Grundlage von Stilanalysen erstmals eine Entstehung der Kleinen Gallier unter Attalos II. gegen 150 v. Chr. postulierte, also nach dem Pergamonaltar. Die Marmorfiguren seien römische Kopien (S. 43–62). Der »Flaschengeist des Formalismus«, wie Stewart die Lippold und andere hierbei leitende stilistische Methode nennt und als deren Hohepriester ihm Gerhard Krahmmer erscheint (S. 62), verbreitete diese von nun an besonders im deutschsprachigen Raum Gültigkeit beanspruchende Datierung, die Rudolf Horn (Römische Mitteil. 52, 1937, 140–163) weiter und bleibend begründete (s. a. S. 218 f.). Die englischsprachige Forschung lehnte sie gleichwohl ab (S. 73 Tabelle 1), so nun auch Stewart. Zu Recht äußert er sich kritisch zur methodologischen Grundlage des späten Datierungsansatzes: zum Postulat der Linearität jeder Stilentwicklung und zur Möglichkeit, solche Urteile anhand von Kopien zu fällen. Doch es bleibt bei der Feststellung, dass es zunächst ihrer Widerlegung durch tragfähigere Argumente bedarf, will man sie als »Formalismus« außer Kraft setzen.

Stewart bringt folgende Argumente vor (S. 213–218): Die vier Basen mit vier Bildthemen erinnern (»bring to mind«, S. 213) an die vier von Plinius genannten Künstler, die für einen Attalos und einen Eumenes arbeiteten. Da Eumenes I. wegen fehlender Gallierkämpfe nicht in Frage komme, könne nur Eumenes II. (reg. 197–158) gemeint sein, dann aber auch nur Attalos I. (reg. 241–197), denn nur für diesen seien Gallierkämpfe nachgewiesen, nicht aber für die Regierungszeit Attalos' II. Alle vier Künstler arbeiteten, so nimmt der Autor trotz existierender Zweifel an, zwischen dem mittleren dritten und dem frühen zweiten Jahrhundert v. Chr. Soweit wir Skulpturen von ihrer Hand kennen, gingen diese gut mit den Kleinen Galliern überein. Damit ist dem Leser das Datum »around 200« nahegelegt. Gleichwohl: Es ist Plinius klar zu entnehmen, dass alle genannten Künstler Gallierkämpfe darstellten, und von Amazonen, Persern und Giganten keine Rede ist, ein Bezug auf die vier Themen umfassende Statuengruppe deshalb schwerlich möglich sein kann. Stewart nutzt zudem stilistische Argumente, deren Glaubwürdigkeit er vor-

her selbst in Frage stellt (in Hinblick auf das Porträt des Antisthenes [S. 216 Abb. 251] auch fragwürdige, vgl. R. von den Hoff, Philosophenporträts des Früh- und Hochhellenismus [München 1994] 148–150). Er zieht nicht in Betracht, dass Attalos II. als Bruder Eumenes' II. auch schon vor seiner Regierung (158–136) an Gallierkämpfen beteiligt war und deshalb natürlich auch nach 158 noch als Stifter in Erinnerung an frühere Zeiten in Frage käme. Dies alles spielt indes keine Rolle, räumt doch Stewart selbst ein, dass »none of this (...) helps us much with the long-disputed problem of the Akropolis Dedication's date« (S. 218). Die schlagenden Argumente sollen erst folgen (S. 219 f.), doch geschieht dies nicht ohne Wiederholungen: Der Stil der Kleinen Gallier stimme zwar, so wird nun erläutert, mit Skulpturen der Zeit um 200 überein, sei aber gattungs- und themenbedingt anders. Man fragt sich, weshalb unter dieser Prämisse der Vergleich mit Philosophenbildnissen zulässig, derjenige mit dem Pergamonaltar aber, dessen Gigantenkampf ja ein identisches Thema zeigt und der den Kleinen Galliern durchaus ähnlicher ist als Bildwerke des späten dritten Jahrhunderts, nicht statthaft ist. Stewart erspart sich eine Auseinandersetzung mit Horns stilistischen Urteilen. Erst sie könnte die stilistischen Argumente entkräften, die weiter für ein Datum um 150 sprechen, sei es kurz nach, sei es gleichzeitig mit dem Pergamonaltar (dazu jetzt: C. Kunze, Zum Greifen nah [München 2002] 223–227; H.-H. von Prittwitz und Gaffron in: P. C. Bol. [Hrsg.], Geschichte der antiken Bildhauerkunst III [Mainz 2007], beide allerdings noch unter der Annahme fehlender Gegner, sowie soeben V. M. Strocka, Bonner Jahrb. 205, 2005, 378 f.).

Stewarts entscheidende Argumente sind allein historischer Art und als solche nicht neu (S. 220–226): Im Jahre 199 seien alle Bedingungen für die Errichtung der Kleinen Gallier als Stiftung Attalos I. in Athen erfüllt. Er hatte im Jahre 200 selbst in Athen anwesend die Athener gegen Philipp V. unterstützt und dafür außerordentliche Ehren erhalten. Die Kleinen Gallier seien seine Antwort. Dass ein so aufwendiges Monument aber in der unsicheren Zeit zwischen 200 und 197, dem Todesdatum Attalos I., in Athen errichtet wurde, ist eher unwahrscheinlich. Eine Aufstellung schon 209/8 schließt auch Stewart aus, weil die Weihung damals zu »bombastic and meretricious« gewesen sei. Galt das nicht auch noch im Jahr 199? Die Stiftung durch Attalos II., der den Athenern nach 158 auch die riesige Attalosstoa errichten ließ, ist die plausiblere Lösung. Die Kleinen Gallier sind eben kein Siegesmonument im traditionellen Sinne des Hinweises auf einen bestimmten Kriegserfolg. Vielmehr repräsentieren sie durch die figurenreiche Einordnung der Galliersiege der Pergamener in den Mythos und die athenische Geschichte die weltgeschichtliche Bedeutung dieser königlichen Triumphe in der distanzierten Rückschau. Dies ist nur zu einer Zeit denkbar, da man sich der Persistenz des Erfolges sicher sein konnte, nicht also vor den Jahren um 170 bis 160.

Etwas anders verhält es sich mit dem älteren Siegesmonument der Attaliden, den »Großen Galliern«, einem wenig nach dem Jahr 223 errichteten mehrfigurigen Denkmal aus leicht überlebensgroßen Figuren, das ebenfalls an mehrere Siege erinnerte. Von ihm sind uns mit dem Sterbenden Gallier, dem Gallier Ludovisi und einigen kleineren Fragmenten ebenfalls nur wenige Bestandteile in römischen Kopien bekannt (s. jetzt H.-U. Cain, Münchner Jahrb. f. Bildende Kunst 57, 2006, 9–30). Stewart bespricht sie nur beiläufig (S. 16 Abb. 27–28; S. 60 Abb. 81; S. 147 Abb. 167; S. 207–213 Abb. 237–248). Er schließt sich John Marszals These an, diese Großen Gallier hätten nicht, wie immer angenommen, auf einem Langbathron im Athenaheiligtum von Pergamon gestanden, sondern in Delphi (J. Marszal, Ubiquitous Barbarians. Representations of the Gauls at Pergamon and Elsewhere. In: N. T. de Grummond / B. S. Ridgway [Hrsg.], From Pergamon to Sperlonga [Berkeley 2000] 191–234). Ausgangspunkt dieser These ist die Behauptung, die Pergamener Figuren, deren Basen in Resten erhalten sind, seien allenfalls lebensgroß gewesen und die bekannten Kopien für diese Basisblöcke in Pergamon zu mächtig. Zudem zeige der Rest des Vergusses eines Pferdehufes, dass auf dem Pergamener Langbathron auch Reiter und damit Sieger dargestellt gewesen seien (S. 191 Abb. 224; S. 197 Abb. 229). Schon Hans-Joachim Schalles (Untersuchungen zur Kulturpolitik der Pergamenischen Herrscher im 3. Jh. v. Chr., Istanbuler Forsch. 36 [Tübingen 1985] 89–92 Abb. 5) hat nachgewiesen, dass der Gallier Ludovisi auf die Pergamener Basis passt. Die erhaltenen Reste von zwei Vergusslöchern reichen nicht, um leicht überlebensgroße Figuren auszuschließen. Die Großen Gallier bleiben also für das Langbathron im Athenaheiligtum von Pergamon erhalten. Auch ist der Nachweis von Reitern hier, wo auch Kämpfe gegen die Seleukiden dargestellt waren, noch kein Indiz für die Darstellung der sieghaften Pergamener. Die uns bekannten Gallier des Monuments kommen in ihrer anders als die Kleinen Gallier nicht auf ein Gegenüber bezogenen Handlungsdarstellung im Gruppenkontext gerade ohne unmittelbare Gegner aus: Es waren also auf einer Basis offenbar nur die Unterlegenen wiedergegeben; dazu geäußerte Überlegungen behalten hier ihre Gültigkeit (T. Hölscher, Antike Kunst 28, 1985, 120–136; Kunze a. a. O. 47–51). Die andersgeartete Gestaltung des Siegesdenkmals, welche die Könige später bei den Kleinen Galliern suchten, erscheint um so erklärungsbedürftiger. Aber die Großen Gallier erlauben es auch, ein weiteres Indiz zur Beurteilung der »Kleinen Gallier« zu entwickeln: Wie die bisherige Forschung unterstreicht Stewart zu Recht (S. 207–213), dass der Sterbende Gallier im Kapitol das seitenverkehrte Vorbild für eine entsprechende Figur des kleinen Weihgesenks in Neapel gewesen sei (S. 299 f. Nr. 9 Abb. 15, S. 41 f.; 116; 187). Tatsächlich sind die motivischen Ähnlichkeiten außerordentlich (ein weiterer Reflex findet sich am großen Fries des Pergamonaltars: S. 207 Abb. 236), auch wenn der Große Gallier ein stärkeres transitorisches Moment besitzt.

Gleichwohl fallen die völlig andere Körperproportionierung und die wesentlich voluminösere und undifferenziertere Gestaltung des Oberkörpers des Kleinen Galliers auf. Die motivische Gleichheit setzt die Kenntnis der Statue in Pergamon auf Seiten des Bronzebildners voraus, der den Kleinen Gallier schuf. Dieser wird also auch einmal in Pergamon tätig gewesen sein. Unter dieser Voraussetzung aber erscheint bei gleichem Genre und Bildthema der stilistische Unterschied zwischen beiden Bildwerken mit einem Abstand von nur etwa elf Jahren, wie ihn Stewart postuliert (S. 212 Tabelle 8), kaum richtig beschrieben. Auch dies ist gleichwohl alles andere als ein schlagendes Argument – für Stewart sicher ein formalistisches.

Glaubt man Horns Argumenten nicht, so wartet die Frage nach dem Datum der ›Kleinen Gallier‹ noch immer auf eine wirklich schlüssige Antwort. Diese ist vermutlich erst nach einer systematischen kritischen Neubewertung von Horns und Krahmers Grundlegungen der Stilgeschichte des Hellenismus möglich, die beim jetzigen Stand der Dinge nicht einfach ad acta gelegt werden können. Und es gilt um so mehr, weil die These der Einansichtigkeit der Kleinen Gallier in Anbetracht der neuen Hinweise auf ihre Aufstellung einer Revision bedarf. Mit seiner gelungenen Publikation und der großartigen Klärung des Standortes und des Figurenbestands der figurenreichsten antiken Statuenweihe überhaupt, der sogenannten ›Kleinen Gallier‹ und ihrer sieghaften Gegner, hat Andrew Stewart dafür ein hervorragende Grundlage geschaffen.

Freiburg i. Br.

Ralf von den Hoff

Stephanie Böhm, **Klassizistische Weihreliefs. Zur römischen Rezeption griechischer Votivbilder.** Palilia 13. Dr. Ludwig Reichert Verlag, Wiesbaden 2004. 128 Seiten, 80 Abbildungen.

»Nova ficta ... Graeco fonte« – aus griechischer Quelle Neugeschaffenes« betrachtet die von Stephanie Böhm vorgelegte Arbeit zu klassizistischen Weihreliefs. Die Autorin befasst sich damit nach zwei Artikeln (Griechische Sepulkralkunst im römischen Klassizismus, *Jahrb. DAI* 110, 1995, 405–429; Römisch-eklektische Weihreliefs nach griechischem Vorbild, *Ant. Kunst* 42, 1999, 26–40) erneut mit dem Phänomen der eklektischen Reliefschöpfungen klassizistischer Werkstätten. Das ursprünglich für einen dritten Artikel zusammengetragene Material wuchs freilich derart an, dass es in einer umfassenderen monographischen Abhandlung aufging, die 2002 abgeschlossen wurde. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen hat die Verfasserin auch an anderer Stelle publiziert (Römisch-klassizistische Weihreliefs. In: C. C. Mattusch / A. A. Donohue / A. Brauer [Hrsg.], *Proceedings of the XVIth International Congress of Classical Archaeology Boston 2003* [London 2006] 447–450).

Die Studie umfasst zwölf Denkmäler, die nach einem gleichermaßen einleitenden wie auswertenden ersten Kapitel eingehend untersucht werden. Dieses erste Kapitel zeigt die Entstehung, Eigenart und Bedeutung der klassizistischen Reliefs, indem es auf die Rezeption der Vorbilder eingeht, unterteilt in Formale Gestaltung und Bildkomposition und Figurenrepertoire, sowie in je einem weiteren Abschnitt die Klassizistischen Weihreliefs als römische Denkmälergattung sowie ihre Verwendung und Funktion beleuchtet.

Hieran schließt sich die archäologische Auswertung von folgenden Reliefbildern an: einem Stück mit Asklepios und Hygieia im Kapitol, einem Fragment mit den nämlichen Gottheiten im Louvre, dem sogenannten Diadumenosrelief im Louvre mit einer Göttertrias, einer Darstellung von Demeter und Kore in Malibu, den zusammenfassend behandelten Athenareliefs Lanckorónski in Richmond sowie Lansdowne in Kopenhagen, dem Zweigöttinnenrelief in der Galleria Chiaramonti, einer Tafel mit einem Götterpaar aus Tralleis in Aydın, einem Zweifigurenrelief in der Villa Albani, dem Relief Del Drago mit einer Götterversammlung im Palazzo Altemps, der Darstellung eines Athener Hierophanten mit Demeter und Kore in Athen, einer Asklepiadentrias im Louvre sowie dem Stück des Firminus, wiederum mit Asklepios und Hygieia, ebenfalls im Louvre. Ein zweiseitiges Register beschließt die Studie.

Die Reliefs wurden bislang kaum je erschöpfend behandelt, viele sind weitgehend, einige sogar völlig unbekannt. Allein die Athenareliefs Lanckorónski und Lansdowne sowie das Relief Del Drago wurden in der jüngeren Forschung umfassender gewürdigt, während für das Stück aus Tralleis sowie für jenes in der Villa Albani diskutiert wurde, ob es sich hierbei um Kopien oder Neuschöpfungen handelt. Als Produkte des klassizistischen Kunstbetriebes Roms wurden die hier zusammengetragenen Werke jedoch noch nicht umfassender untersucht.

Alle hier betrachteten Einzelwerke eint, dass sie nach der Art griechischer Weihreliefs klassischer Zeit gearbeitet sind, sich freilich im Detail als Neuschöpfungen späterer Zeit offenbaren, was die Ikonographie, den Stil, die Bildkomposition, das Verhältnis der Figuren zum Raum, die Relieftiefe und anderes betrifft. Bisweilen haben die Bildhauer – übrigens sind sie in keinem Fall namentlich bekannt – die Vorlagen derart überzeugend rezipiert, dass die moderne Forschung die Werke tatsächlich als griechische Originale aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. ansieht. Dies ist der Fall bei den beiden Athenareliefs wie bei dem Stück in der Galleria Chiaramonti.

Eine Einschätzung als griechische Originale des vierten Jahrhunderts erfuhren das Relief mit Asklepios und Hygieia im Kapitol und das Relief mit der Asklepiadentrias im Louvre. Das Diadumenosrelief ebendort glaubte man als Fälschung zu erkennen, während das Stück mit Demeter und Kore in Malibu einmal als griechisches Original des ausgehenden fünften Jahr-

hunderts, ein anderes Mal als neuzeitliche Arbeit angesprochen wurde.

Die Autorin datiert die Reliefs im einzelnen von der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. und behandelt sie gemäß ihrer chronologischen Abfolge im Buch, wodurch sie Entwicklungslinien in der römischen Rezeption der griechischen Vorbilder aufzeigen kann. Das Spektrum reicht von den beiden Reliefs mit Asklepios und Hygieia im Kapitoll sowie im Louvre als Produkte des späthellenistisch-eklektischen Kunstbetriebes – freilich nicht der klassizistischen Richtung – der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. bis zum frühantoninisch zu datierenden Relief des Firminus im Louvre, das sich bei aller Nachahmung doch am weitesten von den griechischen Vorlagen entfernt hat.

Die Rezeption der griechischen Vorbilder verrät sich in den römischen Werken vor allem in der Bildkomposition und der formalen Gestaltung sowie in der Verwendung von Figurentypen namentlich aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. Hier fällt das zahlreiche Auftreten weiblicher Gewandfiguren auf, die Typen aus der Zeit von 420–400 aufzunehmen. Entlehnt sind diese Vorlagen den griechischen Urkunden- und Votivreliefs. Deutlich seltener dagegen greifen die römischen Künstler auf Vorlagen des Strengen Stils zurück, indem lediglich die Figur der Athena auf dem Relief Lanckorónski entsprechend frühklassisch stilisiert erscheint.

Besonderer Beliebtheit erfreuen sich dann spätklassische Asklepiosfiguren, die in den römischen klassizistischen Reliefs häufig und in recht konventioneller Manier nachgeahmt werden, so im Relief im Kapitoll, dem Fragment im Louvre sowie auf dem Firminus-Relief. Hier sind es vor allem Votivreliefs des vierten Jahrhunderts v. Chr., bei denen Anleihen genommen werden. Auch das Relief mit der Asklepiadentrias, dasjenige mit Demeter und Kore in Malibu und das Relief Del Drago nehmen spätklassische Figurentypen auf, wie sie in den Gattungen der Votiv- und Urkundenreliefs zur mannigfachen Anschauung standen. Doch auch die Sepulkralkunst mit den griechischen Grabreliefs konnte Pate stehen, wie die Darstellung des Jägers auf dem Stück in der Villa Albani belegt.

Die Rezeption erschöpft sich in den römisch-klassizistischen Werken jedoch nicht im sklavischen Kopieren der griechischen Vorlagen, sondern wird in jeweils unterschiedlich hohem Maß durch zeitgenössische Elemente bereichert. Oftmals werden gezielt einzelne Motive wie etwa späthellenistische Musendarstellungen herangezogen, wodurch die typologische Einheitlichkeit einer Darstellung im Ganzen aufgebrochen wird. So beabsichtigten die römischen Bildhauer offenbar nicht ein getreues Kopieren festgelegter Figurentypen, sondern orientierten sich am Überlieferten – wie in der Darstellung des Asklepios – und kombinierten es – wie in der Darstellung der Hygieia – eklektisch mit Neuschöpfungen.

Immer aber sollte das Relief insgesamt so wirken, als wäre es in einer früheren Zeitstufe gearbeitet worden.

Ein Denkmal wie das Stück Del Drago evoziert die nachgeahmte klassische Stilstufe besonders überzeugend, wenngleich sich die Einzelfiguren bei genauerem Hinsehen doch als eklektische Neuschöpfungen offenbaren. Gerade bei diesen Neukreationen ist freilich die Deutung der Dargestellten bisweilen schwierig.

Wenngleich die römischen Weihreliefs sich erkennbar an griechische Urkunden-, Grab- und vor allem Votivreliefs anlehnen, wird man bei der Suche nach stilistischen und typologischen Parallelen doch auch immer wieder bei den Denkmälergattungen des römischen Ausstattungsluxus fündig. Die hier untersuchten Weihreliefs sind damit als Vertreter einer eigenständigen Denkmälergattung innerhalb des römisch-klassizistischen Kunstbetriebes anzusehen. Als ein Produktionszentrum der Reliefs lässt sich – analog zu anderen Erzeugnissen des römischen Ausstattungsluxus wie marmornen Krateren und Kandelabern – Athen annehmen. Die verwendete Marmorsorte kann einen ersten Hinweis auf die Lokalisierung der Werkstatt geben. Von der überwiegenden Mehrzahl der Stücke sind leider die Fundumstände nicht oder nur unvollständig überliefert, so dass sie keinen Hinweis auf die Produktionsorte geben können.

Diese schlechte Überlieferungslage der Fundumstände ist es auch, die die Rekonstruktion von Verwendung und Funktion der römisch-klassizistischen Weihreliefs erschwert. Allein über das Hierophantenrelief gibt es genaue Angaben: Es wurde 1959 nördlich des Olympieion in Athen entdeckt, und zwar in einem im zweiten Jahrhundert n. Chr. genutzten Areal zwischen dem Hadrianstor und einer römischen Badeanlage. Das Stück gehörte zur Ausstattung eines römischen Wohnhauses, wohl des Hierophanten, der sich in der Dedikationsinschrift – freilich ohne seinen genauen Namen zu nennen – wie in der figürlichen Darstellung verewigte. Ist dieses Bild auch Demeter und Kore geweiht, fand es doch keinen Weg als Votiv in ein Heiligtum, das es in der näheren Umgebung des Fundortes auch gar nicht gab. Vielmehr fungierte es als Teil des plastischen Dekors eines römischen Wohnhauses.

Von anderen Stücken ist zumindest durch ihre Sammlungsgeschichte ein Bezug zu Rom gegeben, was darauf hindeutet, dass sie sich bereits in der Antike dort befunden haben. Ein eindeutig stadtrömischer Fund ist das Relief des Firminus, das schon Schriftquellen des sechzehnten Jahrhunderts erwähnen.

Vor diesem Hintergrund zumeist ungeklärter Fundumstände lassen sich nurmehr Vermutungen zur antiken Aufstellung und Funktion anstellen. Zunächst fällt auf, dass keines der hier behandelten Stücke durch seine Fundumstände sicher in den Kontext eines Heiligtums gehört.

Für griechische Weihreliefs ist des Öfteren ein Transport nach Italien und eine Wiederverwendung im dekorativen Kontext, als Ausstattungsgegenstände von Villen und Häusern wohlhabender Römer belegt. Ein ähnlicher Zusammenhang lässt sich ebenso für die römisch-klassizistischen Weihreliefs annehmen. Immer

aber muss man sie sich in eine Wand eingelassen denken, da Vorrichtungen für eine freie Aufstellung beziehungsweise Verzapfungen an der Unterseite fehlen und einige Tafeln nur eine sehr geringe Tiefe aufweisen.

Die Funktion dieser Denkmäler liegt also klar im dekorativen Bereich, erschöpft sich aber damit wohl noch nicht. Schließlich geben sich die Reliefs des Hierophanten in Athen und das des Firminus als Weihungen an Gottheiten wie Demeter und Kore beziehungsweise Asklepios und Hygieia zu erkennen. Stehen die hier untersuchten Objekte zwar stilistisch und typologisch den Schmuckreliefs nahe, sollten sie doch aufgrund ihrer Funktion auch im religiösen Bereich eher dem römischen Weihrelief zugeordnet werden, als Produkte stilischerer Nachahmung klassischer Vorbilder im Auftrag einer gehobenen Käuferschicht.

Zur Bewertung: Die in einem angenehm unpräzisen Stil gehaltene Studie zeichnet sich aus durch eine saubere Methodik im Aufarbeiten der den einzelnen Reliefs zu Grunde liegenden Vorbilder und einer gut begründeten und daher nachvollziehbaren Bewertung der Einzeldenkmäler wie der Entwicklungslinien römischer Rezeption in ihrer Abfolge über drei Jahrhunderte. Die Auswertung der Untersuchung, mithin das Ergebnis der Studie, findet sich dabei nicht als zusammenfassende Schlussbetrachtung nach den Einzeluntersuchungen, sondern wird diesen vorangestellt. Die Anmerkungen im ersten Kapitel stehen denn auch nicht für sich, sondern bestehen vielmehr zu einem nicht unerheblichen Teil aus Verweisen auf die Fußnoten in den sich anschließenden Einzelbetrachtungen.

Durch diese Gliederung der Arbeit erhält auch der Leser, der sich noch nicht ausführlich mit diesen Produkten des römisch-klassizistischen Kunstschaffens befasst hat, die wesentlichen Informationen zum Verständnis dieser Denkmälergattung gewissermaßen als Extrakt der Einzeluntersuchungen vorab geliefert. Letztere zeichnen sich aus durch ein gewissenhaftes Aufarbeiten der rezipierten griechischen Vorlagen, von denen oft Abbildungen gegeben werden.

Die Illustrationen insgesamt sind von angemessener Qualität; einzelne etwas flau erscheinende Abbildungen (wie Abb. 4, 35, 43 und 52) dürften weniger dem Druck als vielmehr der verwendeten Bildvorlage anzulasten sein. Bei den Bildunterschriften wird leider nur in Abb. 19 und 21 zu den gezeigten Objekten die Inventarnummer angegeben, während bei den übrigen Abbildungen darauf verzichtet wird. Dass im Text des ersten Kapitels lateinische Zitate einmal im Originalwortlaut (S. 9 mit Anm. 1 sowie S. 15 mit Anm. 20 und 21, bei letzterer fehlt der Nachweis des Übersetzers), ein anderes Mal dagegen in der deutschen Übersetzung (S. 16 mit Anm. 22) erscheinen, für eine lateinische Sequenz Ciceros nurmehr die Quelle ohne weitere Übersetzung angegeben wird (S. 19 mit Anm. 37), ist nur eine Kleinigkeit und tut dem Wert der Arbeit im ganzen keinerlei Abbruch.

Dieser Wert liegt darin, zum einen jedes der zwölf Reliefs als Einzeldenkmal sorgfältig zu untersuchen und zu würdigen, es aber auch in seiner zeitlichen Stellung

als Teil einer Abfolge innerhalb der römischen Rezeption griechischer Vorbilder zu betrachten – von spät-hellenistisch-eklektischen Exemplaren bis hin zu einem solchen Vertreter wie dem Relief des Firminus am Ende dieser Entwicklungslinie. Jenes wirkt gewissermaßen am stärksten römisch, ist aber gleichwohl immer noch griechischen Archetypen des vierten Jahrhunderts v. Chr. verpflichtet.

Es steht zu hoffen und zu erwarten, dass weitere Untersuchungen noch mehr dieser oftmals verkannten Reliefbilder des klassizistisch-römischen Kunstschaffens bekannt machen. Die solide Grundlage für deren fundierte Einordnung sollte mit dieser Studie gegeben sein.

Berlin

Annika Backe-Dahmen

Christa Landwehr, **Die römischen Skulpturen von Caesarea Mauretaniae. Band III. Idealplastik. Bacchus und Gefolge – Masken – Fabelwesen – Tiere – Bukranien – nicht benennbare Figuren.** Aufnahmen von Florian Kleinfenn. Mit Beiträgen von Rita Amedick, Dagmar Grassinger und Adrian Zimmermann. Philipp von Zabern, Mainz 2006. xvi und 127 Seiten, 11 Abbildungen, 80 Tafeln sowie 32 Beilagen.

Mit dem vorliegenden Band, dem dritten des auf fünf Monographien aufgeteilten Katalogs der Skulpturen von Cherchel, ist die Bearbeitung der Idealplastik abgeschlossen. Der vierte Band, dessen angekündigte Drucklegung auf ein baldiges Erscheinen hoffen lässt, wird die aus der nordafrikanischen Stadt stammenden Porträts beinhalten. Daher erscheint es sinnvoll, dass das für den letzten Band geplante Gesamtregister aufgegliedert und die Erschließung der bislang behandelten Idealplastik durch ein Ortsregister der verglichenen Stücke bereits vorgezogen wurde. Den überwiegenden Teil der in diesem Katalog behandelten Gegenstände nehmen dionysische Figuren, Masken und Reliefs ein, denen kleinere und zum Teil recht unscheinbare Fragmente von Tieren und Fabelwesen angeschlossen wurden; im dritten, mit »Nicht benennbare Figuren« überschriebenen Teil werden dagegen bedeutende Stücke wie um Beispiel der bislang für Juba I. in Anspruch genommene Kopf Kat. 256 (dazu s. u.) oder das Schmuckrelief Kat. 269 (s. u.) besprochen. Der große Umfang des Themenkreises zu Bacchus und seinem Gefolge war ursprünglich wohl eine der Ursachen dafür, dass dieser Komplex aus dem alphabetisch geordneten zweiten Katalogband ausgegliedert wurde und gesondert im Rahmen einer studentischen Qualifikationsarbeit behandelt werden sollte, um dann in die Reihe aufgenommen zu werden. Die ungedruckte Berner Dissertation von Adrian Zimmermann (Kopienkritische Untersuchungen zum Satyr mit der Querflöte und verwandten Statuentypen, 1994), der auf Grund »anderer beruflicher Interessen aus der Archäologie ausschied und damit das Projekt verließ«,

stand der Verfasserin und den Mitautorinnen Rita Amedick und Dagmar Grassinger bei der Abfassung der Texte zur Verfügung. Den beiden Letztgenannten, auf die etwa jeder fünfte Katalogeintrag zurückgeht (zwei weitere entstammen der Feder von Zimmermann), ist die Bearbeitung von so beliebten und oft wiederholten Werken des späteren Hellenismus wie dem Dornauszieher (Kat. 188, s. u.) und der Hermaphroditengruppe (Kat. 191 und 192, s. u.) zu verdanken.

In ihren Vorbemerkungen stellt die Autorin fest, dass »es für die dionysischen Skulpturen von Cherchel ... nur in einigen Fällen ältere Vorbilder gab, die auch an anderen Orten kopiert wurden.« Vor allem Werke aus den Magazinbeständen hätten dazu beigetragen, dass sich innerhalb der Idealplastik dieser Stadt »das Mengenverhältnis zwischen Kopien, Konzeptfiguren und Einzelfiguren stark zugunsten der letzten Gruppe verschoben« habe (S. XVI). Als Konzeptfiguren werden die Dionysos- beziehungsweise Bacchusstatuen Kat. 176–179 bezeichnet (kritisch zu dem von der Verfasserin eingeführten Begriff R. von den Hoff, *Gnomon* 68, 1996, 715 f. und *Rez.*, *Bonner Jahrb.* 201, 2001, 580 f.). Kat. 176–178 folgten demselben »Haltungsmuster« und wiesen wohl auch dieselbe »Attributkombination« auf: Der Gott präsentiert sich mit dem Thyrsos in der Linken, während der ihn begleitende Panther nach dem Inhalt des Kantharos beziehungsweise nach den Trauben in der gesenkten Rechten greift. Kat. 176 trägt freilich zusätzlich ein Ziegenfell, und obgleich alle drei Figuren auf ihrem rechten Bein stehen, ist die Ponderation im Körperaufbau ganz unterschiedlich gestaltet. Bei Kat. 179 hingegen war das Standmotiv vertauscht; das »Haltungsmuster« dieses Statuenfragmentes wird mit der überlebensgroßen Statue des Antinoos aus der Sammlung Casali in Kopenhagen in Verbindung gebracht; der Gott war allerdings nicht mit der Nebris ausgestattet, sondern mit einem Fellmantel, der auf der linken Schulter auflag. Die Proportionen des Gesichts mit der breit angelegten Wangenpartie und dem kurzen Untergesicht, die weiche Modellierung der Wangen sowie der versonnene Ausdruck – diese Eigentümlichkeiten setzen für das Fragment in Cherchel, in dem man, übrigens zu unrecht, schon den Liebling Hadrians erkennen wollte, das Bildnis des Bithyniers voraus. Nahe verwandt ist ihm darin der Kopf des Dionysos Bevilacqua in der Münchner Glyptothek, der sich auch stilistisch sehr gut vergleichen lässt (*Rez.*, *Glyptothek München. Katalog der Skulpturen Band VI. Römische Idealplastik* [München 1992] 86 ff. Nr. 13).

Diese Dionysosstatuen rechnet Landwehr einer Gruppe zu, die nicht nur durch Attribute, sondern noch »durch weitere Übereinstimmungen verbunden« sei (S. 2). Ungeachtet der bereits an Kat. 176–179 sichtbar gewordenen Variationsbreite erweitert die Verfasserin das Spektrum des Möglichen durch zusätzliche, divergierende Beispiele von Dionysosstatuen. Dennoch soll es sich nicht um Einzelstücke handeln: vielmehr wird hinter diesen Darstellungen ein durch mehrfaches Vorkommen und die immer wiederkehrende Kombina-

tion von »Merkmalen« klar definiertes Bildmuster, ein »Konzept« angenommen (vgl. *Jahrb. DAI* 113, 1998, 141). Doch bereits Kat. 176–179 zeigen die Schwierigkeit, für diese Figuren überhaupt ein Tertium comparationis auszumachen. Eine Vorstellung von der Entstehung und der konkreten Form der »Konzeptfiguren« lässt sich aus den Ausführungen in dem immer wieder zitierten Aufsatz der Autorin kaum gewinnen – sie bleiben nebulos und ihre Existenz fraglich.

Auf ein durch zwei großplastische Wiederholungen und mehrere Statuetten überliefertes Werk des späten Hellenismus geht hingegen Kat. 182 zurück. Berühmtheit erlangte die 1862 in Pompeji zutage getretene, mit Basis 63 cm hohe Bronzestatue, die dem Typus den Namen »Narcissus« bescherte und in unzähligen Nachgüssen Verbreitung fand. Dass es sich um den mit Ziegenfell, Korymbenkranz und Schnürstiefeln ausgestatteten Dionysos handelt, stellt schon Heinrich Brunn unmittelbar nach der Auffindung fest (*Boll. dell' Instituto di Corrispondenza Archeologica* 1863, 92). Diese Statuette wird wegen ihrer vollständigen Erhaltung von Landwehr zum Ausgangspunkt einer neuen Rekonstruktion und Interpretation des dargestellten Sujets genommen. Auf Friedrich Hauser geht die Beobachtung zurück, dass die Figur mit der antiken, aber möglicherweise nicht ursprünglichen Basis nicht sachgemäß verbunden ist (*Jahrb. DAI* 4, 1889, 113 ff.). Aus ihrer Ponderation ergibt sich nämlich zwingend, dass das Körpergewicht ausschließlich auf dem rechten Bein lastete und dessen Fuß folglich mit der ganzen Sohle auftreten müsste. Bei entsprechender Aufstellung verändert sich wesentlich die Haltung der Statuette, deren Oberkörper sich nun schräg nach hinten verschiebt. Im Vergleich zu der zeichnerisch veranschaulichten »Richtigstellung« bei Hauser neigt Landwehr in ihrer Textabbildung die Körperachse jedoch um einiges stärker: Der Gott droht nach hinten zu kippen, eine Haltung, die ihn als trunken charakterisieren soll. Schwankend versuche er, »mit der ausgestreckten rechten Hand und zusätzlich mit den ausgestreckten Fingern ... sein Gleichgewicht zu finden und zu halten« (S. 13). Für die Existenz eines Panthers, der mit dem Gott im Aktionszusammenhang stehend die ungewöhnliche Geste der rechten Hand erklären würde, sieht die Verfasserin kein Indiz.

Während Hausers Rekonstruktionszeichnung durchaus plausibel und ansprechend erscheint, fordert der neue Vorschlag mit der übertrieben gekippten Haltung nicht nur aus ästhetischen Gründen geradezu zum Widerspruch auf. Die Differenz in der Höhe der unter der rechten Sohle stehengebliebenen Masse beträgt wenige Millimeter, was bei einem flach auf die Unterlage auftretenden Schuhwerk eine Neigung der Figur von nur wenigen Grad ergeben kann; das dürfte in etwa der Hauserschen Wiederherstellung entsprechen. Schon ein Blick auf die Textabbildung macht dagegen klar, dass das Standbein nicht senkrecht auf den Boden trifft und der Fuß nicht waagrecht beziehungsweise plan der Basisoberfläche anliegt. Diese kippelige Haltung lässt sich mit dem nach den Prinzipien des Tragens und

Lastens gestalteten Körperbau nicht in Einklang bringen, sie kann so nicht intendiert gewesen sein. Ganz fraglos wich im zugrunde liegenden Entwurf der Oberkörper des Gottes zurück, eine Bewegung, die der Meister der Bronzestatuette allerdings glaubte »korrigieren« zu müssen, indem er die Schrägstellung der Figur begradigte. Ein ganz ähnlicher Sachverhalt liegt beim Silen mit dem Dionysosknaben vor, der in der Wiederholung des Braccio Nuovo im Vatikan aus seiner angelehnten Haltung aufgerichtet wurde und im Vergleich zu der Replik im Louvre zu schreiten scheint: Aus der veränderten Haltung ergab sich auch hier die Notwendigkeit, unter dem nun nicht mehr aufliegenden rechten Standbein die Fußinnenseite zu unterlegen und den entstandenen keilförmigen Spalt durch stehengelassenen Marmor auszufüllen (vgl. die Wiedergabe der vatikanischen Replik nach Gips bei H. Meyer, Riv. Arch. 10, 1986, 26 Abb. 5). Die Statuette aus Pompeji ist aber durch einen solchen »Kunstgriff« nicht nur in die Vorderfläche geholt worden, die tragende Funktion des Standbeines scheint zusätzlich durch die Verlagerung des Körperschwerpunktes auf die linke Seite konterkariert worden zu sein. Im Vergleich zu den großplastischen Wiederholungen lastet bei ihr das Gewicht nicht in der senkrechten Achse über dem rechten Bein, die Medianlinie ist sehr viel stärker gebogen und der Brustkorb infolgedessen links stärker gewölbt. Besonders die Rückseite macht die Krümmung des Torsos deutlich, die wohl auch der Hervorhebung des Gesäßes dienen sollte. Zu diesem Zweck scheint auch die Nebris des Gottes vom Körper abgerückt worden zu sein: Bei der Bronzestatuette aus der Sammlung Käppeli in Basel schmiegt sie sich an und so auch bei den beiden großplastischen Wiederholungen. Dass die Baseler Statuette das Motiv getreuer überliefert, nimmt schon P. Amandry, *La revue des arts* 5, 1955, 203 f. an.

Die Statuette in Neapel erweist sich somit als eine raffinierte, das erotische Element herausstreichende Modifizierung eines Urbilds, das nach bisherigem Stand der Forschung in späthellenistischer Zeit entstanden ist. Der Verfasserin zufolge hat es ein solches Original allerdings nicht gegeben, da »alle drei [sic!] Figuren unterschiedliche Maße« aufweisen sollen. Die Überlieferung umfasst freilich mehr als drei Werke, neben mindestens drei Statuetten auch zwei großplastische Torsi. In der im sechzehnten Jahrhundert komponierten Gruppe in Florenz misst der antike Teil des Dionysos vom Halsansatz bis zu den Knien 0,85 m; es handelt sich also um eine maßgleiche Replik des Torsos in Cherchel, an dem die entsprechende Entfernung, abgenommen am Gipsabguss in München (vgl. H.-U. Cain in: *Dionysos. Die Locken lang, ein halbes Weib?* Ausst. München 1997/98, Taf. 10), nämlich 0,86 m beträgt. Die Übereinstimmung in den Maßen und die ikonographische Gebundenheit innerhalb der Überlieferung sprechen gegen den Vorschlag, dass es »im vorliegenden Fall genügt, ein Bildmuster anzunehmen, das allen Künstlern der erhaltenen Figuren bekannt war« (S. 13). Die Verfasserin nimmt weiterhin an, dass die

Komposition »innerhalb der Kleinkunst entstanden« sei und »dass das Bildmuster Verbreitung fand und Bronzestuetten in unterschiedlichen Formaten und mit kleinen Veränderungen ausgeführt wurden. Diese Vorlage wurde dann in antoninischer Zeit in großformatige Marmorskulptur umgesetzt« (S. 13). Hier scheint sich die Vorstellung über die Existenz von wie auch immer gearteten »Konzeptfiguren«, denen offensichtlich auch die Bronzestatuette aus Pompeji zugeordnet wird (S. 13 f.), zu verselbständigen. Die Frage nach der Methodik drängt sich auf.

Auch bei Kat. 184 (in Algier) handelt es sich nach Meinung der Verf. »um eine individuelle Ausgestaltung eines Bildmusters« (S. 16). Von der ursprünglich etwa 1,30 m hohen Figur eines Knaben, den links eine »kleine Begleitfigur« und rechts eine »Wildkatze« flankiert haben, existieren Wiederholungen in Agnano und im Museo Torlonia in Rom. Der Eindruck einer stärkeren Biegung und Drehung des Torsos in Rom, die als Unterschied zu Kat. 184 herausgestrichen werden, beruht auf dem Aufnahmewinkel und der falschen Aufstellung des lediglich in der Publikation von Carlo Lodovico Visconti von 1884 vorgelegten Stücks. Aussagen über die angeblich unterschiedliche Armhaltung erscheinen angesichts des Erhaltungszustandes gewagt: Darüber, wie weit der rechte Oberarm vom Körper entfernt gehalten wurde, informiert lediglich die besser erhaltene Statue in Agnano, deren Ellenbogen mittels eines Stegs mit dem Rumpf verbunden war. Vertrauen verdient diese Haltung deswegen, weil sich an derselben Stelle an der Hüfte der Statue in Algier ebenfalls die Spur eines Verbindungssteigs erhalten hat. Die Form der Bruchstelle schließt übrigens einen am Körper anliegenden Ellenbogen aus, wie ihn die Verfasserin S. 15 annimmt. Eine tatsächliche Abweichung stellen in Agnano allerdings die Flügel des kindlichen Begleiters und das Fehlen des Panthers dar. (Ob dieser beim Stück im Museo Torlonia vorhanden war, bleibt ungewiss; es muss jedenfalls damit gerechnet werden, dass es sich bei dem Tier in Algier um eine Zutat des antoninischen Kopisten handelt.) Ansonsten stimmen die drei Werke in der Haltung und Gewanddrapierung des heranwachsenden Knaben überein – selbst die am Hals rechts herabfallende Locke kehrt bei allen wieder – sowie in der Komposition mit dem Kleinkind, das dem stützenden Baumstamm vorgeblendet seinen rechten Arm nach oben, dem Begleiter entgegen streckte. Das lässt doch mit einiger Sicherheit annehmen, dass hinter der Gruppe mehr als ein Bildmuster steht; vielmehr wird man davon ausgehen dürfen, dass mit den drei Repliken die Kerngruppe nach einem Entwurf wohl des späten Hellenismus fassbar wird. Dieser hat ganz offensichtlich auf römische Kopisten anregend gewirkt: Auf dieselbe Vorlage geht fraglos die von der Autorin erwähnte Gruppe im Louvre zurück (Anm. 12), in der die Hauptfigur und ihr kindlicher Begleiter jeweils durch kleine Hörnchen und das Pedum zu Panfiguren umgestaltet wurden. Der jugendliche Gott trägt als Schultermäntelchen ein Fell, das ähnlich über dem linken

Unterarm liegt wie bei dem ebenfalls in den Zusammenhang gehörigen Ganymed im Konservatorenpalast (LIMC IV [1988] 155 Nr. 4 mit Abb. s. v. Ganymedes [H. Sichtermann]; Verf. im Cherchelkatalog II 67 f. Kat. 107 Beil. 30 b). Auch der Mundschenk des Zeus trug in seiner Linken ein Pedum, wie es ebenfalls für die Figur in Agnano rekonstruiert wird: Dort weisen mehrere Bruchstellen am linken Oberarm darauf hin, dass die Hand einen länglichen, nach oben weisenden Gegenstand gehalten hat, der ganz ähnlich wie beim Pan im Louvre bis an die Schulter hinaufgereicht haben muss. Erwähnenswert erscheint in diesem Zusammenhang, dass sich auf dem Stoffbausch über der linken Schulter der Statue in Algier ebenfalls der Rest eines Stegansatzes befindet (S. 15). Bei der Deutung der Gruppe müsste dies berücksichtigt werden.

Die erneute Rezension der Repliken des Dornausziehers (unter Kat. 188) bestätigt, dass diese von einem einzigen Entwurf abhängen (vgl. dazu schon P. Zanker, *Klassizistische Statuen* [Mainz 1974] 71 ff.). Dem Zeitgeschmack des mittleren zweiten Jahrhunderts n. Chr. entspricht die fülligere Körpergestaltung bei den Wiederholungen in Cherchel und Berlin, während die Stücke im Konservatorenpalast und in London die knapperen und schlankeren Formen der frühen Kaiserzeit aufweisen. Diese unterschiedliche Modellierung bewegt sich im Rahmen dessen, was auch sonst innerhalb einer Replikenreihe beobachtet werden kann. Die von Amedick formulierte Feststellung, »dass die Bildhauer ihr gemeinsames Vorbild jeweils selbständig interpretierten und entsprechend variierten« (S. 21), kommt der Praxis des Kopistenwesens zweifellos sehr viel näher als die Vorstellung eines ausschließlich mit »Konzepten« operierenden Werkstattbetriebs. Interessanterweise wurde auch an dem Dornauszieher in Cherchel von dem Kopisten das zugrundeliegende Urbild in seiner Neigung verändert: Er ist leicht nach vorne gekippt, so dass der sich dadurch ergebende Spalt unter der rechten Ferse durch stehengelassene Marmor Masse ausgeglichen werden musste. Obgleich die Statue darüber hinaus durch die Zufügung eines Hundes erweitert wurde (vgl. Textabb. S. 21), ist sie dennoch der direkten Überlieferung der hellenistischen Vorlage zuzurechnen – die auch in diesem Falle schon bald nach ihrer Entstehung im späten dritten Jahrhundert v. Chr. Anreiz zu mannigfaltigen Variationen und Umgestaltungen geboten zu haben scheint. Eine solche Variation zum Thema des Dornausziehers stellt Kat. 190 dar: ein Satyr zupft einem auf dem Fell gelagerten Pan den Stachel aus dem Huf. Als solche stellt sie ein Einzelstück dar, das sich kompositorisch gut mit den sogenannten einansichtigen Gruppen vergleichen lässt. Deswegen wird von Rita Amedick der Entwurf für das in antoninischer Zeit entstandene Werk in Cherchel in den späten Hellenismus gesetzt.

Einansichtig sind auch Kat. 191 und 192, welche die in mehreren »nahezu maßgleichen« Repliken überlieferte Gruppe von Hermaphrodit und Satyr wiederholen. Dagmar Grassinger kann ermitteln, dass nicht nur die Satyrköpfe Berlin und Torlonia 157 ergänzt sind,

sondern auch dass derjenige von Torlonia 151 nicht zugehörig ist. Die Ergänzungen der beiden römischen Gruppen hatten dazu geführt, dass der Gruppe in Cherchel beziehungsweise Algier ein inzwischen verschollener bärtiger Kopf aus den Westthermen der Stadt zugewiesen wurde. Dieser Vorschlag erübrigt sich nun, und das Aussehen des Satyrkopfes bleibt ungewiss, anders als noch von Adrian Stähli angenommen (Die Verweigerung der Lüste [Berlin 1999] 381). Kat. 191 macht aber deutlich, dass er vom Hermaphrodit abgewandt war, wie dies die Textabbildung 1 veranschaulicht.

Drei Repliken des Satyrs mit der Querflöte (Kat. 204–2006) setzen die Reihe der Kopien nach hellenistischen Werken fort; die Schöpfung scheint sich besonderer Beliebtheit erfreut zu haben, denn es sind über fünfzig Wiederholungen nachgewiesen. Für die »kritische Untersuchung der einzelnen Repliken und die Rekonstruktion des Originals« wird auf die oben genannte Dissertation von Zimmermann verwiesen (S. 48 Anm. 3); eine Zusammenfassung dieser Recensio wäre freilich an dieser Stelle willkommen. Es wird aber dennoch nachvollziehbar, dass an der zu den qualitativsten Werken des Museums zählenden Statue Kat. 206 der virtuose Kopist eine Reihe von subtilen Abwandlungen vorgenommen hat; er veränderte unter anderem auch die Stellung der Füße, an der anscheinend auch sonst gern herumexperimentiert wurde (vgl. S. 47 zu der Statue im Louvre MA 594, deren »diagonal in die Tiefe führende Räumlichkeit« in Beilage 17 durch Aufnahme schräg von unten eine deutliche Steigerung erfahren hat).

Der erotische Charakter, der vor allem auf der Rückseite von Kat. 206 in Erscheinung tritt, wird bei dem Satyrn mit dem Schweinsfell noch gesteigert. Die Repliken tragen ein Ziegenfell (Kat. 207) beziehungsweise eine Pardalis (Kat. 208), doch wird für das Urbild der Überlieferung dem Schweinsfell, das die meisten der Wiederholungen aufweisen, der Vorzug zu geben sein. Den Versuch, das Vorbild mit Hilfe von Gipsabgüssen aus dem Vatikan und aus Kassel zu rekonstruieren, dokumentiert inzwischen der Ausstellungskatalog *Die zweite Haut. Panther-, Wolfs- und Ferkelfell im Bild des Satyrn*, Ausst. München 2005, 36 ff. Dort wird ausführlich die sexuelle Konnotation des Schweinsfells behandelt.

Unter die »Nicht benennbare Figuren« ist im Teil C der Kopf Kat. 256 aufgenommen, dessen Benennung als Juba I. die Verf. bereits in einem Aufsatz (Jahrb. DAI 116, 2001, 277 ff.) in Abrede gestellt hatte. Die Asymmetrie in der Frisurwiedergabe und im Gesicht lassen erkennen, dass der Kopf nach rechts gedreht war und auf Taf. 68 a in der richtigen Ansichtsseite wiedergegeben ist. Unverständlich erscheint es dagegen, wenn an der nur grob bearbeiteten Rückseite eine schräg durch den Nacken verlaufende Fläche als Anhaltspunkt für die Neigung des Kopfes nach vorne genommen wird (vgl. dazu Taf. 68 b). Der Fortsatz, der sich im Nacken rechts unmittelbar unter dem Lockenrand befindet (die Abbildung der rechten Profilseite fehlt; vgl. dafür K. de

Kersauson, Musée du Louvre. Catalogue des portraits romains I [Paris 1986] 120 f. Nr. 54), spricht wohl eher dafür, dass der Kopf ehemals mittels eines heute weggebrochenen Einsatzkegels – bei der Beschreibung des Erhaltungszustandes heißt es: »Nacken und Hals sind schräg gebrochen« – in eine Statue oder Herme eingesetzt war; eine Vorstellung von dessen Form könnte die Kybele aus dem ersten Katalogband zu Cherchel Nr. 56 Taf. 82 vermitteln (s. auch ebenda Nr. 1 Taf. 1–3 a). Eine aufrechte Kopfhaltung empfiehlt sich auch angesichts des Haarfalls: die langen, dicht gedrehten Korkenzieherlocken weisen bei der postulierten Neigung nicht senkrecht nach unten, sondern schräg nach hinten.

Die bereits in der Erstpublikation durch Victor Waille vertretene und von Klaus Fittschen untermauerte Identifizierung des Kopfes als Juba I. ist nach Meinung der Verfasserin nicht aufrecht zu erhalten. Ihre Feststellung »Eine eindeutige, unverwechselbare Übereinstimmung zwischen Münzen und Marmorkopf besteht nicht«, basiert auf den Ausführungen im genannten Aufsatz. Dort wird vor allem daran Anstoß genommen, dass Fittschen in Gesicht und Bart des Kopfes eine Stilisierung in der Art spätklassischer Götter erkennt, die auf den Münzen Jubas nicht vorhanden sei. Dies soll die Gegenüberstellung des in unglückliche Regstellung gebrachten linken Profils – wiederum fehlt das für den Münzvergleich geeignetere rechte Profil! – mit einem Denar des Königs belegen (Jahrb. DAI 116, 2001, Abb. 2 und 3). Die Durchsicht der Münzprägungen lässt allerdings den Verdacht aufkommen, dass die Autorin absichtlich eine pathetische Version ausgewählt hat, auf der der Bart nach einheimischer Tradition besonders stark hervortritt und spitz zuläuft. In der Regel zeigen die Münzen einen glatten, langgesträhten Bart und eine beruhigte Physiognomie (vgl. z. B. N. Franken, Jahrb. DAI 114, 1999, 143 Abb. 11; G. M. A. Richter, *Engraved Gems of the Romans II* [London 1971] Nr. 472 a; dies., *The Portraits of the Greeks III* [London 1965] Abb. 2004; J. M. C. Toynbee, *Roman Historical Portraits* [London 1978] 91 Abb. 148), die ganz übereinstimmend auf der von der Autorin nicht erwähnten Glaspaste in Würzburg (E. Zwierlein-Diehl, *Glaspasten im Martin-von-Wagner-Museum der Universität Würzburg I* [München 1986] 75 Nr. 72 Taf. 17), aber auch auf den Gemmen in der Bibliothèque Nationale (Richter, *Engraved Gems a. a. O. I* [1968] Nr. 668 und II [1971] Nr. 472 = K. Fittschen in: *Die Numider. Ausst. Bonn 1979/80*, 210 Abb. 125 = D. Plantzos, *Hellenistic Engraved Gems* [Oxford 1999] Nr. 130 Taf. 23) und in der Sammlung Velay (Richter, *Engraved Gems a. a. O. II* Nr. 473) vorkommt und durchaus an spätklassische Götterbilder denken lässt. Fittschens Schlussfolgerung, wonach das durch Münzen und geschnittene Steine überlieferte Porträt Jubas (Unbeachtet dabei ein provinzielles Relief aus Chemtou, das ebenfalls mit guten Gründen auf den Numiderkönig bezogen wird, vgl. zuletzt F. Bertrand, *Ant. Africaines* 22, 1986, 57 ff.) und der rundplastische Kopf mit Binde im Louvre auf ein gemeinsames Urbild zurückzuführen seien, er-

scheint somit gut begründet und daher überzeugend. Wenig plausibel dagegen der Vorschlag der Verfasserin, in Kat. 256 den ikonographisch nicht recht fassbaren mauretanischen Gott Deus Maurus zu erkennen. Auch die stilistischen Vergleiche mit Werken hadrianischer Zeit (Kat. 111 und 115 sowie dem Porträt Kat. 302 aus dem noch nicht erschienenem vierten Band der Cherpelublikation, vgl. dazu auch Jahrb. DAI a. a. O. 285 ff.) sind nicht geeignet, eine so späte Datierung für das Porträt zu begründen. Erstaunlicherweise wird übersehen, dass der in die Königszeit datierte Hermentkopf Kat. 212 eine frappante Parallele bildet (vgl. die Augenbildung und die charakteristische Bohrtechnik sowohl an den Spirallocken, als auch am Nackenhaar des Hermentkopfes [Taf. 44 d] und dem Bart des Porträts [Taf. 68 b]), und dieser wiederum aufs engste übereinght mit dem Porträt Jubas II. (Kat. 79; vgl. K. Fittschen, *Madrid Mitt.* 15, 1974, Taf. 21 a und b; Verf., *Arch. Anz.* 2002, 99 ff. Abb. 2). Anschließen lassen sich das Bildnis der Kleopatra VII. in Cherchel (Fittschen a. a. O. Taf. 31 c und d; R. R. R. Smith, *Hellenistic Royal Portraits* [Oxford 1988] Taf. 45 Nr. 69; Verf., *Arch. Anz.* a. a. O. Abb. 1) und schließlich die kolossalen Köpfe Kat. 118–123, die vermutlich den Palast Jubas II. schmückten. Man wird hinter diesen Schöpfungen dieselbe Werkstatt vermuten dürfen (vgl. dazu auch H. Herdejürgen, *AntK* 44, 2001, 25 f.), der offenbar auch die Ausführung von Ahnenporträts (s. dazu K. Fittschen in: N. Bonacasa – A. Di Vita [Hrsg.], *Alessandria e il mondo ellenistico-romano. Studi in onore di Achille Adriani I* [Rom 1983] 165 ff.; vgl. Smith, *Royal Portraits a. a. O.* 98. 106. 140; D. W. Roller, *The World of Juba II. and Kleopatra Selene* [New York 2003] 30. 138 f.) anvertraut wurde. Der Kopf Kat. 256 muss deswegen als derjenige des Vaters des mauretanischen Königs Juba II. Teil der damals entstandenen »Ahnengalerie« gewesen sein, deren Existenz von Landwehr allem Anschein nach aber angezweifelt wird (s. Jahrb. DAI a. a. O. 281 Anm. 25); man darf gespannt sein, was sie – wie angekündigt – im vierten Band dagegen einzuwenden hat.

Ein Glanzstück unter den Funden aus Cherchel ist auch das heute im Louvre aufbewahrte Schmuckrelief Kat. 269, zu dem es, ebenfalls im Louvre, eine aus einer Florentiner Sammlung stammende Replik gibt (Beil. 31 b und d; 32 a; Textabb. 2). Eine mit Chiton und Mantel bekleidete weibliche Gestalt lehnt auf einem großen Prunkgefäß, dessen Körper figürlich verziert ist. Rechts davon hat sich am Bruchrand beider Reliefs ein Globus erhalten, der für die am häufigsten ausgesprochene Deutung der Frau als die Muse Urania ausschlaggebend war. Dem schließt sich die Verfasserin an, obgleich sie einräumen muss: »Eine Urania, die der auf den Schmuckreliefs ähnlich wäre, gibt es bislang aus der spätrepublikanischen und augusteischen Zeit nicht«. Der Vergleich mit einem Sarkophag aus Civita Castellana rechtfertigt jedoch die Benennung (S. 97 f.).

Das Prunkgefäß und seine Dekoration werden ausführlich besprochen und die dritte Wiederholung des

Kraters auf einem Silberbecher aus dem Schatz von Berthouville mit einbezogen. Übereinstimmend kehren darauf eine Raubszene und ein »Mann in Rückenansicht« wieder. Für die Gruppe eines weit ausschreitenden Mannes, der eine nackte weibliche Gestalt davonträgt, wurde meist der Leukippidenraub vorgeschlagen. Wegen der Nacktheit der Frau sei diese Deutung jedoch abzulehnen, ebenso der Bezug auf Cassandra: »für eine Interpretation [des frevlerischen Frauenraubes] fehlen bislang konkrete Anhaltspunkte« (S. 97). Offen lässt die Autorin auch die Benennung des Mannes rechts davon. Das »spitze, lang herabfallende Gebilde« auf dem Relief in Cherchel (S. 100 Anm. 36) ist, wie schon Theodor Schreiber richtig sieht, zweifellos als Gewand zu interpretieren, und zwar als die lange Chlamys, die bei dem auf Kresilas zurückgeführten Diomedes (s. dazu die Rezension zum zweiten Band der Cherehellpublikation in Bonner Jahrb. 201, 2001, 582 f.) in breiten Zickzackfalten von der linken Schulter bis an die Wade des zurückgesetzten linken Beines herabfällt. Neben der Ponderation stimmen auch die Kopf- und Armhaltung mit dem großplastischen Vorbild überein, und zu allem Überfluss trägt die Figur auf dem Relief in Florenz auch noch das Palladion in dem angewinkelten und zurückgenommenen linken Arm (die Ritzlinien als dessen archaische Gestalt »anzusehen«, ist ziemlich eindeutig und nicht nur »möglich«, wie die Verfasserin Anm. 36 schreibt). Das Palladion hatte die Verfasserin allerdings dem Urbild abgesprochen, ebenso wie das Schwert in der Rechten (so im zweiten Band Kat. 79 und 80; vgl. Jahrb. DAI 107, 1992, 103 ff. bes. 116 ff.). Auf dem Gefäß des Silberbechers von Berthouville ist auf Tafel 10 bei E. Babelon, *Le trésor d'argenterie de Berthouville* (1916) aber deutlich zu sehen, dass die nackte männliche Gestalt in ihrem linken Arm nicht nur das Palladion mit dem Speer in dem gewinkelt angehobenen Arm trägt, sondern auch ein aufwärts gerichtetes Schwert in der Rechten, ganz so, wie dies die Nachklänge des *Opus nobile* in der Vasenmalerei, den Münzen und Gemmen sowie anderen Medien überliefern (vgl. dazu Rez., Bonner Jahrb. 201 a. a. O. 583). Über die Benennung der Figur auf den Prunkgefäßen kann somit kein Zweifel bestehen, ebenso wenig wie über die Deutung des zugrundeliegenden Urbilds, zu dem diese Attribute gehört haben müssen.

Wie bei Prachtgefäßen häufig, wurde für die figürliche Dekoration des dargestellten Kraters auf ein klassisches Vorbild zurückgegriffen (D. Grassinger, *Römische Marmorkrater* [Mainz 1991] 53 ff.). Die ikonographische Herleitung der Raubszene hingegen stellt vor Probleme: Die Ähnlichkeit mit dem Leukippidenraub ist unübersehbar, doch wird man durch Diomedes auf einen Darstellungsinhalt geführt, der – dem trojanischen Sagenkreis entnommen – eher an Cassandra denken lässt. Zwar wird bei Vergil geschildert, wie Aias die Seherin vom Kultbild der Athena wegriß (»Siehe, da schleppte man fort die Jungfrau, Priamus' Tochter, flatternden Haars, Cassandra hinweg vom Altare Minervas« [Verg. *Aen.* 2, 404–405]), doch fand diese Version

keinen entsprechenden Niederschlag in der bildlichen Überlieferung. Auch wenn sich die Raubgruppe einer Deutung hartnäckig widersetzt, so scheint das Prachtgefäß für die Interpretation des Reliefbildes doch eine Schlüsselrolle zu spielen. Schon wegen der bis auf wenige kleine Details übereinstimmenden dreifachen Wiederkehr des Dekors muss ihm mehr als die Funktion einer bloßen Stütze zugekommen sein – es muss zum Verständnis des Wesens der darauf gelehnten Figur beigetragen haben. Für Urania erscheint ein mit Sagenstoff verziertes Metallgefäß als Attribut kaum erklärbar. Auch stellt sich bei dieser von der Forschung bevorzugten Deutung die Frage, welchen Gegenstand die Figur dann in der Linken gehalten haben könnte: Die Bruchstelle auf dem Hals des Kraters belegt eindeutig dessen ehemalige Existenz. In der Rechten wird der Radius ergänzt, mit dem die Muse auf den an der Bruchkante erhaltenen Globus gewiesen haben soll. »Die nach rechts hin offene Komposition« und die Betonung der linken Bildhälfte lassen nach Meinung Landwehrs aber »auf eine mögliche Erweiterung des Schmuckreliefs ... schließen« (S. 98). Diese Beobachtung möchte ich aufgreifen und vorschlagen, den Globus mit einer rechts folgenden Figur, nämlich der dort anschließenden Urania zu verbinden. Dies nicht nur wegen der Schwierigkeit, die das anzunehmende Attribut in der Linken der erhaltenen Frauengestalt bereitet, sondern auch, weil ein langer Radius, quer über die Darstellung auf dem Gefäß verlaufend, diese gleichsam entwerten würde. Ein kurzer Griffel, der etwa in Schulterhöhe endete und die Szenen sichtbar ließe, erscheint plausibler. Dies hätte zur Folge, dass in der Linken der somit als die Muse Klio ausgewiesenen Frau eine Buchrolle zu ergänzen wäre. Darüber hinaus wären damit die Bedenken hinsichtlich der für Urania singulären Ikonographie aus dem Wege geräumt, denn anders als für diese können für die Muse der Geschichte Parallelen angeführt werden. Durch die Beischrift gesichert erscheint sie auf einem Mosaik aus der Villa von Baccano (LIMC VII [1994] 1014 Nr. 3 mit Abb. s. v. Musae [J. Lancha]): In lässiger Haltung und mit überschlagenen Beinen lehnt sie an einem Pfeiler, in der aufgestützten Linken das Diptychon haltend, auf das sie mit dem Griffel zeigt. Wie die weibliche Gestalt auf den Reliefs ist sie in Dreiviertelansicht wiedergegeben, ihr rechter Arm quer vor dem Körper geführt, und auch der gegürtete Chiton sowie der Verlauf des Mantels stimmen überein; den aphrodisischen Zug, der an den Relieffiguren durch die üppigen Formen und den durchscheinenden Stoff zum Ausdruck gebracht wird, betont das von der Schulter herab geglittene Gewand. Anschließen lassen sich die in denselben ikonographischen Zusammenhang gehörenden Darstellungen der Klio auf Sarkophagen (M. Wegner, *Die Musensarkophage*. Die antiken Sarkophagreliefs V 3 [Berlin 1966] 20 Nr. 36 Taf. 31 b; 75 f. Nr. 196 Taf. 72 und 74 a; vgl. L. Paduano Faedo in: ANRW II 12, 2 [Berlin und New York 1981] Tab. 8) und in der Malerei (vgl. A. De Simone – S. C. Nappo [Hrsg.], ... *Mitis Sarni opes* [Neapel 2000] Abb. S. 34).

Auf den beiden Schmuckreliefs im Louvre weist die Muse der Geschichte auf die Exzerpte aus dem Mythos um Troja; zum Zeitpunkt der Entstehung des zugrunde liegenden Urbilds könnten diese durchaus im Sinne einer aitiologischen Ausdeutung der Prinzipatsideologie verstanden worden sein (vgl. P. Zanker, *Augustus und die Macht der Bilder* [München 2003] 210 f.).

Die Feststellung der Verfasserin, im dritten Band der Skulpturen von *Caesarea Mauretaniae* hätten wir es »bis auf wenige Ausnahmen ... mit genuin römischen Werken zu tun« (S. XVI), bedarf nach dem oben Gesagten zweifellos einer Relativierung. Das darin publizierte Material gliedert sich vielmehr in Werke, die sich als Wiederholungen nach bestimmten griechischen

oder römischen Originalen erweisen, und solche, die eine allgemeine Vorstellung von einer Gottheit vermitteln, die verschiedenen Aspekte ihres Wesens oder die für sie charakteristischen Aktionen veranschaulichen, ohne dabei auf ein konkretes Vorbild zurückgeführt werden zu können. Angesichts des Gestaltungsspektrums dieser römischen Skulpturen stellt sich die Frage, ob eine scharf umrissene Kategorisierung und damit eine Festlegung auf ein entsprechendes terminologisches Gerüst im Sinne Georg Lippolds überhaupt möglich und nötig ist.

München

Michaela Fuchs

ROM UND PROVINZEN

Stefan Schrupf, **Bestattung und Bestattungswesen im Römischen Reich. Ablauf, soziale Dimension und ökonomische Bedeutung der Totenfürsorge im lateinischen Westen**. Diss. Bonn 2006. Bonn University Press bei Vandenhoeck & Ruprecht Unipress, Göttingen 2006. 335 Seiten, 20 Abbildungen.

Weitverbreitete Auffassungen über römische Begräbnisse und Grabanlagen beruhen immer noch auf verdienstvollen, aber in Einzelfragen durch Neufunde und differenziertere Interpretation der Quellen inzwischen überholten Überblicksdarstellungen und Lexikonartikeln vom Ende des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts, etwa H. Blümner, *Die römischen Privataltertümer*³ (München 1911); J. Marquardt, *Das Privatleben der Römer*² (Leipzig 1886); L. Friedländer, *Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von Augustus bis zum Ausgang der Antonine*¹ [Leipzig 1922], oder den Artikeln der *Realenzyklopädie zu Stichworten des Funeral- und Sepulkralwesens*. Monographien zum gesamten römischen Bestattungswesen sind seitdem nur selten vorgelegt worden, vor allem J. M. C. Toynbee, *Death and Burial in the Roman World* (London und Baltimore 1971). Allerdings finden die Themenfelder ›Tod‹ und ›Bestattungswesen‹ in jüngerer Vergangenheit aus Sicht der Mentalitäts- und Rechtsgeschichte der antiken Welt, von althistorisch-epigraphischer wie auch archäologischer Seite offenbar wieder mehr Beachtung. So wurden umfangreiche Versuche unternommen, das vielfältige Material der Grabarchitektur morphologisch-deskriptiv in einer Typologie zu erfassen oder eine Entwicklungsgeschichte bestimmter Grabformen vorzulegen. Es entstanden Spezialstudien zur Semantik der Grabarchitektur und ihrer soziologisch-historischen Interpretation. Doch eine zusammenfassende Bilanz des derzeitigen For-

schungsstandes zu den Riten und zur Organisation des Bestattungswesens in Rom und Italien, wie sie der Verfasser nun bietet, fehlte und war dringend erwünscht. Schrupfs Monographie wird für Altertumswissenschaftler ein nützliches Arbeitsinstrument werden.

Der Autor gliedert seine quellenreiche Studie in zwei Hauptteile. Zunächst untersucht er den Ablauf und die Hintergründe der römischen Bestattung von der Collocatio, der feierlichen Aufbahrung, bis zum Abschluss der eigentlichen Trauerzeit und den periodisch nachfolgenden Memorialfesten (S. 11–150). Es folgt der zweite Hauptteil über die staatlich-gesetzliche Aufsicht, Organisation und verschiedene Dienstleistungen im Zusammenhang mit dem römischen Bestattungswesen (S. 151–281). Das Buch endet nach Schlussbetrachtungen über Bestattung und Bestattungswesen im römischen Reich (S. 283–286) mit einem umfangreichen Verzeichnis von Quellen und Literatur (S. 287–322), Orts-, Personen- und Sachregistern (S. 323–335).

Schrumpf ist mit dem disparat überlieferten und in seiner Interpretation oft umstrittenen literarischen und epigraphischen Quellenmaterial zum römischen Bestattungswesen gut vertraut. Zu diesen Quellen gehören auch viele weniger bekannte antiquarische und gelehrte Werke, Lemmata bei Lexikographen und die Scholien- sowie Kommentarliteratur. Literarische und epigraphische Quellen werden von Schrupf insgesamt ausführlicher gewürdigt als archäologische Quellenbefunde, die der Autor exemplarisch, zum Beispiel vor allem für die Hauptstadt Rom, auch mit Gewinn berücksichtigt. Allerdings wird sehr deutlich, dass Schrupfs Ansatz primär althistorisch ist. Das sehr reiche, regional und nach den Quellengattungen äußerst differenzierte archäologische Material wird meines Erachtens zu unsystematisch berücksichtigt.

Schrumpf gibt seiner Monographie zwanzig Abbildungen bei. Hierbei handelt es sich um für sein Thema zentrale Bildquellen wie etwa die Szenen einer *Collocatio* vom Grab der Haterier oder die Abbildung eines Leichenzuges auf einem Relief aus Amiternum, Pläne von Grabbezirken, Kolumbarien oder Photos von Gräberstraßen. Diese Abbildungen sind – wohl aus Kostengründen – jedoch zu klein und nicht hinreichend deutlich. Dies ist bedauerlich, weil die antiken Bildquellen einen unmittelbaren visuellen Zugang zu der Thematik bieten. Sie würden auch eine ausführlichere Interpretation verdienen.

Regional konzentriert sich die Studie auf Rom und Italien (mit Ausblicken auf den Westen des Reiches). Diese Konzentration ist sinnvoll, weil im griechischen, asiatischen und ägyptischen Gebiet zu viele konkurrierende regionale und lokale funerale Traditionen auf das Begräbniswesen während der späten Republik und der Kaiserzeit Einfluss nahmen, welche eine Untersuchung der römischen Elemente im Bestattungswesen behindern könnten.

In chronologischer Hinsicht berücksichtigt Schrumpf alle alten republikanischen Traditionen, die in die Kaiserzeit weiterwirkten, aber der Schwerpunkt der Studie liegt – zu Recht mit Blick auf das reichere epigraphische Quellenmaterial – auf der frühen und mittleren heidnischen Kaiserzeit von der Errichtung des Prinzipates bis zum dritten Jahrhundert n. Chr. In dessen Verlauf und dann im vierten Jahrhundert ergeben sich nämlich unter Einfluss des vordringenden Christentums sowie sozialer und ökonomischer Krisen des Reiches im Bereich des Bestattungswesens wesentliche Veränderungen, die für die Spätantike eigenständige Untersuchungen zur Sepulkalkultur erforderlich machen, wie etwa F. S. Paxton, *Christianizing Death. The Creation of a Ritual Process in Early Medieval Europe* (Ithaca und London 1990); A. Samellas, *Death in the Eastern Mediterranean (50–600 A. D.). The Christianization of the East. An Interpretation*. Studien u. Texte Antike u. Christentum 12 (Tübingen 2002); U. Volp, *Tod und Ritual in den christlichen Gemeinden der Antike. Vigiliae Christianae Suppl.* 65 (Leiden und Boston 2002); É. Rebillard, *Religion et sépulture. L'Église, les vivants et les morts dans l'Antiquité tardive* (Paris 2003). Römisch-italische Traditionen im Begräbnis- und Bestattungswesen wandelten sich allerdings auch bereits in den ersten beiden Jahrhunderten in der Hauptstadt Rom und wichtigen Hafenstädten Italiens durch Einflüsse aus Mysterienreligionen oder auch jüdische Riten, ebenso bei Angehörigen der Armee an verschiedenen Standorten.

Eine Forschungskontroverse besteht darüber, wie einschneidend die Veränderungen im römischen und italischen Bestattungswesen durch den Übergang von der späten Republik zur Prinzipatsordnung gewesen sind. In dieser Frage muss man sicherlich erstens vor allem zwischen unterschiedlichen sozialen Schichten und zweitens zwischen den Verhältnissen in der Hauptstadt Rom einerseits sowie der Lage in den italischen

Städten und provinziellen Zentren andererseits differenzieren. Die gravierendsten Konsequenzen ergaben sich wohl für die höchsten Schichten der römischen Aristokratie in Rom, deren Repräsentationsaufwand und öffentliche Statusdemonstrationen bei Begräbnissen und mittels Grabanlagen fortan aus Vorsicht deutlich unterhalb des Gepräuges bleiben mussten, das für Mitglieder des Kaiserhauses üblich wurde. Auffällige Veränderungen und Einschränkungen des materiellen Prunks betrafen also vor allem die Hauptstadt Rom, während in den meisten Städten Italiens oder der Provinzen die lokale Elite in erstaunlicher Kontinuität ihren funeralen Luxus entfaltete und ihre religiösen und familiären Traditionen fortführte.

Der Verfasser stellt die »pragmatischen Gesichtspunkte« der römischen Totenfürsorge (S. 15 und öfter) in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen. Er verzichtet daher leider auf die intensive Fortführung der besonders von Religionshistorikern kontrovers geführten Diskussionen über die religiöse Bedeutung und den Ursprung bestimmter römischer Rituale und deren Transformationen. Den Übergang von der Brandbestattung zur Körperbestattung in aufwendigen Sarkophagen, besonders bei der römischen Elite zur Zeit Trajans und Hadrians erklärt die Forschung in der Regel mit religiösen und mentalitätsgeschichtlichen Veränderungen. Der Verfasser (S. 74–76) weist dagegen auf eine starke Zunahme von östlichen Senatoren seit dem Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. als wichtigen Faktor hin, deren lokale und religiöse Traditionen einen wesentlichen Einfluss auf die bald vorherrschende Mode der Bestattung ausgeübt habe. Dieser Erklärungsversuch hat den Rezensenten nicht überzeugt.

Im Rahmen der Riten der Aufbahrung und Ehrung des Toten noch in seinem Hause (*collocatio*) hebt Schrumpf vor allem die dreifache Anrufung des Verstorbenen (*conclamatio*) als eine typisch römische Zeremonie hervor. Das Zentrum der öffentlichen Statusdemonstrationen der aristokratischen Gentes bildeten jedoch die aufwendigen typisch römischen *Pompae funebres*, die Begräbnisprozessionen durch die Hauptstadt, mit den zugehörigen *Laudationes funebres*. Hauptadressat aller in der Öffentlichkeit stattfindenden Teile des aristokratischen römischen Bestattungsrituals waren nämlich nicht primär die trauernden Angehörigen des Verstorbenen, und diese Trauerzeremonien dienten auch nicht in erster Linie dazu, Angehörigen und Freunden Trost zu spenden, sondern sie zielten auf öffentliche Statusrepräsentation in der sozialen Konkurrenz der Gentes. Dabei verband sich auf typisch römische Weise die genealogische Memorialpraxis mit der Schaffung und Perpetuierung eines gemeinsamen Geschichtsbildes. (Ergänzend zu einer von Schrumpf bereits ausgewerteten Studie Uwe Walters vgl. auch ders., *Memoria und res publica. Zur Geschichtskultur im republikanischen Rom*. Stud. Alte Gesch. 1 [Frankfurt 2004] 84 ff.). Erinnerungsfeste und Stiftungen mit dem Hauptzweck des Totengedenkens sind literarisch und epigraphisch gut dokumentiert und lassen eine ver-

breitete Sorge um die Sicherung der Memoria erkennen (S. 100–119). Die sozialen Funktionen und vielfältigen Nebeneffekte und -zwecke solcher Erinnerungsfeste und Stiftungen, die den Zusammenhalt der Mitglieder von Familien, Gentes oder Kollegien beförderten, werden zu Recht von Schruppf betont. So geben die Einzelposten der in Stiftungsdokumenten von den Stiftungsgründern festgelegten Geldsummen, etwa in der Stiftung des Cominius Abascantus, Hinweise auf Ziele und Zwecke, die über die Sicherung der Memoria selbst eindeutig hinausführen.

Einer der Vorzüge der Studie Schruppfs besteht darin, dass er seine Untersuchung über die Elite der Gesellschaft und die Mittelschichten hinaus ausweitet und sich auch mit den in den Quellen viel schwieriger zu erfassenden Bestattungen unterer Schichten beschäftigt, den Armenbegräbnissen beziehungsweise der Entsorgung der Leichen von Mitgliedern sozialer Randgruppen, also Bettlern, Mittellosen, Fremden, Verurteilten und anderen sozial Stigmatisierten (S. 119–138). Das bloße Beiseiteschaffen solcher Körper bestimmte das Handeln der Personen und Institutionen, die in Rom und den italischen Städten für die städtische Hygiene, die Müllentsorgung und die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung zuständig waren. Alleine für die Hauptstadt Rom rechnet Schruppf mit mindestens tausend Leichnamen pro Jahr, die in Massengräbern oder später auch in regelrechten Massenkrematorien (S. 135–138) beseitigt wurden.

Ein generelles Phänomen des »Bestattungseuergetismus« – also der systematischen Konzentration der Großzügigkeit eines Wohltäters auf das Begräbniswesen – scheint es nach Schruppfs Darlegungen nicht gegeben zu haben. Dies war aber auch kaum zu erwarten, denn antike Euergeten kannten viele attraktivere Möglichkeiten, ihre Großzügigkeit öffentlichkeitswirksam in Szene zu setzen. Dennoch gibt es interessante Belege über Gräber als Geschenke (S. 138–148), zum Beispiel die Stiftung des Horatius Balbus im italischen Sarsina. Geschenke und Stiftungen einzelner Grabstellen waren offenbar häufiger als Stiftungen einer größeren Anzahl, denn bei Einzelschenkungen waren im Regelfall persönliche Beziehungs- oder Abhängigkeitsverhältnisse innerhalb echter Familien oder der Mitglieder eines Kollegiums als Motive im Spiel.

Der Verfasser hält über den Ablauf der wichtigsten Zeremonien der römischen Bestattung zusammenfassend fest (S. 148–150), dass ein »pragmatischer Umgang« der antiken Menschen in Rom und Italien mit der Thematik von Tod und Bestattung herrschte. Über den heuristischen Wert dieser Begriffsprägung wird noch weiter zu diskutieren sein, denn in der römischen Welt blieben fundamentale religiöse Motivationen wie die Pietas gegenüber den Ahnen (auch manchmal die Furcht vor der Macht der Totengeister) die primäre Grundlage der meisten Zeremonien der Bestattung. Mit solchen religiösen Motivationen ließen sich jedoch in Rom und Italien durchaus diesseitige und weltliche Interessen und Zwecke wichtiger Zeremonien und Me-

morialfeiern sowie Strukturen des Bestattungswesens verbinden. Eine ähnlich enge Verbindung von religiösen Motivationen und Traditionen einerseits und sehr weltlichen Nebenzwecken andererseits könnte man nun jedoch auch leicht in Epochen des nachantiken christlichen Begräbniswesens aufzeigen. Inwieweit sie daher spezifisch römisch und für die späte Republik und das heidnische Kaiserreich epochentypisch ist, bleibt eine offene, durch Schruppfs Thesen aufgeworfene Frage.

Der zweite Teil der Studie untersucht Aufsicht, Organisation und Dienstleistungen im Zusammenhang mit der Bestattung (S. 151–281). Wie nicht anders zu erwarten, gab es im kaiserzeitlichen Rom und in den Städten Italiens differenzierte rechtliche Regelungen und Rahmenbedingungen des Begräbniswesens und Grabrechtes (S. 152–169 und passim Teil 2). Vor allem inschriftliche Quellen haben hierüber wichtige neue Erkenntnisse ermöglicht. Hingewiesen sei auf die Details zur Organisation des Begräbniswesens in den Gesetzen aus Puteoli und Cumae (*Lex Libitina cumana* und *Lex Libitina Puteolana*). Natürlich ist Schruppf zuzustimmen, dass die Rechtswirklichkeit dabei nicht immer mit der für uns oft besser aus Gesetzestexten erkennbaren Rechtstheorie übereingestimmt hat. Reichlich Arbeit für römische gelehrte Juristen bot bereits die Auffassung der Grabstätten als *Loci religiosi*. Oft hören wir ferner über Regelungen zur Verhinderung und Bestrafung von Schändungen und missbräuchlicher Verwendung von Grabbauten auch zu ungewöhnlichen, sehr profanen Zwecken.

Schruppf berichtet über die Kontroverse, ob man bestimmte literarisch oder epigraphisch bezeugte Kollegien ausdrücklich als »Bestattungsvereine« bezeichnen solle, obwohl der Terminus »collegium funeraticum« in antiken Quellen nicht explizit bezeugt, sondern erst eine suggestive Wortprägung Theodor Mommsens ist, der zwischen Kult-, Berufs-, Geselligkeits- und Bestattungsvereinen unterscheidet (S. 191–198). In jedem Falle gibt es zahlreiche Hinweise auf Totenfürsorge und die Ausrichtung von Begräbnissen als einen der maßgeblichen praktischen Zwecke antiker römischer Kollegien. Diese zahlten – auch außerhalb der militärischen Sterbekassen – *Funeratica* in Geldsummen aus oder stellten für die Mitglieder Grabplätze zur Verfügung. Im sozialen Alltag funktionierten viele Kollegien bei Begräbnissen und der Sicherung der Memoria ihrer Mitglieder als »Ersatzfamilien« (S. 169).

Pragmatische Einstellungen zum Grabwesen in Rom und Italien werden deutlich, wenn man Schruppfs Darlegungen über das Grab als Immobilie und Handelsware liest (S. 198–224). Grabgrundstücke und darauf schon befindliche oder noch zu errichtende Monumente galten nach Ausweis überlieferter Verträge und der in der Kaiserzeit üblichen Verfahren ihres An- und Verkaufes mit Schruppfs Worten als »völlig normales Handelsgut« (S. 202). Der Verfasser schließt auch aus der Organisation der Bestattungsbranche in Rom, dass es sich bei diesem Geschäft trotz bestimmter Tabus um

ein den »Gesetzen des Marktes gehorchendes Geschäft« gehandelt habe (S. 285).

Fortschritte gegenüber älteren Darstellungen bieten Schrumpfs detaillierte Untersuchungen zu der Organisation, den Arbeitsabläufen und dem Personal der römischen Bestattungsunternehmen (S. 224–281). Den erstaunlich guten Verdienstmöglichkeiten für die Pächter eines lokalen Begräbnismonopols (*libitinarii*) und die Geschäftsführer von Bestattungsunternehmen (*dissignatores*) stand eine verbreitete scharfe Kritik an ihrer Geldgier gegenüber. Große Unterschiede bestanden, wie Schrumpf zu Recht hervorhebt, zwischen dem sozialen Ansehen, den Verdienstmöglichkeiten und den Lebensverhältnissen der *Libitinarii* und *Dissignatores* an der Spitze der Bestattungsunternehmen (S. 256) einerseits und dem meist dem Sklavenstande angehörigen einfachen Personal (*operae*) andererseits, das täglich bei den Begräbnissen in einen engen Kontakt mit der Verbrennung oder Bestattung der Leichname kam. Dieses Personal war sozial stark stigmatisiert und unterlag verschiedenen religiösen Tabus wegen der Gefahr einer *Pollutio*. Allerdings unterschätzt meines Erachtens Schrumpf die sozialen Folgen auch für die *Libitinarii* und *Dissignatores* während und nach ihrer aktiven Geschäftstätigkeit. Dabei weist der Verfasser selbst auf die *Tabula Heracleensis* (S. 259) hin, in der *Praecones*, *Dissignatores* und *Libitinarii* verboten wird, Mitglied des Dekurionenstandes zu werden, ein städtisches Amt zu bekleiden oder auch nur in einer politischen Versammlung das Wort zu ergreifen. Während ihrer Tätigkeit waren sie also an jeglicher politischen Karriere gehindert und konnten sich in den besseren Kreisen kaum von gleich zu gleich bewegen. An ihrer Tätigkeit haftete eben doch ein größerer Makel als an den Geschäften anderer *Publicani*. Dem scharfen Spott und der Geringschätzung auch reich gewordener ehemaliger *Libitinarii* und *Dissignatores* bei römischen Dichtern und anderen Autoren (etwa Martial, Juvenal, Petronius) möchte ich als Quelle für die soziale Stellung der Bestattungsunternehmer in den vornehmen Kreisen Roms und den italischen Städte mehr Gewicht zugestehen als Schrumpf.

Zahlreiche Details weisen aber in der Tat auf eine erstaunlich große Flexibilität und pragmatische Einstellungen der Römer zum Begräbniswesen hin. Einige Zeremonien und Einrichtungen dienten zwar zunächst der Ehrung des Toten und Sicherung seiner *Memoria*, erfüllten aber zugleich und zukünftig ebenso sehr diverse profane Zwecke im Interesse der Lebenden. Die gemeinschaftliche Sorge um Verstorbene und Begräbnisse sowie das Totengedenken stärkten nämlich nachdrücklich den sozialen Zusammenhalt der involvierten Familien, *Gentes*, oder Kollegien.

Köln

Johannes Engels

Barbara Pferdehirt, **Römische Militärdiplome und Entlassungsurkunden in der Sammlung des Römisch-**

Germanischen Zentralmuseums, Teil I und II, Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums. In Kommission bei Rudolf Habelt Bonn, Mainz 2004. 217 Seiten, 138 Tafeln schwarzweiß, 4 Farbtafeln.

Das Römisch-Germanische Zentralmuseum hat heute wohl die größte Sammlung vollständig oder fast vollständig erhaltener römischer Militärdiplome in der ganzen Welt. Zahlenmäßig gibt es größere, doch unter dem Gesichtspunkt des Erhaltungszustands und der Qualität der Tafeln gibt es nichts Vergleichbares. Manche dieser Stücke sind schon seit längerer Zeit durch Einzelpublikationen bekannt. Speziell Margaret Roxan hat nicht wenige Stücke veröffentlicht, die ihr in London zur Analyse übergeben worden waren, bevor sie in das Mainzer Museum gelangten. Nun aber hat Barbara Pferdehirt, die jetzige Direktorin der Abteilung Römerzeit des Museums in Mainz, die Sammlung als Ganzes vorgelegt. Zur besseren Handhabung sind Text und Tafelteil in zwei Bänden getrennt publiziert. Es hat sich bereits eingebürgert, das Werk als »RGZM« zu zitieren, also fast analog zu CIL XVI und RMD = M. Roxan / P. Holder, *Roman Military Diplomas I–V* (London 1987–2006).

Es ist eine phantastische Sammlung von Urkunden auf Bronze, die das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz zusammengebracht hat. Von den einundsiebzig Nummern der Diplome sind fünfundzwanzig vollständig oder fast vollständig mit beiden Tafeln erhalten, achtzehn mit der Tafel I und eines mit einer vollständigen Tafel II. Die Ziffern gehen bis 72, doch Nummer 17/18 repräsentiert nur ein Diplom, dessen einzelne Fragmente erst spät als zusammengehörig erkannt werden konnten, nachdem ein weiteres zugehöriges Bruchstück anderweitig publiziert worden war; siehe W. Eck / D. MacDonald / A. Pangerl, *Chiron* 32, 2002, 401 ff., bes. 403 Nr. 2. Auch die meisten anderen Fragmente (insgesamt zwanzig) sind so groß, dass die Rekonstruktion des Textes wenig Mühe bereitet. Lediglich acht sehr kleine Bruchstücke lassen wegen ihres Zustandes keine nähere Ergänzung zu. Zu diesen Diplomen kommen in den beiden Bänden sodann noch drei weitere Texte, die sich freilich in ihrer Funktion ganz wesentlich von den anderen Dokumenten unterscheiden. Denn während diese Diplome offizielle Rechtsurkunden darstellen, die in Rom im Auftrag der kaiserlichen Administration von einem Unternehmer hergestellt, offiziell gesiegelt und schließlich über die Militäradministration der jeweiligen Einheiten an die Empfänger ausgegeben wurden, sind diese drei Bronzedokumente privat hergestellte »Urkunden«, die jedoch keine rechtliche Relevanz haben. Vielmehr haben Veteranen sie als Vorzeigestücke in Metall herstellen lassen, während das eigentliche Rechtsdokument, nämlich die Bestätigung über eine ehrenvolle Entlassung (*honesta missio*), bei den Nummern 73 und 74 wohl auf Wachs tafeln ausgestellt war. Das dritte dieser Dokumente, Nummer 75, ist nicht einmal formal als Entlassungsurkunde anzusehen, obwohl dieser Begriff in der Publika-

tion verwendet wird. Denn tatsächlich handelt es sich um eine Zusammenstellung verschiedener Vorgänge, die zumindest zum Teil auch in schriftlicher Form vorlagen, nämlich ein Schreiben des Kaisers Philippus Arabs und seines Sohnes über die *missio causaria* eines Mitglieds der *cohortes vigilum* in Rom, eine Aufstellung über die verschiedenen Einsatzorte dieses Vigilissoldaten im Verlauf seines Dienstes und schließlich seine Aufnahme in die Liste derer, die in Rom kostenlos Getreide erhielten (*frumentum publicum*). Da eben eine ausführlichere Kommentierung dieses Dokuments erschienen ist (siehe F. v. Saldern, Zeitschr. Papyr. u. Epigr. 156, 2006, 293–307), soll darauf hier nicht näher eingegangen werden, ebenso wenig auf die beiden anderen »Urkunden« über *honesta missio*, weil auch sie anderswo ausführlich besprochen sind (s. W. Eck – M. Roxan, Arch. Korrbibl. 28, 1998, 95–112). Diese drei Dokumente sind jedenfalls, entgegen dem Titel des Buches, nicht als Urkunden im Rechtssinn anzusehen wie die Masse der diplomata militaria.

Insgesamt einundsiebzig Diplome, also Abschriften von kaiserlichen Konstitutionen, die in Rom auf *tabulae aeneae* publiziert waren, sind in dem Band zusammengefasst. Wie nicht anders zu erwarten, ist die überwiegende Mehrzahl der Diplome, vierzig an der Zahl, für Auxiliärtruppen ausgestellt worden. Für die Prätorianer finden sich fünfzehn, für die *classes* in Italien sechs, für die *equites singulares* drei und für die *cohortes urbanae* nur zwei, wobei eines dieser Diplome (Nr. 33) auf eine Konstitution zurückgeht, in die auch Prätorianer eingeschlossen waren. Lediglich sechs Stücke entziehen sich einer näheren Bestimmung.

Die Auxiliärdiplome stammen vor allem von Truppen, die im Donauraum stationiert waren, also aus Moesia inferior (sechs Exemplare), Moesia superior (vier), Pannonia superior (sechs) und Pannonia inferior (vier); Germania, d. h. der Gesamtbereich des römischen Germanien bis etwa 85, ist zweimal, Germania inferior drei-, wenn nicht viermal vertreten, die anderen Provinzen dagegen meist nur mit einem oder zwei Diplomen. Dabei ist auffallend, dass Thracia nur einmal vorkommt, obwohl für diese Provinz im letzten Jahrzehnt viele Diplome aufgetaucht sind (s. M. M. Roxan / P. Weiß, Chiron 28, 1998, 371 ff.; W. Eck / D. MacDonald / A. Pangerl, Rev. Études Militaires Anciennes 1, 2004, 63 ff.; P. Weiß, Zeitschr. Papyr. u. Epigr. 163, 2007, 263 ff.); noch mehr überrascht, dass auch für Syria nur ein einziges Diplom vorliegt, obwohl die Zahl der Dokumente für diese Region gerade in den vergangenen Jahren besonders sprunghaft angestiegen ist (siehe zuletzt P. Weiß, Chiron 36, 2006, 248 ff.; W. Eck / A. Pangerl, ebd. 205 ff.). Verstärkt wird auch die Erkenntnis, dass, entgegen früheren Vorstellungen, für Soldaten aller Provinzen Diplome ausgestellt wurden; denn zum ersten Mal findet sich hier ein Exemplar für Galatia et Cappadocia (Nr. 7) und für Cilicia (Nr. 19). – Ein weiteres Diplom für Cappadocia bei W. Eck / A. Pangerl, Zeitschr. Papyr. u. Epigr. 150, 2004, 233 ff. Im Kommentar übernimmt Pferdehirt die Datierung des Statt-

halters von Cappadocia Statorius Secundus von Stumpf und kritisiert meine zeitliche Festlegung in die Jahre zwischen etwa 124/25 und 126/27 [nicht in »Der Kleine Pauly«, sondern richtig in »Der Neue Pauly«], ohne zu bemerken, dass gerade das nun aus diesem Diplom bekannte Konsulatsdatum des Senators im Jahr 121 den frühen Ansatz zwischen etwa 124/25 und 126/27 zusätzlich absichert).

Die Masse der Soldaten, die das Bürgerrecht mit diesen Dokumenten erhielten, stammt aus dem östlichen Donauraum: Vertreten sind Eravisci, Azali, Bessi und vor allem die Thracen. (Deren Name wird freilich in den Kommentaren zu einzelnen Diplomen und im Index in sprachlich unmöglichen Formen geboten. Denn die Grundform des Namen lautet *Thrax*, nicht *Thracus*; dieser Name wird aber offensichtlich vorausgesetzt, wenn auf S. 217 der Nominativ *Thraci* erscheint oder S. 114 zu Nr. 38 der Dativ *Thrac(o)* lautet; richtig ist freilich der Nominativ Plural *Thracen* und der Dativ Singular *Thraci*; S. 23 wird die feminine Form der Herkunftsbezeichnung als *Thrac(a)* angegeben, analog zum falschen *Thracus*; richtig aber lautet diese ethnische Bezeichnung *Thraissa*, Zeitschr. Papyr. u. Epigr. 155, 2006, 241 ff. und ein noch unpubliziertes Diplom.). Die Stadt Nicopolis ad Istrum erscheint gleich zehnmal als Herkunftsort einzelner Soldaten. Dieser Befund hängt nicht zum wenigsten mit der Fundsituation zusammen, denn der Fall des Eisernen Vorhangs hat in den Balkanländern zu einer ungehemmten privaten Verwendung von Metalldetektoren geführt, wodurch zahllose Metallobjekte und eben auch Diplome aus diesem Raum bekannt wurden. (Dazu ausführlich P. Weiß in: Documenting the Roman Army. Essays in Honour of Margaret Roxan [London 2003] 189 ff.). Man kann, gerade nach den zahllosen Dokumenten, die in den letzten beiden Jahrzehnten gefunden wurden, sicher sein, dass vor allem die Gebiete mit thrakischer Bevölkerung ein zentrales Reservoir für die Rekrutierung der römischen Armeen waren; viele dieser Soldaten kehrten offensichtlich nach ihrer Entlassung wieder in ihre Heimat zurück. Doch darf dies nicht zu dem Schluss führen, die römischen Truppen hätten ganz überwiegend aus diesen Regionen ihren Personennachschub erhalten. Aus anderen Provinzen des Imperium Romanum fehlen nur bisher aus verschiedenen Gründen größere Kontingente von Diplomen. Doch zeigen neuere Funde, dass beispielsweise im Jahr 135 in der Provinz Lycia-Pamphylia massenhaft rekrutiert wurde, als man für die Hilfstruppen in Iudaea, die im Krieg gegen Bar Kochba schwere Verluste erlitten hatten, neue Rekruten brauchte (vgl. W. Eck, Rom herausfordern. Bar Kochba im Kampf gegen das Imperium Romanum. Das Bild des Bar Kochba-Aufstandes im Spiegel der neuen epigraphischen Überlieferung [Rom 2007] 31 ff.).

Von besonderem Interesse sind die Diplome 32 bis 34; denn sie weisen noch Spuren der Tinte auf, mit der die Texte vorgeschrieben wurden, bevor man den Text eingravierte. Auf der Innenseite von Nummer 32 sind die Tintenspuren noch deutlich zu sehen und zu lesen,

doch der Text war nie eingraviert worden. Jüngst haben sich auch noch an einem weiteren Diplom solche Reste der Vorbeschriftung nachweisen lassen: W. Eck / A. Pangerl, Zeitschr. Papyr. u. Epigr. 157, 2006, 181ff. Das zeigt mit aller Klarheit, was man auch schon bisher vermuten musste, dass nämlich die Texte regelmäßig vor der Gravierung mit Farbe vorgeschrieben wurden; anders wäre die zumeist sehr sorgfältige Verteilung der oft mit sehr kleinen Buchstaben geschriebenen Urkunden auf die nicht sehr großen Bronzetafeln nicht erklärlich. Wichtig ist diese Beobachtung aber vor allem deswegen, weil sich auf diese Weise wohl manche Eigenheiten, die sich bei der Lesung ergeben, leichter erklären lassen. Nicht selten geht man davon aus, in vielen Diplomen seien Schreibfehler zu konstatieren. Dass solche vorgekommen sind, kann man kaum bestreiten. Doch in manchen, vielleicht sogar in vielen Fällen, bei denen man dies angenommen hat, liegen vermutlich gar keine echten Schreibfehler vor, vielmehr haben manche Graveure immer wieder vergessen, einzelne vorgeschriebene Teile von Buchstaben einzugravieren oder sie haben eine Serife stärker ausgezogen, als dies vorgegeben war, wodurch dann heute angeblich zum Beispiel statt eines L ein I oder umgekehrt ein I statt eines L zu stehen scheint. So wird in der diplomatischen Abschrift von Nummer 23 (dies ist im Übrigen keine Tabella I, sondern eine Tabella II) das Gentilnomen des Präfecten als STATLIIVS wiedergegeben. Doch ist sowohl bei dem angeblichen L als auch dem folgenden I jeweils unten ein kleiner Fortsatz nach rechts zu sehen. Der minimale Unterschied berechtigt wohl nicht, hier einen Fehler der Art anzunehmen, wie es mit STATLIIVS suggeriert wird, vielmehr kann man hier ohne Bedenken STATILIVS schreiben. Auch in Nummer 26 sind die vermeintlichen Fehler wohl auf diese Weise zu erklären. Im Übrigen hätte es sich empfohlen, den modernen Regeln der Klammersetzung zu folgen. Die Klammern <> zeigen heute Buchstaben an, die in einer Inschrift vergessen wurden. Wenn man aber wirklich in dem Wort von einer Falschschreibung ausgehen wollte, dann sollte das mit *Statilivus* wiedergegeben werden. Ähnlich sollte etwa in Nummer 4 mit dem Namen Dexter verfahren werden. Eine gewisse Einheitlichkeit in den üblichen diakritischen Zeichen wäre dringend erforderlich.

Die Diplome enthalten nicht wenige neue Informationen zur Prosopographie der Kaiserzeit. Neue Konsuldaten sind genannt, ebenso neue Statthalter, durch die manche Lücken in den Fasti geschlossen werden können. Nicht immer sind freilich die notwendigen Schlussfolgerungen im Kommentar zu den einzelnen Texten gezogen worden. Die folgenden Beobachtungen sollen auf einige dieser Probleme hinweisen.

Unter der Nummer 56 wurde eine Konstitution für die *classis Misenensis* publiziert, die am 17. November 225 unter den Konsuln Manilius Fuscus und Domitius Dexter in Rom veröffentlicht wurde. Der Name des Präfecten, der auf der Innenseite von Tafel I zu lesen ist, wird in folgender Form präsentiert: *[in classe] praetoria*

Severian(a) [Misen(ensis) (sic!)] quae est sub ---]lentio Claudiano. Im Kommentar wird dazu bemerkt, die zum Nomen *gentile* gehörenden Buchstabenreste -LENTIO ließen eine ganze Reihe von Ergänzungen zu; dabei wird auf H. Solin / O. Salomies, *Repertorium nomenclatorum gentilium et cognominum Latinorum*² (Hildesheim 1994) 272 verwiesen, wo Namen wie *Lentius*, *Calentius*, *Valentius*, *Clentius*, *Tallentius*, *Pollentius* und *Taemulentius* angeführt sind. Doch für Namensrekonstruktionen von Senatoren und Rittern ist der einfache Verweis auf die dort verzeichneten Namen öfter nicht hilfreich, da im Werk von Solin und Salomies wie erforderlich alle Namen angeführt werden, ohne jedoch Hinweise zu geben, zu welcher soziopolitischen Gruppe ein Name üblicherweise gehören kann. Da ist ein Blick in das Namensmaterial der *Prosopographia Imperii Romani* oder der *Prosopographia Militarium Equestrum* von Hubert Devijver oft hilfreicher. Denn im Kreis der Mitglieder des *ordo senatorius* oder *equestris* sind nicht alle Namen möglich. Tatsächlich lässt sich auch bisher keiner der Namen, die bei Solin und Salomies mit der Buchstabenfolge -LENTIUS erscheinen, im Namensmaterial der Reichsführungsschicht nachweisen. Somit ist es von vorneherein nicht sehr wahrscheinlich, dass der *praefectus classis Misenensis* des Jahres 225 einen getragen hat, der auf -*lentius* endete.

Doch sind solche Überlegungen auch unnötig. Denn eine aufmerksame Kontrolle des Photos auf Tafel 109 in Band II zeigt, dass das vermeintliche L vor dem linken Bruchrand in Wirklichkeit ein S ist, vor dem auch noch ein Rest eines B zu sehen ist, das zu der Präposition *[sub]* gehört. Das so identifizierte S ergibt mit dem nachfolgenden Namensteil das gut bekannte Nomen *gentile Sentius*, das allein in der PIR mehr als zwanzigmal in den höheren sozialen Schichten verzeichnet ist. Bei Devijver ist es auch zweimal für ritterliche Offiziere angeführt. Damit ist an der fraglichen Stelle in Wirklichkeit ein *Sentius Claudianus* als *praefectus classis Misenensis* im Jahr 225 genannt. Er war direkter oder zweiter Nachfolger eines Appius Celer, der am 29. November 221 als Präfect der misenischen Flotte bezeugt ist (RMD IV 307) und seinerseits wohl Nachfolger eines Aelius Secundinus war, der in einem Diplom aus dem Jahr 218 genannt ist (R. S. O. Tomlin, Zeitschr. Papyr. u. Epigr. 154, 2005, 271 ff.). *Sentius Claudianus* scheint bisher nicht bekannt zu sein, es sei denn, man dürfte ihn mit einem *Claudianus* identifizieren, der unter Maximinus Thrax im Jahr 235 als *praeses provinciae Ponti* amtierte (Année Épigr. 1986, 652). Doch da das Cognomen *Claudianus* nicht sehr selten ist, kann dies nur eine Möglichkeit sein.

Nummer 29 bezeugt eine neue Konstitution für die Truppen von Syria Palaestina aus dem Jahr 142, wohl vom 15. Januar. Das Cognomen des Statthalters ist nur zum Teil erhalten; es wurde, sicher zutreffend, als [Se]neca rekonstruiert. Sein Gentilnomen sei unbekannt – so der Kommentar.

Doch das Nomen dieses konsularen Legaten aus dem Jahr 142 lässt sich bestimmen, denn wir kennen aus

den Jahren um 133/35 einen Statthalter von Lycia-Pamphylia mit dem Namen [Domitius] Seneca, in dem man einen Sohn eines Domitius Seneca sehen darf, der seinerseits Sohn des Domitius Apollinaris war, der etwa 93/95 ebenfalls Lycia-Pamphylia als prätorischer Legat verwaltet hatte (A. Balland, Fouilles de Xanthos VII. Inscriptions d'époque impériale du Létoon [Paris 1981] Nr. 41–45; W. Eck, Chiron 12, 1982, 321 ff.; ebd. 13, 1983, 174 ff.; Chr. Kokkinia, Die Opramoasinschrift von Rhodiapolis [Bonn 2000] 34; 210). Dieser Domitius Seneca iunior sollte, wie es damals üblich war, kurz nach seiner prätorischen Statthaltschaft in Lycia-Pamphylia zu einem Suffektkonsulat gekommen sein, wohl gegen Ende der hadrianischen Regierungszeit oder in den ersten Jahren des Antoninus Pius. Dass er sodann wenige Jahre später als konsularer Statthalter von Syria Palaestina erscheint, entspricht den damals eingespielten Normen der senatorischen Laufbahn (W. Eck in: ANRW II 1 [1974] 197 ff. = Criteri di avanzamento nella carriera senatoria. In: Tra epigrafia, prosopografia e archeologia. Scritti scelti, rielaborati ed aggiornati [Rom 1996] 181 ff.; G. Alföldy, Konsulat und Senatorenstand unter den Antoninen [Bonn 1977] 53 ff.). Man darf damit die entsprechende Passage auf der Außenseite des Diploms 29 für Syria Palaestina aus dem Jahr 142 folgendermaßen wiederherstellen:

ET SVNT IN [SYR PAL SVB DOMITIO SE]NECA.

Die Zahl der Buchstaben beträgt in dieser Zeile dreißig. Das entspricht fast genau dem, was sich auch in den vorausgehenden Zeilen zeigt. Damit ist diese Ergänzung zusätzlich abgesichert (vgl. W. Eck, Zeitschr. Papyr. u. Epigr. 155, 2006, 253 ff.).

Unter der Nummer 46 wird im Diplomentext ein bisher unbekanntes Suffektkonsuln paar genannt: *a. d. pr. kal. Maias Q. Caecilio Speratiano, L. Clodio Pompeiano cos.* Die Jahresdatierung ist nicht ganz gesichert, da die *tribunicia potestas* des Septimius Severus auf die Zeit vom 10.12.202 bis 9.12.203 führt, während umgekehrt diejenige Caracallas auf das vorausgehende Jahr verweist. Da die beiden Konsuln am 30. April amtierten, müssen sie ihr Amt bereits spätestens am 1. April angetreten haben; damit amtierten die vorausgehenden *consules ordinarii* maximal drei Monate. Im Jahr 202 führten Septimius Severus zum dritten Mal und Caracalla zum ersten Mal die *fascēs*. Üblicherweise traten die Herrscher relativ schnell von ihrem Konsulat zurück, oft schon im Januar. Doch Caracalla war zum ersten Mal Konsul und dann ist es eher wahrscheinlich, dass er für einige Monate im Amt verblieb. Im folgenden Jahr 203 dagegen, als Fulvius Plautianus und Septimius Geta beide als *consules iterum* amtierten, scheint es weniger wahrscheinlich, dass ihre Amtszeit länger dauerte. Eher traten sie schon bald von dieser Funktion zurück. Dann müssten freilich die nachfolgenden Suffektkonsuln vielleicht schon im Januar oder im Februar die *fascēs* übernommen haben, die dann kaum mehr noch Ende April amtiert hätten, wie die im Diplom Nr. 46 genannten Caecilius Speratianus und Clodius Pompeianus. Das

sprache also dafür, dieses Suffektpaar nicht ins Jahr 203, sondern ins Jahr 202 zu setzen. Dafür könnte auch sprechen, dass in RMD III 187, einem Diplom vom 31.8.203, eben Fulvius Plautianus und Septimius Geta noch zur Datierung genannt sind, nicht aber die damals amtierenden *suffecti*; man hat sie in diesem Jahr offensichtlich nicht (mehr) zur Datierung verwendet. Auch von hier aus erscheint es deshalb eher möglich, die beiden neuen Suffektkonsuln ins Jahr 202 zu setzen.

Zu den Personen der beiden Konsuln wird im Kommentar nichts weiter gesagt. Q. Caecilius Speratianus ist bisher unbekannt. Doch ist es nicht sehr wahrscheinlich, dass er aus einer nichtsenatorischen Familie stammt. Eher gehörte er zu der senatorischen Familie, zu der aller Wahrscheinlichkeit nach ein Q. Caecilius Dentilianus, *cos. suff.* 167/8, zu zählen ist, ebenso ein Q. Caecilius Secundus Servilianus, der nach einer prätorischen Statthaltschaft in Thracia unter Commodus um 193 zum Konsulat gekommen war und nach einer *cura aedium sacrarum et operum locorumque publicorum* 208/209 als Prokonsul von Asia amtierte (dazu P. M. M. Leunissen, Konsuln und Konsulare in der Zeit von Commodus bis Severus Alexander (180–235 n. Chr.) [Amsterdam 1989] 148; 223; 314.).

Für das Jahr 241 ist ein Clodius Pompeianus als *consul ordinarius* bezeugt (PIR² P 570); der Abstand von fast vierzig Jahren macht es recht wahrscheinlich, dass er der Sohn dieses neuen Suffektkonsuls von 202, Clodius Pompeianus, gewesen ist. Wichtiger aber scheint, dass für den *suffectus* von 202 nunmehr das Praenomen Lucius bekannt ist. Bisher war man nämlich stets davon ausgegangen, das Gentilnomen bei Clodius Pompeianus, *consul ordinarius* 241, sei mit dem Gentile Claudius austauschbar und deshalb habe ein direkter Zusammenhang mit der Familie des Claudius Pompeianus, *consul ordinarius iterum* im Jahr 173, einem Schwiegersohn Mark Aurels, bestanden (s. die Hinweise in PIR² P 570). Doch Claudius Pompeianus trägt, wie das bei einem Claudius auch am ehesten zu erwarten ist, das Praenomen Tib(erius). Dagegen führten die Clodii Pompeiani, wie man nun sieht, das Praenomen Lucius. Damit aber sollte man eher davon ausgehen, dass es sich in Wirklichkeit um eine andere Familie handelt, die ohne Verbindung zu den Tiberii Claudii Pompeiani existierte.

Nummer 22 aus dem Jahr 123 bringt das Konsulatsdatum: *a. d. XVIII k. Mai. Q. Articuleio Paetino, L. Venuleio Aproniano cos.*, was dem 14. April 123 entspricht. Bisher konnte man nur davon ausgehen, dass die *ordinarii* noch im März die *fascēs* führten. Entsprechend war nicht klar, wie lange die nachfolgenden *suffecti* ihr Amt ausgeführt hatten. Da jetzt die ordentlichen Konsuln im April noch amtierten, kann das erste Suffektpaar nicht vor dem 1. Mai die *fascēs* übernommen haben. Die viermonatige Amtszeit für die *ordinarii* macht eine gleich lange Konsulatszeit auch für die Nachfolger wahrscheinlich. Dies müssten dann T. Salvius Rufinus Minicius Opimianus und Cn. Sentius Abur(n)ianus gewesen sein; denn sie sind durch RMD I 21 am

10. August 123 bezeugt. Ferner darf man auch nach allen Hinweisen, die wir haben, Metilius Secundus, dessen Kollege allerdings nicht bekannt ist, in das Jahr 123 setzen; das für ihn bezugte Datum ist der 17. Oktober (W. Eck / A. Pangerl, *Zeitschr. Papyr. u. Epigr.* 152, 2005, 238 ff.). Damit kann man für das Jahr 123 mit größter Wahrscheinlichkeit drei Konsulnpaare in folgender Verteilung ansetzen:

k. Ian. Q. Articuleius Paetinus, L. Venuleius Apronianus;

k. Mai. T. Salvius Rufinus Minicius Opimianus, Cn. Sentius Aburnianus;

k. Sept. P. Metilius Secundus, [---].

In Nummer 20 wird als Statthalter von Dacia inferior im Jahr 122 ein Cocceius Naso genannt. Er gehöre, wie es im Kommentar heißt, zum ritterlichen Zweig der *gens Cocceia*; denn diesen habe es neben dem senatorischen Zweig sicher gegeben (S. 61). Diese Vorstellung ist einigermaßen bizarr. Eine *gens Cocceia* als eine definierbare Einheit gibt es notwendigerweise in der Kaiserzeit nicht, genauso wenig wie eine *gens Claudia* oder eine *gens Ulpia*. Dies sind zumeist unreflektierte moderne Konstruktionen ohne konkreten Inhalt. Es gibt natürlich zahlreiche Familien, die das Nomen gentile Cocceius führen, ebenso wie andere den Familiennamen Claudius oder Ulpianus. Doch die meisten dieser Familien, die auch in verschiedensten Städten und in weit von einander entfernten Provinzen leben, hängen in keiner Weise mehr verwandtschaftlich zusammen. Gerade dieser Zusammenhang aber wäre das Hauptkriterium, um von einer *gens* im römischen Sinn zu sprechen.

Das Nomen gentile Cocceius führte auch Kaiser Nerva. Er hat wie viele Kaiser das römische Bürgerrecht verliehen, wobei sich die Beschenkten wie oft üblich auch dessen Gentilnamen zulegten. Doch dieser neue ritterliche Amtsträger kann nach allem, was wir sonst über römische Neubürger wissen, nicht zu einer Familie gehören, die erst von Nerva das Bürgerrecht erhalten hatte. Denn üblicherweise dauerte es deutlich länger, bis ein Mitglied einer solchen Neubürgerfamilie in den Ritterstand gelangen und dann sogar höhere prokuratorische Stellen übernehmen konnte. Der Ritter Cocceius Naso sollte also eher zu einer Familie gehören, die schon länger zum römischen Bürgerverband gehörte. Dann aber müsste sie am ehesten aus Italien stammen, wofür im Übrigen auch das Cognomen Naso spricht. Denn die Heimat zumindest der Mitglieder des *ordo senatorius* beziehungsweise *equester*, die dieses Cognomen führten, war ohne Ausnahme das Mutterland Italien (s. die Personen, die in PIR² V 3, S. 337 f. aufgeführt sind). Das dürfte auch für Cocceius Naso zutreffen.

Das Diplom Nummer 34 enthält den Text einer Konstitution für die Truppen von Mauretania Tingitana. Davon sind noch weitere Kopien bekannt, die in *Zeitschr. Papyr. u. Epigr.* 153, 2005, 188 und 197 ff. sowie ebd. 162, 2007, 235 ff. zusammengestellt sind. Nur in RGZM 34 und einem der in *Zeitschr. Papyr. u. Epigr.* 153, 2005, 197 ff. publizierten Diplome ist auch der Name des

Statthalters Flavius Flavianus noch erhalten, der bis vor kurzem in dieser Funktion nicht bekannt gewesen war (vgl. B. E. Thomasson, *Fasti Africani* [Stockholm 1996] 228 f.) Zur Identifizierung mit einer Person gleichen Namens findet sich bei Pferdehirt nichts. Doch könnte er mit einem Flavius Flavi[anus] identisch sein, der an einem *consilium* des Präfekten von Ägypten Valerius Proculus zwischen 144 und 147 teilgenommen hat (Berliner Griechische Urkunden I [Berlin 1895] 288; vgl. PIR² F 270). Da der Präfekt von Ägypten zu seinem *consilium* auch höhere ritterliche Amtsträger seiner Provinz heranziehen konnte, etwa einen der Epistrategen, den *iuridicus* oder einen der ritterlichen Funktionsträger, die für die großen Speicheranlagen bei Alexandria zuständig waren, wäre es leicht denkbar, dass der spätere Statthalter von Mauretania Tingitana zuvor in Ägypten tätig gewesen ist. Unter den bei M. Christol / A. Magioncalda, *Studi sui procuratori delle due Mauretaniae* (Sassari 1989) 124 ff. gesammelten Laufbahnen findet sich zwar nur ein Fall (Nr. 18), in dem ein späterer Statthalter von Mauretania Tingitana vorher als *procurator Neaspoleos* in Ägypten tätig war. Doch sind insgesamt nur recht wenige vollständige Laufbahnen dieser Personengruppe bekannt, so dass man daraus nichts Negatives schließen kann. Der zeitliche Abstand zwischen dem Amt in Ägypten und der Statthaltertschaft in Mauretania Tingitana würde jedenfalls dazu passen. Es besteht ferner die Möglichkeit, dass dieser Flavius Flavianus mit einer senatorischen Familie aus Ammaedara zu verbinden ist (M. Corbier in: *Epigrafia e ordine senatorio* II [Rom 1982] 708; doch vgl. auch H. Halfmann in: ebd. 626). Ein L. Flavius Flavianus war außerdem gegen Ende des zweiten Jahrhunderts *quaestor* der Provinz Achaia (PIR² F 273).

Natürlich bringen diese vielen Diplome auch nicht wenige Informationen zur Dislokation von einzelnen Truppen. Auf diese Weise werden die Einsichten, wann Truppen von einer Provinz in eine andere verlegt wurden, immer dichter und verlässlicher. Dennoch schaffen gerade die Diplome mit ihren Informationen auch gewisse Probleme. Nicht selten scheint es, als ob einzelne Einheiten sehr oft zwischen verschiedenen Provinzen hin und her versetzt worden seien. Das ist sicher auch vorgekommen, doch vermutlich weit seltener, als es angenommen wird. Doch soll dieses Problem hier nicht näher verfolgt werden, weil dazu das Gesamtmaterial behandelt werden müsste.

Gewisse Probleme zeigt der Band in der Behandlung der lateinischen Sprache sowie der Onomastik, obwohl es dafür, jedenfalls für den lateinischen und griechischen Bereich genügend Hilfsmittel gibt. Da wird stets von »Cauder« gesprochen, wenn *cauda*, das »Schwänzchen« des Buchstabens Q gemeint ist (so zu Nr. 31; 33; 34; 35; 37; 38; 39; 41; 43). Seite 61 wird in Anm. 7 Nr. zu 20 gesagt: ein »Alenpräfekt wird mit voller (!) *Tria nomina* (...) genannt«; Neutrum Plural und Femininum singular sollten unterschieden werden. Bei Nummer 28 steht im Lesetext als Herkunftsort *Perin(thos)* statt richtig *Perin(tho)*. Seite 56 erscheint im Lesetext

classe praetoria Misenen(sis) statt *Misenen(si)*. Auf S. 207 wird aus dem Cognomen eines Zeugen im Genitiv: FILONIS der Nominativ FILONIS abgeleitet; richtig wäre natürlich FILO (= Philo). Seite 206 wird aus dem Cognomen PARTHENI nicht der richtige Nominativ Parthenius gebildet, sondern PARTHENVVS. Ein Blick in die Bände von H. Solin, *Die griechischen Personennamen in Rom. Ein Namenbuch Bde I–III²* (Berlin 2003) hätte das leicht gezeigt. Ebenso hätte man dazu die von B. Lörincz herausgegebenen Bände des *Onomasticon provinciarum Europae Latinarum = OPEL* (seit 1994) heranziehen können, nicht mehr das veraltete Werk von András Mócsy, das zudem keine Belege bringt. Bei Nummer 60 wird, wie auch im Index, MIXIMINVS nicht zu Maximinus verbessert; Nr. 22 extr. Z. 23 stand sicher nicht der Name FIORENTINA (so auch S. 203), denn das ist italienisch, sondern FLORENTINA. Seite 205 wird der Zeugennamenname als HELVS geschrieben, obwohl er *Helius* heißen müsste.

Es folgen einige Detailhinweise:

Nummer 1. Die Konstitution kann zeitlich näher eingegrenzt werden: Da Vespasian zum siebten Konsulat designiert ist, kann sie nicht vor Ende März ausgestellt worden sein. Dass damals gleichzeitig zwei Konstitutionen für Moesia ausgegeben wurden, ist trotz der Zweifel der Autorin völlig sicher, nicht anders als im Jahr 78. Zeile 6 der Innenseite ist CVM zu lesen, nicht nur VM. Dass dieses Diplom zu zwei Schwesterkonstitutionen gehört, wird nun auch durch ein weiteres Dokument gezeigt; siehe dazu in Kürze P. Weiß, *Chiron* 38, 2008. Zu Vettulenus Cerialis als Statthalter in Moesia bereits seit dem Jahr 73 siehe W. Eck / A. Pangerl, *Dacia* 50, 2006, 93 ff.).

Nummer 2. Zu der Formel *et sunt in Germania* in diesem Diplom sollte man bemerken, dass Germania für die römische Administration damals noch einen zusammenhängenden Bezirk darstellte, gleichsam eine Erbschaft der augusteischen Zeit; formal werden die beiden Heereskommanden am Ober- und Niederrhein in den Konstitutionen für Germania noch nicht unterschieden.

Nummer 4. In der diplomatischen Abschrift steht Zeile 9 intus: ET, in der Umschrift steht irrig <e>t; das Nomen gentile des Statthalters lautet *Novio*, nicht *Norico*.

Nummer 7. Cappadocia-Galatia wurde in flavisch-traianischer Zeit nicht »normalerweise«, sondern immer zusammen verwaltet.

Nummer 8. Das Diplom zeigt mit der Nennung eines Ubis, der etwa 74 n. Chr. rekrutiert wurde, dass zu diesem Zeitpunkt noch peregrine Ubier existierten, dass somit durch die Gründung der Colonia Claudia Ara Agrippinensium (Köln) nicht alle Ubier in die Bürgerschaft der Kolonie eingeschlossen wurden.

Nummer 14. Es ist die Tabella II, nicht Tabella I erhalten, ebenso bei Nummer 23.

Nummer 21. Bei dem Präfekten der Flotte von Ravenna, Numerius Albanus, könnte »möglicherweise« die »wohlwollende kaiserliche Unterstützung seiner Karriere mit dem Regierungsantritt Hadrians oder bald

danach« geendet haben. Doch wie soll man damit vereinbaren, dass Albanus von mindestens 121 bis 127, also insgesamt eine überdurchschnittliche Zeit, Präfekt dieser Flotte blieb?

Nummer 26. DIVI[in Zeile 1 der Außenseite suggeriert durch die Klammer einen Textverlust; doch in der folgenden Zeile geht der Text weiter mit NERVAE; somit fehlt nichts. In Zeile 7 ist nicht eine *cobors I Aelia Caes(aria)* (schon der Name ist ein Unding) genannt, sondern die *cobors I Aelia Gaes(atorum)*. Das G ist deutlich auf dem Photo zu erkennen. Diese Einheit ist auch sonst in Pannonia superior bezeugt.

Nummer 28. Im Lesetext steht *Somosatis* statt *Samosatis*. Die Ausführungen zum Namen des Empfängers stehen zweimal hintereinander; der Verweis auf die Anmerkung 3 bringt keine entsprechende Information.

Nummer 31 (S. 89 ff.). Das Diplom bestätigt die Statthalterschaft des Mummius Sisenna für 151, nicht für 150.

Nummer 33. Das Praenomen des *consul prior* lautet M., also M(anius), nicht M(arcus).

Nummer 35. Es heißt nicht *equitib(us) et pedit(ibus) exer[c(itus) Germ(aniae) pi(i) fid(elis)]*, sondern ... *Germ(anici)* ...

Nummer 41. Dieses Diplom gehört zu einer Konstitution des Jahres 160, von der bereits zwei andere Diplome publiziert sind: RMD III 173 und W. Eck / A. Pangerl, *Scripta classica Israelica* 24, 2005, 101 ff. Ein viertes Diplom ist noch nicht veröffentlicht. Alle Veteranen stammen aus der Provinz Lycia-Pamphylia, was darauf hindeutet, dass dort im Jahr 135 nach den massiven Verlusten während des Bar-Kochba-Aufstandes ein *dilectus* für das Heer in Syria Palaestina durchgeführt wurde.

Nummer 46. Im Kommentar zu diesem Diplom aus dem Jahr 203 heißt es, sowohl »für das Jahr 202 als auch für 203 n. Chr.« seien bisher keine Suffektkonsuln bezeugt; aber in Nummer 45, das von der Verfasserin ins Jahr 202 datiert wird, ist gerade ein neues Paar genannt.

Nummer 49. In der Überschrift muss es heißen SEVERVS ET ANTONINVS, nicht ANTONINI.

Nummer 57. Im rekonstruierten Text fehlt *uxores* vor *duxissent*.

Nummer 63. Dass der jeweilige Kaiser den Titel *proconsul* in den Diplomen nur dann führt, wenn er sich außerhalb Roms aufhielt, war nicht erst seit Septimius Severus üblich, sondern seit Hadrian, wenn nicht sogar seit den letzten Jahren Traians.

Nummer 64. In der Überschrift steht zweimal Maximinus, an der zweiten Stelle ist aber Maximus nötig als Name des Sohnes von Maximinus Thrax.

Nummer 75. Bei diesem Angehörigen der *vigiles*, M. Aurelius Mucianus, der im Jahr 248/49 entlassen wurde, wird im Kommentar noch mit den Latini Iuniani argumentiert. Doch damals lag die *constitutio Antoniniana* bereits weit mehr als dreißig Jahre zurück. Auch bei den *vigiles* wurden seit diesem allgemeinen Bürgerrechtserlass nur noch römische Bürger rekrutiert, so

dass das Problem der Latini Iuniani keine Rolle mehr spielte. Wenn man mit dieser Personenkategorie argumentieren will, dann müsste man beweisen, dass es sich um einen Latinus Iunianus handelt.

Zum Index Seite 198: Hier wird der Konsulat von Murrenius Severus und Cassius Regalianus unter dem Jahr 203 eingeordnet, unter Nummer 45 aber richtig ins Jahr 202. Statt Q. Nummius Iunior muss es richtig lauten: Q. Numisius Iunior, und statt Nummius Senicio richtig Senecio.

Seite 206: L. Pullius Marcio, nicht Marco.

Seite 217: Es fehlen im Index unter den Provinzen Cappadocia Nr. 7; Dacia inferior Nr. 20; Syria Nr. 6. Bei Germania fehlt Nr. 4, bei Germania inferior Nr. 24, bei Moesia inferior die Nr. 14 und 23, bei Moesia superior Nr. 40, bei Noricum Nr. 32, bei Thracia Nr. 28; sie hätten dort zumindest als Konjektur genannt werden müssen. Unter der Rubrik »Stämme« sollte es ferner heißen *Brittones*, nicht *Brittoni*, *Thracas*, nicht *Thraci* (siehe bereits oben).

Alles in allem: Eine wunderbare Sammlung von Diplomen mit einem reichen Inhalt, die jeder konsultieren muss, der mit dieser Quellengruppe arbeitet. Freilich hätte man sich gewünscht, dass die Publikation mit etwas mehr Sorgfalt ausgeführt worden wäre; so aber wird man immer wieder selbst überprüfen müssen, ob die kommentierenden Bemerkungen tragfähig sind. Auf den Index ist nicht immer Verlass, aber das gibt vielleicht Anlass, die Texte selbst genau durchzulesen.

(Peter Weiß danke ich für verschiedene Hinweise, die in diese Besprechung eingegangen sind.)

Köln

Werner Eck

Yann Le Bohec, *L'armée romaine sous le Bas-Empire*. Collection Antiquité-Synthèses volume 11. Picard, Paris 2006. 256 pages, 45 planches.

Yann Le Bohec avait déjà abordé le thème de l'armée romaine, dans un ouvrage consacré à »L'armée romaine sous le Haut-Empire«, paru en 1989 et traduit en italien, anglais, espagnol et russe, avant de prendre en charge, en 2002, l'organisation d'un congrès international à Lyon sur le thème de l'armée du Bas-Empire: Y. Le Bohec / C. Wolff (éd.), *L'armée romaine de Dioclétien à Valentinien I^{er}*. Collection du Centre d'études romaines et gallo-romaines, n. s. cahier 26 (Lyon 2004). Dans une certaine mesure, il lui revenait donc de compléter sa première œuvre en préparant un autre manuel relatif à l'armée tardive.

Celui-ci s'inscrit dans une dynamique de recherche qui a fortement été marquée ces dernières années par la production de travaux consacrés au même thème ou à des thèmes parallèles, comme ceux de P. Southern et K. R. Dixon, *The Late Roman Army* (London 1996) ou des articles parus dans la revue »Antiquité tardive« (8–10,

2000–2002), connus de l'auteur. D'autres travaux manquent à l'appel, comme celui de W. Goffart (*Barbarians and Romans, A. D. 418–584* [Princeton 1980], pour une période peu envisagée ou celui de J.-M. Carrié et A. Rousselle (*L'Empire romain en mutation, des Sévères à Constantin, 192–337* [Paris 1999]: sur la question des comitatenses), ou pour des raisons de calendrier de parution, mais ils complèteront utilement sur l'un ou l'autre point, les vues de Le Bohec, dans le domaine de l'histoire militaire (la troisième édition revue de P. Richardot, *La fin de l'armée romaine, 284–476* [Paris 2005]), ou de l'examen de la *Notitia Dignitatum* (Concepción Neira Faleira, *La Notitia Dignitatum. Nueva edición crítica y comentario histórico*. Colección Nueva Roma [Madrid 2005]) et de l'architecture militaire (M. Reddé et al. [ed.], *Les fortifications militaires. L'architecture de la Gaule romaine*. Documents d'archéologie Française vol. 100 [Paris et Bordeaux 2006]).

Quoi qu'il en soit, Le Bohec fait œuvre utile en proposant une vue d'ensemble de l'armée romaine tardive sous divers angles et, comme le plan de son ouvrage le démontre, il entend bien répondre à des attentes multiples. Une introduction générale met en place les matériaux; la définition de la période traitée qui peut osciller entre Bas-Empire et Antiquité tardive, l'examen de l'état de la recherche et des sources, le cadre historique et géographique. Les trois premiers chapitres sont dédiés à la description des armées dans un cadre historique et chronologique précis, à savoir sous les règnes successifs de Dioclétien, Constantin I, Constance II et Julien. L'auteur enchaîne sur une série de chapitres techniques au nombre de dix, avant de reprendre l'approche historique qui était celle du début, avec l'illustration de la période valentinienne, puis de la période qui correspond à la fin de l'Occident romain.

On voit bien le souci de l'auteur d'établir une rupture dans le traitement de l'histoire des faits entre la première moitié du quatrième siècle d'une part et la seconde partie du Bas-Empire d'autre part. En réalité, pour justifier cette présentation, il part du principe qu'il n'y a pas eu une armée à destinée unique durant le Bas-Empire, mais cinq, celles qui sont reliées aux règnes de Dioclétien, de Constantin I^{er}, de Constance II et Julien réunis, des Valentinieniens et de Théodose. Il en ajoute naturellement une autre, celle du cinquième siècle, qui n'a pas été à proprement parler traitée dans l'ouvrage. Dans la première moitié de ce siècle, l'armée poursuit sa mutation et il est clair que là aussi devraient pouvoir se distinguer des évolutions multiples. Vu le peu d'intérêt porté à ce demi-siècle et même si les sources historiques sont lacunaires pour l'Occident, le titre de l'ouvrage lui-même (*L'armée sous le Bas-Empire*) s'en trouve un peu inadapté. L'auteur tente de justifier sa position en exagérant l'importance de la date fournie par la prise de Rome en 410. Elle ne signifie pas, même en Occident, la transformation lente de l'armée vraie en une milice qui ne subsiste plus que de nom (p. 15). Le sort de l'armée du Bas-Empire n'est pas scellé aussi rapidement. Le dossier archéologique qui est en construction montre déjà des

désaccords avec ce point et que dire de la partie orientale de l'Empire pour cette même période. Il sera utile, dans le futur, de poursuivre l'enquête un peu au-delà.

Les chapitres relatifs à l'histoire de l'armée (1 à 3, 14 et 15) sont construits sur un schéma semblable où il est question de mettre l'accent sur les guerres et les réformes. L'histoire militaire plus mouvementée se trouve naturellement davantage développée pour les années 353-363 et 375-410, mais les éléments de réforme y sont moins mis en valeur.

Entre les chapitres évoqués à consonance historique, on en trouve donc d'autres (dix) à objet thématique; ils sont successivement dévolus au recrutement, aux unités, aux soldats et à la hiérarchie, à l'architecture militaire, à la tactique et au combat, à la stratégie, à la question du rapport entre les civils et les militaires. Ils concernent toute la période envisagée dans le livre.

Il est utile d'envisager maintenant, chapitre par chapitre, quel est l'apport de l'ouvrage.

Dans le premier chapitre, il ne fait pas l'impasse sur l'héritage militaire à la fois difficile et mal connu du troisième siècle ou de la fin de ce siècle. Il suggère à juste titre qu'il vaut mieux se fonder sur l'emplacement des troupes pour en inférer les théâtres d'opérations sur les frontières, les trente et une légions de l'époque d'Aurélien n'étant pas dispersées de manière équilibrée. Suivant l'opinion maintenant répandue, Gallien, pour toute innovation militaire, ne dispose que de quelques unités de cavalerie différemment équipées.

En opposant d'emblée des réformes imaginées pour le règne de Dioclétien à des vraies réformes qu'il situera plus volontiers sous Constantin, Le Bohec met le doigt à nouveau, avec intelligence, sur les questions principales qui agitent les cénacles des chercheurs.

Il énumère à raison les réformes que Dioclétien n'a pas faites, mais qui lui ont été imputées. Lorsqu'il est question de couper l'armée en deux entités, le *comitatus* ne représenterait pas une réalité bien avérée. La défense en profondeur, si elle existe sous Dioclétien, est calquée sur un modèle qui existe dès la fin du troisième siècle, dont l'auteur ne fait pas mention. Un type d'architecture militaire tétrarchique a aussi été mis en exergue par les découvertes archéologiques, mais le dossier a été suffisamment critiqué pour en revenir à une prudence chronologique salutaire. Le bilan de Dioclétien est plutôt à rechercher ailleurs. C'est un réactionnaire à qui on peut attribuer une réforme du recrutement militaire et une augmentation des effectifs, selon une proportion qu'il convient de modérer.

Dans le deuxième chapitre, il est question de montrer le bilan de Constantin qui, avec un certain empirisme, apporte de réelles réformes à l'armée qui lui donne son vrai visage du Bas-Empire (p. 37). Accessoirement, ou sans qu'il n'en ait le choix, il a recours à des barbares. La question centrale est celle de la réforme du haut commandement (*Magistri militum*, *Scholae palatinae*).

Côté tactique et stratégie, cette réforme va dans le sens d'une perception différente de l'organisation des

armées sur le terrain. En effet, des termes nouveaux apparaissent: un certain nombre d'unités reçoivent l'appellation de *comitatenses* et des textes, fort rares, commencent à parler des *riparesens* et des *limitanei*. Ces derniers ne peuvent qu'être envisagés sous un angle géographique, quant à leur localisation. Qu'en est-il alors des *comitatenses*? Comme il en sera encore question dans un chapitre dévolu à la stratégie, l'auteur ne peut les considérer comme une armée à part entière et émet déjà l'idée qu'il s'agit d'un titre honorifique. Ici, mais c'est un détail, le *Limes Belgicus*, qui n'existe pas, est cité mal à propos en vue de nier une opposition entre armée immobile et mobile qui relève du phantasme (p. 36).

Au troisième chapitre, il est question d'histoire événementielle sous les règnes de Constance II et de Julien plus que d'analyse de l'organisation des armées ou des réformes. Il est vrai qu'il faut attendre 355 pour pouvoir s'appuyer sur une source de première importance, Ammien Marcellin. Dès lors l'auteur se perd un peu dans les faits politiques, puis dans les récits des guerres contre les Alamans et les Perses. On a du mal à apercevoir les projets de réformes, sauf peut-être dans le domaine du recrutement. Dans ces conditions, il est malaisé d'établir qu'il pouvait exister à cette époque une troisième armée spécifiquement différente de la précédente.

Le chapitre consacré aux règnes de Valentinien I^{er} et de Valens s'adresse à une période rendue plus accessible grâce aux données de l'historien Ammien Marcellin (chapitre 14). Ici aussi, les pages présentées sont très narratives et davantage dédiées à des faits de guerre ou de politique; il est vrai qu'il faut s'accommoder d'une nouvelle situation, dans laquelle Valentinien I s'occupe de l'Occident et Valens de l'Orient et considérer que l'année 375 représente un tournant dans cette époque troublée. En rapport avec la réforme des armées, remarquons tout spécialement l'hypothèse présentée par l'auteur à propos de la bipartition en corps de troupes des *seniores* et des *iuniores* qui est antérieure à 364. Au cours du quatrième siècle, les unités sont devenues de plus en plus petites et ce mouvement s'est accéléré, il suppose donc que les *iuniores* ont été formés par les soldats détachés du corps d'origine aux fins de créer une nouvelle troupe, fille de l'ancienne (p. 189). L'autre réforme importante mise en discussion est celle de la réorganisation de la frontière rhénane avec la construction de nouvelles forteresses et d'un nouveau cordon frontalier. L'auteur pense qu'il ne faut pas créditer Valentinien I de toutes ces constructions, comme le font les archéologues. De la même manière, on n'a pas pu se rendre compte à l'époque d'un choix virtuel qui aurait été fait visant à renoncer de manière irrémédiable à la stratégie de l'offensive (p. 191).

Le chapitre 15, consacré à l'histoire postérieure à 378, est aussi de nature événementielle, avec en toile de fond la question de la fin de l'Occident romain. Pour traiter cette question plus avant, il est clair qu'il aurait fallu dépasser le terme de 410 proposé, voire même celui de 450.

Quelques appréciations notamment sur le plan économique sont excellentes mais incomplètes. En outre, l'auteur ne dégage pas les grandes lignes de l'évolution de l'armée à ce moment, en dehors du fait du partage consommé entre Occident et Orient, qui voit le jour. Les principales lacunes bibliographiques concernant cette partie viennent d'ailleurs de l'Orient.

L'auteur a aussi méritoirement abordé bien d'autres aspects dans son ouvrage. Il s'agit des chapitres situés au centre de son manuel qui approchent l'armée sous divers angles thématiques et techniques (chapitres 4 à 13).

Le recrutement est analysé au quatrième chapitre. La question centrale reste évidemment celle de la proportion entre romains et barbares. L'auteur synthétise bien et de manière ramassée les divers aspects du mode de recrutement qui s'organise principalement sous les deux formes connues, à savoir directe et indirecte dans un cadre parafiscal dans ce dernier cas, où il faut ajouter les formes subséquentes: mercenariat, prisonniers de guerre enrôlés de force et fédérés. Dans le sillage de ceci, la perte de qualité est bien reconnue. Par contre le problème de la chronologie de cette mise en place ou d'une évolution entre les règnes de Dioclétien et de Valens n'est pas facile à éclairer si ce n'est grâce aux travaux de Jean-Michel Carrié (p. 57). L'auteur étudie ensuite deux questions plus simples, celle de l'origine du recrutement et de la *Notitia Dignitatum*.

Le cinquième chapitre est consacré aux unités. L'importance numérique globale des effectifs constitue un problème difficile et continue d'être en débat. La garde impériale est le corps d'armée qui évolue le plus souvent et qui est représenté par un dédale de termes utilisés pour la désigner. Quant aux légions, sa réorganisation commence clairement avec Dioclétien et le nombre n'augmentera plus après Constantin. Même si le phénomène de la multiplication des unités et de la diminution des effectifs est en marche, certaines légions conservent encore un nombre anormal de soldats. Une certaine uniformisation finit par s'imposer. Les auxiliaires et les cohortes d'infanterie poursuivent assez bien la tradition du Haut-Empire. La cavalerie, dont on sait qu'elle occupe une place nouvelle notamment dans la tactique au combat, ne paraît pas avoir grossi outre mesure. Pour la marine, on sait l'attachement des Tétrarques et de Constantin à sa réorganisation. Finalement, il convient aussi, dans cette perspective, de réinterroger la *Notitia Dignitatum*, sans compter qu'elle a aussi été utilisée pour mettre en avant un concept de bipartition entre armée de campagne et armée frontalière pour mieux s'en référer à une notion de stratégie, alors que la division réelle est plus celle d'Ammien Marcellin qui distingue soigneusement l'armée d'Orient et l'armée d'Occident (p. 76).

Le chapitre 6 concerne la hiérarchie de l'armée. Il est assez long et prend en compte les organes d'encadrement de l'armée du Bas-Empire, ce qui est d'autant plus méritoire qu'il n'existe pas assez de travaux récents sur le sujet et que l'auteur estime à juste titre que le sujet mé-

rite d'être repris. Pour l'essentiel, il décrit les différents maillons de la chaîne de la hiérarchie militaire, soit les officiers supérieurs, les officiers subalternes, les sous-officiers et les soldats. L'armée du quatrième siècle apparaît bien complexe, avec une hiérarchie comprenant toujours de nombreux degrés et une assez grande variété de fonctions. Celle de maîtres de milice change de nature et n'échappe pas à la germanisation précoce. Sans compter que les termes de comte et de duc ou d'autres sont ambigus et peuvent être employés dans plusieurs sens.

L'architecture militaire est évoquée dans le septième chapitre. L'auteur a bien perçu les changements majeurs du Bas-Empire et les conditions dans lesquelles a été développée une nouvelle architecture castrale. Mais toute l'architecture n'y est pas étudiée, loin s'en faut. Il n'en a retenu que des exemples emblématiques, comme celui du camp à plan «tétrarchique», qui force les archéologues à ne plus accorder trop d'importance à la démarche typologique sensée déboucher sur des certitudes chronologiques. La question de la forme prise dans les camps par certains bâtiments, les principia et les casernes par exemple, n'est pas plus déterminante d'une chronologie précise. En réalité, la fonction du site et sa situation dans l'orbite d'une région est plus importante. Quant aux rubriques consacrées aux grandes et petites enceintes et aux grands sites militaires, elles sont traitées fort rapidement; le débat essentiel devrait consister à établir s'il s'agit d'une ville ou d'une fortification militaire, la terminologie antique étant bien souvent imprécise et de peu d'utilité dans cette perspective. Il faut tenir compte aussi d'une évolution toujours possible et le fait est bien souvent avéré au cinquième siècle: l'occupation civile remplace une initiative qui est militaire à l'origine. La «petite» architecture militaire n'a pas eu droit de cité dans le manuel. Elle relève pourtant bien des ouvrages militaires: les tours de garde en réseau, les ports militaires, les *burgi* et les fortifications de hauteur qui n'offrent pas, il est vrai, une architecture de grande qualité ou sont parfois reliés à des initiatives émanant de la population.

Les deux chapitres suivants, 8 et 9, sont ouverts sur les questions de tactique. Le premier met en avant l'évolution de l'équipement militaire, l'exercice, la logistique, la diplomatie, le renseignement et le stratagème; l'autre est dédié à la forme des combats.

Si nous sommes informés de l'existence de nombreux ateliers de fabrication d'armes de guerre (une quarantaine), leur mode de fonctionnement mériterait une nouvelle étude. Pour les gynécées, on a envisagé aussi la possibilité que les ateliers urbains en question auraient procédé à une sous-traitance auprès de petits fournisseurs privés (F. Vicari, *Produzione e commercio dei tessuti nell'Occidente romano*. British arch. reports, Int. ser. 916 (Oxford 2001). Dans le descriptif des équipements militaires qu'il réalise, l'auteur maîtrise bien la bibliographie sur le sujet. En ce qui concerne l'approvisionnement, cette rubrique est l'occasion de revenir sur la question longtemps débattue du soldat-

paysan (p. 116–117) et sur l'annonce militaire pour laquelle l'Égypte et ses papyrus font merveille en termes de documentation. Le traité (foedus) demeure, enfin, au centre des préoccupations lorsqu'il s'agit de présenter le thème de la diplomatie (p. 120–122). L'auteur avoue son scepticisme sur la loyauté des signataires barbares.

Dans le chapitre consacré au combat, Le Bohec propose un tour d'horizon sur les ennemis, dont la diversité est maintenant mieux connue que le nombre. Enfin, pour esquisser une théorie de la bataille, la documentation sur laquelle il s'appuie, à savoir huit batailles de plaine connues pour le quatrième siècle avec plus ou moins de détails par les récits des historiens, est suffisante. On en dira à peu près la même chose à propos des sièges, qui ont l'avantage, avec les commentaires d'Ammien Marcellin, de nous faire connaître des détails de l'architecture des villes concernées, les progrès de l'artillerie et, finalement, la poliorcétique (aussi par Végèce).

Trois chapitres (10 à 12) enchaînent les questions de stratégie. Ils sont structurés de la façon suivante: le premier envisage la conception d'ensemble pour autant qu'il en ait une, avec la présentation du débat historique, les questions de vocabulaire, les principes stratégiques et les réalités matérielles. Le second chapitre est dédié à l'Europe, soit aux territoires du nord-ouest et à ceux du Danube. Dans le troisième, enfin, il est question de l'Orient, de l'Afrique et de l'Espagne.

Le Bohec résume parfaitement bien la querelle historique, dans son ensemble, qui a été portée sur les fonts baptismaux par Theodor Mommsen, puis relancée de manière très contemporaine par Edward Nicolae Luttwak. Il faut en dégager les trois éléments principaux. Il faut d'abord admettre que l'Antiquité n'a pas pu connaître, autrement que de manière empirique, la notion de stratégie ou qu'elle ne pouvait l'appliquer que de manière conjoncturelle. Il y a bien une division de l'armée qui s'est faite entre *comitatus* et *limitanei*, mais cette division peut-elle être acceptée comme une opposition entre une armée mobile et une armée sédentaire? Il y a bien eu, et beaucoup d'érudits sont au moins d'accord sur cette dernière idée, une défense du territoire en profondeur qui n'existait pas au Haut-Empire. L'erreur principale a été que l'on a rapproché souvent cette notion de la défense en profondeur de l'existence de deux armées de statut différent.

Le Bohec propose une solution à ce dilemme. La question n'est pas réellement de faire la différence entre une armée mobile et sédentaire, toutes les armées pouvant être mobiles par nature, et si elles ne le sont pas, c'est parce qu'elles ne sont pas appelées sur un théâtre d'opération. En fait, il nie l'existence du *comitatus* en termes d'organisation militaire: on ne voit nulle part que les *comitatenses* aient formé une armée (p. 143) et d'après Jean-Michel Carrié et Sylvain Janniard, aucun argument ne permet de dire que les unités dites *comitatenses* étaient une garde élargie de l'empereur. Comment, enfin, expliquer que certaines troupes station-

nées sur la frontière aient été appelées par ce nom? Dans cette perspective, Le Bohec propose d'y voir un terme honorifique dont certains corps de troupes auraient bénéficié. Automatiquement, les *comitatenses* ne seraient plus des unités cantonnées près de la cour impériale ou des unités faisant partie d'une armée de mouvement. L'argument utilisé dans le même sens à propos des pseudo-*comitatenses* emporte naturellement moins la conviction: des unités méritantes, mais qui ne l'avaient pas été suffisamment pour être pleinement (récompensées comme) *comitatenses*. En finale, l'auteur préfère insister sur l'existence de trois grandes armées réparties dans les secteurs frontaliers les plus menacés.

Reste la question de la défense en profondeur, qui peut être dissociée du problème précédent. Quels que soient les occupants des fortifications concernées, la théorie repose sur des éléments matériels et ne doit pas être arrimée au schéma précédent. Encore faudra-t-il y ajouter des approches chronologiques plus nuancées. Le fait n'est pas acquis une fois pour toutes. Les tours de garde et les *burgi*, le long des routes, n'occupent pas tout l'espace chronologique du Bas-Empire et les fortifications de hauteur, dispersées dans la campagne, à condition qu'ils ne s'agissent pas d'habitats perchés, sont souvent plus tardives.

Le chapitre 13 met en relation l'armée et la politique, les soldats et l'économie, les soldats et les religions. L'armée est un acteur essentiel dans le domaine de la politique comme elle l'était déjà au troisième siècle. Par contre le pouvoir d'achat des militaires n'est plus comparable à ce qui se passait précédemment, le rôle économique de l'armée est en diminution. Il est vrai que l'on y connaît des problèmes de trésorerie et la situation de l'armée de frontière, au cinquième siècle, mériterait d'être examinée de ce point de vue, notamment après l'arrêt des frappes monétaires en Occident. La composition très barbare de l'armée de la fin du quatrième siècle ne facilite pas, quant elle, l'uniformisation des croyances religieuses. Le siècle connaît des situations mixtes ou évolutives; une vue générale sur ces questions est donnée par l'auteur.

L'ouvrage est accompagné de quelques illustrations bien utiles. Les cartes sont suffisamment nombreuses, peut-être à l'inverse des plans d'architecture assez peu représentatifs de la diversité qui caractérise le Bas-Empire dans ce domaine. Pour les cartes, toutefois, on regrettera leur mauvais graphisme, surtout pour la carte d'ensemble (fig. 1) qui aurait mérité d'être spécialement redessinée pour cet ouvrage et, dans le même temps, on voit que beaucoup de cartes régionales utilisées sont très anciennes (1976 ou 1983).

L'existence même d'un manuel comme celui-ci s'imposait; il est facile à consulter et il rassemble toutes les problématiques liées à l'histoire de l'armée au quatrième siècle. Cette vue de synthèse de Le Bohec correspond à un outil de travail de grande envergure.

Axel von Saldern, *Antikes Glas*. Handbuch der Archäologie. C. H. Beck, München 2004. xxv and 708 pages with 73 figures, 64 plates with 406 figures.

Over the last sixty years the study of ancient glass has progressed from strength to strength, and the articles in numerous specialist and non-specialist publications testify to the rapidity of progress and change within the discipline. But what had so far been lacking was an up to date handbook for the specialist that summarized the state of research and guided the reader to the necessary additional literature to aid in his or her own research. It had, however, become something of a truism, that the field had now progressed well beyond what one expert could encompass alone. Axel von Saldern, former curator at the Corning Museum of Glass and the Brooklyn Museum, associate director of the Kunstmuseum Düsseldorf and director of the Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg, is probably one of the few doyens of the field who could attempt an overview of two thousand years of glass production with any hope of success. That the editor Beck was able to recruit him to write this volume is thus an immense achievement that will be of lasting benefit to the field.

Yet even at over seven hundred pages this work has had to make economies, and it is probably best to state from the beginning what this book is not for: of necessity, certain areas of study will find themselves underrepresented. Glass technology and studies of glass working sites do receive short summaries, but substantial help is offered in references to relevant descriptions and other important articles elsewhere. Other areas are less fortunate, however. Saldern interprets his topic 'Antikes Glas' to stand for material from the origins of glass making to the end of the classic age, that is the fourth and fifth centuries in the west and the sixth in the East. Roman period glass objects, Merovingian and Sassanid glass and non-Roman glass production north of the Alps (especially glass objects) get very little mention, with the exception of Celtic pre-Roman glass jewellery (pp. 90–93). Instead of approaching the subject as a jack of all trades, Saldern thus displays himself for what he is: the master of Mediterranean vessel glass and by focusing on these Mediterranean vessel glass traditions he produces a book that will be an asset for years to come to workers in these fields.

The introducing chapters present an overview of the current state of research on pre-Roman glass production, covering its beginnings in the Near East and Egypt, through the glass inlays of the first millennium BC, to the core-formed vessels and the numerous glass working centres of the sixth to first centuries BC. The largest part of the book is then dedicated to Roman vessel glass, with detailed studies taking in all of the major luxury vessel groups, which display Saldern's expertise to the full. This typological section concludes with a brief overview of the undecorated, non-luxury types and a number of unusual vessels. On pages 528–623 he reviews the various regional schools of glass production

in the Roman Empire, discussing the extent of their likely local production and the characteristics of an area's glass typologies. This section also includes listings of important sites in each area which are well worth consulting and pointers to some of the extant problems.

In the appendices, a number of much shorter chapters deal with other overarching aspects of glass research, including the brief introductions to glass technology as well as production and working sites, already mentioned, questions of transport, the likely contents of vessels, the chances of survival over considerable time periods, as well as repairs and then concludes with a short section on fakes and reproductions. The book concludes with a thematic bibliography naming the most important works for each fields, as well as listings of the literature cited and provides a separate, but very welcome, list of the unpublished MA and Ph. D. theses that are crucial to the study of glass at present.

The reviewer is well aware that it is not usually the role of a handbook to be read cover to cover, but having done so, she was consistently held captive by the excellent style and clarity of Saldern's text and the substantial amount of editorial work that must have gone into the production of the book. If there is one fly in the ointment, it is that Beck despite its beautiful production, was unable to produce at least a selection of the more than four hundred photographs of glass vessels and objects in colour, as in the case of the Shrines (plates 85 and 86), or at a slightly larger scale, as in the case of the Kantharos Dish (plate 363), to bring out what makes these objects so noteworthy. Nevertheless, the photos are of high quality and usually make their points well.

As for the likely target readership, like its predecessor, Kisa's *Das Glas im Altertum*, it is directed at connoisseurs of the material. But more realistically, given its high, if well justified price, it is likely to become a much consulted work on the shelves – or more often the desks – of specialists in Mediterranean glass, especially those working with complete vessels in museums and other collections. Having used it during the production of several settlement site glass reports over the last few months, it has become a kind of firm friend to the reviewer when dealing with luxury glass, albeit it has proved less useful when dealing with more common every day wares, such as plain bowls, drinking vessels and the ubiquitous containers. Saldern is well aware of this and points readers to publications of large assemblages of such material. For example, to name but a few (p.474–479), he cites the Colchester report by Hilary E. M. Cool and Jennifer Price for Britain and Beat Ruetti's report on Augst and Kaiseraugst, for Germany. Moreover researchers would also be well advised to consult Saldern's regional chapters, which cover these undecorated vessels in greater detail than the typological overview. Having tested it as a textbook, the reviewer would, however, have to report that the handbook is of only limited use to an absolute beginner in the field. Students that I pointed towards the book – even those to whom the German language was not an issue –

found that it assumes already a substantial amount of prior knowledge of the basics of glass studies. It thus does not help the newcomer to identify and separate different material and in this it differs markedly from, for example, J. Price / S. Cottam, *Romano-British Glass Vessels. A Handbook* (York 1998), which addresses a market with less expertise. But then such a Handbuch is traditionally meant as a rapid reference work for the initiate, and not a beginners' introduction.

Writing a handbook in a field that receives as much attention as glass studies do at present, inevitably raises the question of how the work will hold up over time. Predictions are hard to make in this area, but the overviews of the literature on the relevant vessel type which precedes every entry provide a good idea of whether the type in question has been understood and recognized for some time, or whether the material is currently undergoing re-assessment.

The section that is likely to become obsolete quickest is the overview of regional schools. Some, such as Britain and the Rhineland, are well studied and their characters can be deemed to be well understood, but others are of such a large scale, for example the Danube provinces, by comparison to other such landscapes, such as Southern and Central Italy, that it seems unlikely that further research will not have established smaller but better defined landscapes, like Greece, within them in ten or twenty years time. Yet, even here, Saldern has offered us a basis to work from in the considerable work to come, and we owe him a huge debt of gratitude.

Saldern dedicates the handbook to Donald Harden, as a person who moved glass studies forward like few others. In summarising Harden's work and that of many others working in the field (including himself), Axel von Saldern has set up an imposing monument to twentieth century glass studies. It is to be hoped that it will be well used and that it will soon be translated into English to make it available to a more international market.

Liverpool

Birgitta Hoffmann

Ruth Bielfeldt, *Orestes auf römischen Sarkophagen. Der Außenseiter wird Leitbild*. Dietrich Reimer Verlag, Berlin 2005. 363 pages, 32 planches, 91 figures.

Cette publication procède de la version remaniée d'une dissertation soutenue dans l'hiver 2000/2001 à l'Université de Munich. L'auteur y traite d'un mythe qui n'a pas suffisamment retenu l'attention des archéologues travaillant sur l'art sépulcral romain. Cinq grandes parties portent respectivement sur le double assassinat d'Egisthe et Clytemnestre (I), Iphigénie en Tauride (II), les valeurs romaines dans ce dernier cycle (III), la romanisation du héros criminel, entre sa piété envers Apol-

lon et le «*furor*» des Erinyes (IV), Oreste au tombeau face à l'ombre de son père dans le cadre de l'hypogée du Viminal (V).

L'introduction concerne l'actualité et l'actualisation du mythe. Les théories modernes sur les mythes ne nous aident guère, en fait, à saisir la notion qu'en avaient les Anciens. Leur interprétation sur les sarcophages en relation avec la vie humaine reste un sujet de discussion. Mais une figure comme celle d'Oreste n'a pas non plus a priori un prestige impeccable, même dans l'imaginaire gréco-romain. On ne voit guère apparemment tel défunt susceptible de s'identifier avec un matricide exposé aux Furies. Le symbolisme funéraire, si cher à Franz Cumont, n'offre pas les moyens de résoudre l'énigme. A cet égard aussi, la rhétorique des «*consolations*» ou des «*laudationes*» qu'occasionnaient les funérailles n'est pas plus éclairante que les considérations récentes sur l'imagerie sépulcrale comme expression du sentiment chez les survivants endeuillés.

Bielfeldt veut donc revoir cette iconographie d'Oreste, afin de cerner strictement son originalité, ses novations (par rapport aux images antérieures attestées), le choix des motifs, les emprunts possibles à d'autres contextes et leur intégration au thème, l'accent mis sur les points intéressant les Romains de l'époque antonine. La littérature du temps relative à Oreste devrait alors permettre de vérifier si son code moral correspond à celui des sarcophages (tel du moins que l'auteur croit pouvoir le cerner).

La découverte de l'Orestie dans cette sculpture funéraire a intéressé les artistes et les antiquisants du seizième au dix-huitième siècle. Mais la Tombe de la Méduse au Viminal fit découvrir en 1839 un exemplaire assez exceptionnel, celui du Museo Gregoriano Profano (ex-Latran), au Musée du Vatican. Il offrait l'intérêt majeur d'être en place avec deux autres sarcophages. L'auteur en a traité en s'intéressant au regard du visiteur antique: Mitt. DAI Rom 110, 2003, 117 ss. Cette révélation a suscité la controverse et divisé les exégètes, en particulier sur l'ordre de lecture (de gauche à droite ou inversement). En vérité, on a tenu longtemps à vouloir reconnaître sur les sarcophages ou ailleurs la lettre même de la tradition littéraire, faute de quoi – plus récemment – on recourait à la médiation conjecturale d'archétypes figurés plus ou moins mal adaptés par les marbriers romains qui, au deuxième siècle ap. J.-C., finirent par œuvrer pour une production de «*masse*» (toutes proportions gardées). En réalité, les sarcophages, loin de transcrire les Choéphores d'Eschyle ou les Electre de Sophocle et d'Euripide, voire les versions des tragiques latins (dont nous ne savons presque rien), nous livrent une nouvelle, inédite Orestie qui se distingue aussi de l'iconographie d'époque hellénistique. Celle des sarcophages est toujours plus complexe; c'est le cas de l'art romain en général, où s'agglomèrent souvent tant d'éléments disparates. Curieusement, l'auteur compare leur déchiffrement (p. 58) au traitement culinaire d'un oignon dont on détache avec soin les lamelles une à une avant d'arriver au coeur, pour y trouver le sens

profond du »bulbe«: ambitieux dessein, qui prête généreusement un génie singulier aux artisans de l'Urbs, car il faut bien constater à l'occasion qu'ils commettaient des confusions et des erreurs sur leurs cartons graphiques. Mais, certes, l'exemplaire trouvé au Viminal n'a rien d'ordinaire: il sort d'un atelier ayant de bons sculpteurs étrangers aux poncifs du travail en série.

Quoi qu'il en soit, l'auteur nous montre pertinemment, pour commencer, que l'image d'Oreste quittant Delphes (trépied pythique) n'a pas d'équivalent dans l'art grec illustrant le théâtre d'Eschyle. En revanche, le profil du héros s'apparente à celui de Diomède. Oreste a la caution d'Apollon et une Erinye dort à ses pieds. Heinrich Brunn avait justement discerné, dès 1844, que le mouvement du relief sur le sarcophage du Viminal oriente l'oeil de droite à gauche et que le dieu delphique est censé exhorter Oreste à la vengeance. Dans la céramique grecque, c'est la mort d'Egisthe qui a du succès: celle de Clytemnestre n'apparaît qu'une fois, sur une amphore de Malibu. Le double meurtre s'impose sur les urnes étrusques, où un génie ailé les sépare. Sur un exemplaire de Volterra (p. 105), le tueur d'Egisthe s'appelle »Puluctre« (Polyktor). Est-ce une raison pour croire que, sur les sarcophages, c'est Pylade qui exécute l'usurpateur (p. 92–94)? Sur le fragment de Klein-Glienicke (pl. 14, 1), une colonne s'élève entre les deux mises à mort. Sur les exemplaires du Viminal, de Madrid, de Cleveland et dans la Galerie des Candélabres du Vatican, les personnages tuant Egisthe et Clytemnestre ont la tête orientée différemment, ce qui souvent implique un changement de scène. La duplication d'un même acteur dans le relief romain à cycle continu n'a rien d'insolite. En tout état de cause, Oreste incarne l'héroïsme d'un redresseur de torts voué au matricide.

Sur le sarcophage de Saint-Pétersbourg (p. 119 ss.), il arrache brutalement Egisthe de son trône, suivant un schème de la céramique attique. A droite, la mort de Clytemnestre s'apparente à l'image qu'en donnent les urnes étrusques. Son attitude ferait penser à Polyxène. Mais le genou appuyé sur le corps de la reine nous rappelle Héraclès maîtrisant la biche, voire (à mon sens) la Nikè bouthutousa de l'Acropole ou Mithra terrassant le taureau. Clytemnestre apparaît donc alors comme la victime d'un sacrifice, pour ainsi dire. Le rôle des Furies (p. 128 ss.) soulève des questions. Je ne suis pas sûr qu'on doive opposer à l'exemplaire de l'Ermitage celui du Viminal et d'autres analogues: l'Erinye à la torche ou au serpent y double Oreste qui brandit le glaive, et elle paraît bien l'encourager, elle aussi, au meurtre. Mais les Furies »vaincues par le sommeil« (Eschyle, Euménides 68), ce que déplore Clytemnestre (ibid. 94), font problème en raison de la double hache qu'on leur voit tenir. C'est aussi l'attribut de l'Amazone assoupie ou de la nation vaincue et captive dans l'art romain: une force condamnée à l'impuissance, comme les Euménides que neutralise Apollon (p. 148).

L'entrevue de Pylade et d'Oreste avec l'ombre du père est (semble-t-il) une »Neuschöpfung« des sarcophages (p. 158). Aucun texte connu n'en fait état, sauf

qu'Agamemnon apparaît en songe aux jeunes gens, pour les inciter au meurtre, dans l'Orestis tragoedia de Dracontius, de la fin du cinquième siècle, lequel n'a probablement rien inventé. La scène représentée sur l'exemplaire du Viminal, à gauche, signifierait la reconnaissance par le mort d'un acte de pietas. »Mission accomplie«, semble dire Oreste. Quant à la main droite levée de Pylade, elle me rappelle le geste du général vainqueur à ses troupes sur le sarcophage Ludovisi ou celui des chasseurs saluant le moment où le défunt héroïsé va embrocher un fauve, lion ou sanglier. C'est le signe du succès. Mais sur le »pasticcio« de la Villa Albani (pl. 17, 1), l'ombre voilée est celle d'une femme: Clytemnestre, comme dans le prologue des Euménides? On ne sait rien, au vrai, de ce relief à droite, et l'identité de cette défunte surgie du tombeau relève de la pure spéculation. Finalement, l'odieux du matricide serait relativisé au profit de l'hommage rendu au père plutôt que de l'oracle delphique, comme dans la trilogie d'Eschyle.

Les illustrations du cycle »taurique« mettent également en évidence la pietas en même temps que la virtus. Sur le sarcophage de Munich, où les actions se juxtaposent plus distinctement, quoique sans un ordre rigoureusement chronologique, le sanctuaire d'Artémis a le style et l'ambiance des reliefs pittoresques. Mais, avec ses têtes coupées de victimes humaines, ce paysage sacré a des connotations menaçantes: ambivalence qui n'est pas sans évoquer l'esprit hadrienien du mythe d'Actéon sur le sarcophage à encarpes du Louvre, tout autant que cette Iphigénie armée d'un glaive, mais aimablement comparable à Vénus, fait songer à la Diane accroupie traitée comme l'Aphrodite de Doidalsès sur ce même exemplaire Borghèse. L'héroïne change d'aspect dans la suite du drame, qui contraste avec l'apparence idyllique de la première scène: on y voit Pylade (?) combattre les gardes du roi Thoas, qui portent le costume des soldats parthes, tandis qu'Iphigénie s'embarque avec l'idole. L'affrontement armé n'a pas d'antécédent iconographique. On songe aux premiers sarcophages à scènes de batailles, mais ils n'apparaissent qu'ultérieurement dans la production funéraire. L'auteur note qu'à l'extrême droite l'homme qui entraîne Iphigénie (p. 191, fig. 69) a une tête »trajanienne«. Mais le traitement du personnage est-il assurément antique? Je comprends mal, en tout cas, que Bielfeldt veuille assimiler cet embarquement à celui du dernier voyage que pilote le nocher Charon (p. 194–195).

Les deux exemplaires de Weimar acquis après la mort de Goethe, mais en raison même de son Iphigénie en Tauride, ont droit à une analyse détaillée. L'un d'eux nous montre successivement l'épisode de la lettre, la reconnaissance des deux enfants d'Agamemnon devant l'idole d'Artémis et la fuite en bateau. Sur l'autre (comme sur le sarcophage de Berlin) on voit Oreste prostré au milieu de la frise devant un Thoas cuirassé à la romaine, cependant qu'à droite le roi fait comparaître les étrangers, tout comme un général dans une scène de soumission ou comme Achille recevant Priam: situation que

l'auteur croit empreinte d'ironie, compte tenu des rôles inversés, le Barbare occupant la place du Romain vainqueur. Je doute que les contemporains des deux sarcophages y aient été sensibles. D'ailleurs en l'occurrence, les prisonniers ne ploient point le genou et n'ont rien de vaincus à proprement parler. L'histoire n'aboutit pas au sauvetage des héros, comme en d'autres séquences. S'y exaltent surtout l'amitié, l'affection fraternelle, la piété: valeurs auxquelles peut s'ajouter la vaillance dans l'affrontement final sur l'exemplaire de Munich.

Précisément, un gros chapitre est consacré à ces vertus romaines. Le rapt de l'Artémis taurique – confondue avec le Palladium dans une peinture de la Villa San Marco à Stabies (les légendes des fig. 78 et 79, p. 244, sont à intervertir), sur une fresque pompéienne et une gemme de Florence – illustre l'attachement de la «pia virgo» (Ov. Pont. 3, 28) à la déesse, tout en nous renvoyant, quoique très indirectement, au salut de Rome par ce pignus imperii. Oreste passait pour avoir apporté la Diane scythique à Aricie, et les restes du héros comptaient – avec le Palladium – au nombre des sept «gages de l'empire». Mais, sur les sarcophages, je ne détecte pas la moindre allusion à l'idole troyenne de Pallas. A noter que sur les deniers alexandrins de Julia Domna (RIC IV 1, 174 no. 612 A), c'est une Vesta assise à gauche qui tient le Palladium, et non pas Pietas, malgré la légende (p. 250). Les monnaies de Trajan, d'Hadrien et d'Antonin le Pieux représentaient déjà ainsi la déesse gardienne du foyer romain.

Le cycle d'Iphigénie occupe le couvercle de l'exemplaire issu de la Tombe de la Méduse. Dans cette frise, le sanctuaire figure à gauche; sur la cuve, le trépied delphique à droite: axe des lieux sacrés inverse de celui qui nous montre l'ombre d'Agamemnon à gauche sur la cuve, Iphigénie voilée à droite sur le couvercle. Ce «chiasme» autorise-t-il à croire que la vierge vogue en mer, comme un mort sur le Styx? J'hésite à m'engager sur ce terrain scabreux que mine une tentation structuraliste.

Quelle image avait Oreste dans la littérature romaine? C'était un sujet de déclamation pour l'entraînement des jeunes rhéteurs à la défense des causes difficiles. Significative surtout me paraît l'expression de Juvénal, qui allait au théâtre: «ille deis auctoribus ultor / patris erat caesi media inter pocula» (Iuv. 8, 216–217). Oreste a tué «à l'instigation des dieux», pour obéir à l'oracle d'Apollon. Cicéron, qui cite son cas (Pis. 47), dit bien que «les dieux font terrifier les criminels par les torches des Furies» (ibid. 46). Mais on a l'impression qu'au temps des sarcophages Oreste a la grandeur tragique d'un justicier victime du destin.

J'ai peine à reconnaître sur l'exemplaire du Viminal ces valeurs proprement familiales que violent les ravages de l'amour-passion dans le cas de Clytemnestre, brisant la fides de l'union conjugale qui les sous-tend au regard des Romains (à en juger, du moins, par les nombreux sarcophages à dextrarum iunctio). Je ne suis pas convaincu non plus qu'on doit déchiffrer dans les trois cuves de la Tombe de la Méduse la même cohérence que

celle dont l'auteur prétend nous persuader. Le grand sarcophage à encarpes qu'apercevait d'emblée le visiteur antique (fig. 87) nous montre des Gorgones qui, outre leur fonction principalement apotropaïque, évoquaient l'au-delà (Hes. theog. 274–275; Aischyl. Prom. 799; Phot. 250; 444 a), tout comme les Griffons (Aischyl. Prom. 804) des petits côtés. Le Satyre et les putti, qui soutiennent les guirlandes, nous réfèrent à un monde d'ivresse bienheureuse, tandis que les enfants et un Amour s'ébattant sur ou avec divers animaux dans une course folle, au front du couvercle, n'ont rien qui nous renvoie aux vertus gentilles, même si l'on comparait la vie à une compétition. Un couvercle de S. Callisto (ASR V 2, 3, 90 n.°119 pl. 53) reproduit une séquence analogue, mais avec uniquement des chevaux. La variété folâtre des montures sur le couvercle du Viminal a une tonalité plutôt enjouée, qui va de pair avec l'atmosphère dionysiaque de la cuve. Seuls les encarpes mêmes pourraient nous rappeler l'hommage saisonnier des produits de l'année aux morts de la famille, un acte de piété sans connotation morale à proprement parler.

Quant aux deux autres cuves, les mythes qu'elles nous rééditent à leur manière concernent des trépas envoyés par les dieux châtiant l'hybris humaine (Niobides) ou inspirés par les dieux (Oreste), afin de venger l'infidélité meurtrière: «deis auctoribus», pour reprendre les mots de Juvénal.

Il faut assurément réagir contre le parti pris qu'on eut jadis de vouloir à tout prix faire coïncider l'image avec un texte. Plus récemment, on eut aussi le tort de privilégier une «Quellenforschung» orientée quasi exclusivement sur l'art grec classique ou hellénistique, au lieu de repenser les sarcophages dans leur environnement romain et de les comprendre en leur temps: mais comment? L'exégèse «structuraliste» des images n'est pas sans faire trop belle la part des visions arbitraires. En réalité, il s'agit d'analyser la composition des bas-reliefs en tenant compte des moindres variations d'une décennie à l'autre dans l'évolution du style et de la «mise en scène». Une explication d'Oreste sur les sarcophages ne va pas sans une étude attentive de la facture et de l'art perceptibles sur ces monuments durant moins d'un demi-siècle. Ce qui n'est pas fait. Or la façon dont on traite un sujet peut être signifiante.

D'autre part, les marbriers (ou les responsables des cartons qu'ils devaient avoir sous les yeux) n'étaient vraisemblablement pas influencés par le texte des tragédies classiques à l'époque antonine. Du théâtre grec, on ne savait alors que les adaptations jouées sur les tréteaux romains, versions plus ou moins simplifiées pour un public sensible à la chair et au sang. Les marbriers eux-mêmes devaient en avoir la mémoire toute fraîche. Certes, de ce théâtre romain réinterprétant les drames grecs nous ne sommes guère informés – en dehors d'allusions éparses et de certaines fresques pompéiennes – que par ce que nous en disent Lucien dans son *De saltatione* ou Apulée dans ses *Métamorphoses* (10, 29–34). Mais ce théâtre populaire faisait plus d'effet sur les gens que la lecture d'Eschyle, Sophocle ou Euripide. Une grande

part, je crois, de l'imagerie sépulcrale romaine transcrit les impressions directes ou indirectes de ces pantomimes à grand spectacle. C'est, par exemple, le cas des sarcophages illustrant les amours de Vénus et de Mars surpris par les Olympiens: voir Lucien *De saltatione* 63 (II p.162, 11–17 Jacobitz). La marque du théâtre se vérifie dans la composition des faces antérieures. Je n'ai pas lieu d'y revenir ici. Mais beaucoup de panneaux a priori confus ou déconcertants peuvent s'expliquer en relation avec un modèle scénique, aussi prégnant qu'aujourd'hui les séries télévisuelles.

Les aventures d'Oreste, τὰ περὶ τὸν Ὀρέστην δράματα (Lukian. *Salt.* 46, *ibid.* p.159, 13–14 J.) avaient leur place dans ces représentations, et le même Lucien (*Dom.* 23, *ibid.* III p.191, 4–5 J.) qualifie bien son drame de δικαιοτάτων: ce qui correspond, en somme, à la justification du héros. Mais cette «justice» s'exerce, on l'a vu, à l'instigation des dieux et donc en fonction du destin. Marc Aurèle (II, 6, 1–2) écrit que les tragédies rappellent les événements de la vie avec l'idée «qu'ils doivent arriver ainsi naturellement». Ces drames «font voir que c'est ainsi qu'ils doivent s'accomplir». L'empereur songeait au théâtre classique, sans ignorer qu'il inspirait celui de ses contemporains. Comme tous les stoïciens et beaucoup de Romains, il croyait au fatum.

Un précieux catalogue du matériel trait complète cette riche et stimulante monographie, bien et abondamment illustrée, qui ne manquera pas d'inciter ses lecteurs à redécouvrir et à reconsidérer la documentation figurée.

Paris

Robert Turcan

Carola Reinsberg, *Die Sarkophage mit Darstellungen aus dem Menschenleben. Vita Romana. Die antiken Sarkophagreliefs I*3. Gebr. Mann Verlag, Berlin 2006. 273 pages, 1 figure dans le texte, 128 planches.

Au moment où certains s'interrogent sur l'utilité de poursuivre l'édition des grands corpus de référence dans le domaine de la sculpture antique – notamment celui des sarcophages –, la parution de ce livre vient fort à propos rappeler avec éclat, si besoin en était, le rôle fondamental que ces ouvrages jouent dans le développement de la réflexion sur l'art romain, et la nécessité impérieuse de conduire à leur terme des entreprises certes complexes, mais dont les chercheurs ne cessent de mesurer la qualité et le caractère fructueux.

C'est un volume important à plus d'un titre dans la série du corpus des sarcophages romains que Carola Reinsberg publie ici, sous l'égide de l'Institut archéologique allemand. Elle rappelle elle-même très justement dans son introduction la place que les images de la vie humaine tiennent dans l'étude de ces monuments: du point de vue de leur contenu, puisqu'elles s'attachent à illustrer des moments bien particuliers de la vie de dé-

funts qui tiennent pour beaucoup d'entre eux une place importante dans la société, et qu'elles portent donc une signification forte; mais aussi d'un point de vue historiographique, puisque ce sont les travaux fondamentaux que Gerhard Rodenwaldt leur a consacrés qui ont largement contribué à façonner la vision que nous avons aujourd'hui encore de ce domaine spécifique de l'art romain.

Soulignons d'emblée la qualité matérielle du volume, qui ne surprend pas (elle est conforme à celle que l'on trouve dans l'ensemble de cette série), mais qui est ici particulièrement évidente dans le soin apporté à l'illustration: 672 figures d'excellente qualité, qui permettent au lecteur de prolonger l'analyse de chaque œuvre, un certain nombre étant regroupées en de très utiles planches comparatives de têtes, notamment, ou de schémas iconographiques particuliers. Le texte est réparti entre une copieuse synthèse de plus de cent soixante pages, méthodique et très fouillée, et un catalogue de 169 œuvres, complètes ou fragmentaires. Deux index complètent le livre, mais aussi deux tableaux très bienvenus: le premier répartit tous les sarcophages étudiés en fonction des associations iconographiques; le second est un récapitulatif chronologique en fonction des thèmes.

Du catalogue lui-même, il y a peu à dire, sinon pour insister sur sa qualité. La formule s'est évidemment rodée au fil des volumes, mais elle trouve ici un excellent équilibre, insistant il est vrai avant tout sur la description. Celle-ci est toujours un exercice délicat, puisqu'elle doit à la fois être complète, c'est-à-dire signaler tous les éléments significatifs, et lisible, c'est-à-dire éviter d'être fastidieuse par l'accumulation de détails que le lecteur peut parfaitement reconnaître lui-même sur les illustrations. Elle est ici précise et concise, caractérisant clairement chaque relief. Quant au commentaire, il doit lui aussi concilier des exigences contradictoires: rester dans des limites raisonnables pour éviter de transformer chaque notice en une sorte de publication nouvelle du relief, mais aussi pour ne pas trop oblitérer la description, tout en manifestant au lecteur les données sur des points essentiels comme la chronologie ou la facture. Dans la plupart des volumes du corpus, par choix délibéré sans doute, le commentaire est réduit à sa plus simple expression, sinon absent. Reinsberg s'est inscrite dans cette tradition, et pour la plupart des sarcophages seule une brève indication chronologique est donnée (par exemple pour une pièce aussi importante que le sarcophage de St-Laurent-hors-les-murs, no. 113); on le regrettera peut-être en voyant comment elle a su, dans quelques cas, pour des fragments souvent modestes par leur ampleur, fournir des indications brèves, mais significatives: ainsi pour le no. 107, pour lequel les mesures, le style et l'iconographie sont en quelques mots caractérisés de manière parfaite. Il convient évidemment d'éviter des répétitions avec la première partie, mais pour un lecteur qui, épisodiquement, doit se référer à l'un de ces sarcophages, il serait sans doute précieux de disposer d'une notice qui lui fournisse les éléments essentiels.

La série est relativement nombreuse, sans être totalement homogène, puisque les différents schémas iconographiques qui composent ces reliefs ne se combinent pas toujours de la même manière, comme l'a bien fait observer l'auteur, et qu'on peut distinguer des assemblages sensiblement différents les uns des autres: il suffit de placer côte à côte le sarcophage de l'annone (no. 82), celui d'Acilia (no. 88), celui de Mantoue (no. 33) et celui du Vatican (Cortile du Belvédère, no. 152), sans parler, bien évidemment des sarcophages à strigiles et de ceux à décor architectural, qui reprennent des groupes de personnages empruntés aux exemplaires à frise continue. Mais il est revenu à l'auteur d'avoir parfaitement ordonné cette masse de documents.

Nombreuse, cette série réunit également plusieurs pièces de grande importance, qui constituent autant de jalons dans l'histoire de l'art romain: celui d'Acilia, déjà mentionné, celui dit des deux frères, à Naples, le sarcophage de Balbin, pour en citer quelques-uns, tirent leur importance à la fois de leur valeur plastique, souvent remarquable, des symboles qu'ils portent et des personnages qu'ils concernent. On aurait pu d'ailleurs penser que cet ensemble rassemblé sous l'appellation de »Vita romana«, en raison même des images qu'il offre et de la qualité de plusieurs des défunts qu'il abrite, ne trouverait sa source que dans les ateliers de Rome. Curieusement, ce n'est pas tout à fait le cas, comme le prouve un sarcophage de Palerme (no. 66), très tardif il est vrai (360–380), très marqué dans son traitement: l'artisan, tout en reprenant des modèles de l'Urbs, manifeste qu'il ne possède guère d'expérience dans le domaine de la sculpture. Il s'agit sur le plan iconographique d'une intéressante combinaison que l'on rapprochera, avec Reinsberg, du sarcophage de Liverpool (no. 25). A Palerme, le couple d'époux est placé dans un contexte »intellectuel« qui combine Muses et Philosophes: la musique à l'épouse, la philosophie au mari. Mais quelques autres exemples montrent bien qu'il s'est parfois produit des »dérapages«, des usurpations d'images, dans le cas notamment de Gaius Statius Celsus, judicieusement analysé par l'auteur (p. 154): ce »scriba«, modeste magistrat de la province d'Africa, reprend à son compte un schéma iconographique réservé à de plus hauts personnages. Il y a là un intéressant sujet de réflexion sur l'accès aux images et sur leur valeur dans le monde romain.

L'introduction du volume, relativement brève, a une double orientation: historiographique, comme nous l'avons signalé plus haut, s'attachant à rappeler les étapes de la réflexion sur ces monuments, mais aussi thématique: il s'agit en effet de définir ce que l'on doit entendre par la »vita romana«: les sarcophages traités par l'auteur étaient autrefois regroupés pour la plupart sous le terme de »Hochzeitsarkophage«, soulignant ainsi que les images liées au mariage faisaient l'unité de la série, qu'elles constituent un thème central ou secondaire des reliefs et que le couple manifeste son union dans une scène de *dextrarum iunctio* ou que l'époux et l'épouse soient répartis sur deux images, comme cela se rencon-

tre sur plusieurs sarcophages à strigiles. Reinsberg fait bien apparaître que, davantage encore que le mariage, c'est la caractérisation du défunt comme citoyen qui est le point central de ces monuments. Il s'agit donc d'une série qui est liée, bien plus que d'autres, à une élite sociale, et qui paraît limitée à Rome; nous avons vu cependant qu'on rencontre des exceptions. C'est à partir de ces deux constatations que l'auteur a organisé le matériel à sa disposition, en distinguant trois sections: un premier groupe sur lequel apparaissent à la fois des scènes liées au mariage et d'autres dans lesquelles le défunt apparaît en chef militaire (»Feldherrn/Hochzeits-Sarkophage«); un deuxième groupe dans lequel le couple est représenté au moment du mariage ou dans une scène de sacrifice (»Hochzeits/Opfer-Sarkophage«), un troisième enfin dans lequel sont représentés le cortège d'un magistrat et une femme en orante (»Magistrat-Orans-Sarkophage«). Ce dernier groupe, auquel Rodenwaldt avait consacré des pages capitales, compte quelques pièces de grande importance (sarcophage »des deux frères«, d'Acilia et du musée Torlonia); c'est aussi le plus complexe, dans la mesure où l'unité thématique apparaît moins aisément: Reinsberg consacre donc deux développements à définir quels magistrats sont ici représentés et à justifier la cohérence de la série (p. 129–131).

Le deuxième groupe est celui qui apparaît le plus tôt, autour du milieu du deuxième siècle, pour disparaître une cinquantaine d'années plus tard: l'attestation la plus récente en est un fragment de couvercle de la villa Albani, datable des alentours de 200 (no. 124). Les sarcophages représentant des officiers sont à peine moins précoces: dès les années 160, la thématique est bien établie, et elle se prolonge de manière assez régulière jusqu'à la fin du quatrième siècle: c'est un sarcophage d'Arles (no. 3) analogue à un exemplaire plus ancien de Tipasa par la structure de sa face principale, qui est le plus tardif. Il est bien connu puisque ses deux faces latérales présentent des images chrétiennes; mais on note à son propos que le côté militaire de l'iconographie est plutôt discret, et ne tient en fait qu'au costume du défunt (tunique et chlamyde) dans l'une des scènes.

Quant au troisième groupe, il n'apparaît guère avant la toute fin du deuxième siècle pour durer jusqu'à la fin du quatrième siècle, avec une faveur particulière dans les années 240–270; l'exemple le plus tardif, le dernier de l'ensemble des sarcophages consacrés à la *vita romana*, est en fait un petit côté d'un sarcophage chrétien »à portes de ville« (cathédrale de Mantoue, no. 32).

Cette répartition, qui repose sur une analyse fine de la part de Reinsberg des différents groupes iconographiques, paraît très satisfaisante, même si aux marges entre les trois groupes la distinction est quelquefois délicate. La longue durée du premier groupe (»Feldherrn/Hochzeit«) permet de suivre l'évolution de son décor sur près de deux siècles et demi, sous tous ses aspects: en une frise narrative très dense, à Mantoue (no. 33) ou à Frascati, ou sur des reliefs structurés par une architecture, comme à Arles, à l'intérieur de laquelle les images sont

réparties en petites unités typologiques, comme sur les quelques exemplaires à strigiles. Mais les différences peuvent être grandes dans la conception de ces panneaux, entre l'exemplaire de Mantoue qui conserve l'esprit d'une composition narrative dense, à personnages multiples, tous engagés dans une action, même s'ils se répartissent entre trois scènes, et celui de la catacombe de Prétextat (no. 73), le sarcophage dit de Balbin, où les figures principales se réduisent à sept, beaucoup moins impliquées dans une action concrète et qui prennent par là même une force symbolique plus forte: c'est ce que l'auteur met en évidence avec pertinence (p. 65), faisant apparaître également que dans la seconde moitié du troisième siècle se manifeste une poussée vers l'abstraction ornementale qui annonce l'art de l'Antiquité tardive: ainsi sur les sarcophages sur lesquels le couple est réparti en deux panneaux disposés aux extrémités, notamment autour d'une porte centrale, comme à Cordoue (no. 11). Reinsberg met aussi très judicieusement en évidence le fait que plusieurs exemplaires de cette série ont d'étroits rapports avec d'autres types: celui du Vatican, cortile du Belvédère (no. 152) – une scène de soumission de Barbares – est étroitement lié avec une thématique exclusivement militaire, proche de celle de Néoptolème, telle que l'illustre, entre autres, une cuve du Museo Nazionale Romano (dont certains éléments se retrouvent aussi, comme l'avait montré Achille Adriani, dans la toreutique): le thème du mariage a dans ce cas complètement disparu; mais la combinaison peut aussi s'opérer avec des thèmes mythologiques, comme on le voit sur la très belle cuve de Berlin (no. 6), dont une moitié est consacrée à la chasse d'Adonis. Une connaissance intime de chacun de ces sarcophages conduit l'auteur à des observations très précises rassemblées ensuite dans une large et dense synthèse qui constitue une véritable réflexion stylistique sur l'évolution des sarcophages romains dans leur ensemble, et pas seulement de ceux consacrés à la »vita privata«.

C'est aux rapports entre les développements typologiques et l'iconographie qu'est consacrée la deuxième partie, la plus longue (130 pages). L'auteur entreprend là, type par type, un examen de chaque groupe iconographique, à la manière de ce qu'avait fait Richard Brilliant il y a près d'un demi-siècle. Le groupe du mariage trouverait ainsi ses modèles les plus anciens sur des monnaies émises à l'occasion du mariage en 145 de Marc Aurèle et de Faustine, qui constitueraient un terminus post quem pour la série. Nous ne sommes pas tout à fait convaincus, pour notre part, qu'il faille nécessairement chercher là l'origine du schéma: si l'on peut penser qu'il apparaît autour de 140, il serait peut-être plus prudent de considérer que les monnaies en question n'en représentent que la première attestation datée. L'auteur met également en valeur les variantes iconographiques, parfois légères, mais néanmoins significatives. Mais Reinsberg souligne à juste titre (p. 78) les questions que pose le groupe central de cette série: la *dextrarum iunctio*, comme d'autres chercheurs l'ont déjà remarqué, n'apparaît jamais dans les sources littéraires. Cette analyse

iconographique poussée pose en particulier le problème du réalisme de ces images qui illustre, en principe, des actes de la vie réelle. Mais on doit souligner, avec l'auteur (p. 66), que réalisme ne signifie pas représentation biographique. L'image représentée ne veut certes pas dire que les défunts l'ont vécue sous cette forme. Sur ce point, l'auteur a d'excellentes formules. La même attention aux schémas d'ensemble et aux détails se retrouve encore dans l'étude du dernier ensemble (»Magistrat-Orans-Sarkophage«): il en ressort en particulier une impression d'émiettement des modèles, qui se manifeste par exemple dans le fait que les représentations du processus consularis sont réparties en pas moins de quatre groupes.

Ces sarcophages liés à la »vita privata« posent, plus que d'autres, la question de la liberté des sculpteurs et de leurs acheteurs devant les modèles: il y avait un certain nombre d'images obligées en raison de leur valeur, le sacrifice, les noces, la soumission des Barbares et autres. Mais alors, comment pouvait-on les concilier avec le souci d'évoquer une vie particulière? Si l'on pense que le défunt, avant sa mort, ou ses parents, avaient choisi dans l'atelier une cuve déjà prête, l'aspect personnel est alors à peu près complètement gommé. Si l'on estime en revanche que ces sarcophages représentent pour la plupart une commande particulière, on a du mal à comprendre également qu'il n'y ait pas davantage d'allusions précises au défunt si l'on n'accepte pas l'idée que ces représentations ont une charge symbolique exceptionnelle: c'est bien ce qui est en filigrane derrière toutes les analyses, et qui ressort des vingt pages conclusives (p. 170–190). On en retiendra tout particulièrement en effet les remarques qui sont présentées sur les liens précis avec la carrière des défunts, pour beaucoup des sénateurs, plus rarement des chevaliers. Dans quelques cas, pour le sarcophage dit de l'annone par exemple, il est même possible de reconnaître la fonction qui avait été assumée. Mais on restera toujours prudent, puisque, Reinsberg l'a bien mis en évidence, ces images peuvent être reprises par de plus modestes personnages.

Au total donc, c'est à bien des égards un volume-clé qui est publié ici. Il faut savoir gré à l'auteur de lui avoir donné toute la qualité qui s'imposait. Cette publication, qui honore l'éditeur, c'est-à-dire l'Institut archéologique allemand, démontre, si besoin en était, l'importance de la série des »Antike Sarkophagreliefs« pour l'histoire de la sculpture romaine, mais aussi pour l'histoire de la société. On ne peut que souhaiter ardemment qu'elle poursuive son existence, pour parvenir à son terme dans les meilleurs délais.

Paris

François Baratte

Simon Keay, Martin Millett, Lidia Paroli und Kristian Strutt mit zahlreichen Beiträgen weiterer Forscher, **Portus. An Archeological Survey of the Port of Imperial**

Rome. Archaeological Monographs of the British School at Rome, Band 15. Alden Group, Oxford 2005. 360 Seiten, 1 Faltplan, 109 Fotografien, 121 überwiegend ganzseitige Pläne und Grafiken, 26 Tabellen.

Die hier besprochene Studie zu Portus, dem wichtigsten Hafen Roms, ist in neun Kapitel aufgeteilt, die der Feder verschiedener Autoren entstammen und sehr unterschiedliche Aspekte berühren. Daher scheint es angeraten, diese Kapitel als autarke Einheiten zu besprechen.

Es sei als Gesamteindruck vorweggenommen, dass die Publikation dem umfassenden Anspruch an eine Städte-monographie, den der Titel suggeriert, vollaufgerecht wird: Die Kenntnis der Topographie von Portus wird tatsächlich auf eine neue Grundlage gestellt, die vorwiegend auf den geophysikalischen Prospektionen des Autorenteam und mehrerer Mitarbeiter basiert, aber auch auf der Auswertung von Luftbildern und den Ausgrabungen der Soprintendenza von Ostia an der Basilika von Portus. Die Hafencity kann bezüglich ihrer Form, ihres architektonischen Anspruchs der Gründungsphase sowie ihrer Fortentwicklung mit kontinuierlichem Übergang ins Mittelalter als einzigartig gelten. Bislang war die Stadtstruktur von Portus auf Grund der nur ungenügend dokumentierten Grabungen des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts jedoch kaum auswertbar. Der hier erstmals vorgelegte Stadtgrundriss auf Basis des magnetometrischen Befunds lässt zwar per se nur eingeschränkte Aussagen zur Chronologie zu, erweist sich aber als äußerst aussagekräftiges Gesamtbild, um urbanistische Muster zu verstehen sowie die Grenzen und die Dichte der Siedlungsaktivitäten zu bestimmen. Der so erfasste Gesamt- und Endzustand der Stadtentwicklung ist eine zwar idealisierende, aber gleichwohl unverzichtbare Grundlage, um durch zukünftige Sondagen, Grabungen und Bauaufnahmen die wichtigsten Bauten gezielt auf ihre Nutzungsgeschichte hin stratigraphisch erforschen zu können.

Der sehr informativen und gut strukturierten Einleitung von Simon Keay, Martin Millett und Helen Paterson zur Fragestellung und Arbeitsorganisation im ersten Kapitel folgen wichtige Hintergrundinformationen zum Verständnis der Stätte im zweiten: Einem kurzen historischen Überblick schließt sich Antonia Arnoldus-Huyzendvelds Analyse der geologischen Formationen in der Region um Portus an, die sich vor allem aus neueren Untersuchungen der Soprintendenza von 2001 und 2002 speist (S. 14–30). Als Abrundung des Kapitels dient ein weit gefasster Blick auf die Bedeutung des Tibers und der Getreidehäfen Roms, so vor allem des nur fünf Kilometer entfernten Ostia (S. 30–42). Fausto Zevi zieht in seinem Beitrag auch andere kaiserliche Großprojekte bis hin zur Trockenlegung des Fuciner Sees in Vergleich zu Portus und erarbeitet damit ein grundlegendes Verständnis, wie über die reine Funktionalität hinaus der Herrschaftsanspruch Roms visualisiert wurde, etwa anhand der Größe des claudischen

Hafens oder der einzigartigen Achteckform des trajanischen.

Lidia Paroli stellt im Folgenden die wesentlichen Linien der Dokumentation zu Portus seit der Renaissance vor (S. 43–59). Anders als in vielen Häfen herrschte dort eine Nutzungskontinuität bis ins Mittelalter vor, so dass gerade den frühesten Plänen des sechzehnten Jahrhunderts ein beachtlicher Zeugniswert zu Strukturen zukommt, die heute nicht mehr erhalten sind. Die sehr informative Skizze beinhaltet darüber hinaus die wesentlichen Stationen der Entwicklung vom antiquarischen zum wissenschaftlichen Forschungsinteresse, was sich auch gut anhand der Genese der älteren Plangrundlage verfolgen lässt. Problemfälle der Deutung wie die Struktur und Funktion des sogenannten Palazzo Imperiale oder die genaue Lokalisierung eines halbrunden Baus mit theaterähnlichem Grundriss (Abb. 5.23; 8.15) – man denke an die sehr ähnliche Exedra in Ostia, Regio IX 3 – können exemplarisch zeigen, wie deutlich sich die ältere Plangrundlage zum Teil vom Plan Italo Gismondis unterscheidet, der ersten nach heutigen Maßstäben brauchbaren Karte des Terrains (Abb. 3.5; 3. 6). Der gut strukturierte Überblick ergänzt die reicher bebilderten älteren Studien zu Portus wie etwa V. Mannucci, *Il parco archeologico naturalistico del Porto di Traiano* (Rom 1996) 18–27. Als Quintessenz fällt auf, dass Portus trotz seiner formalen Einzigartigkeit und großen historischen Bedeutung bislang überraschend spärlich behandelt wurde. Dies stellt um so deutlicher die Notwendigkeit der vorliegenden topographischen Studie heraus.

Der nächste Abschnitt leitet zum Hauptteil der Arbeit über (S. 61–69). Das Autorenteam von Simon Keay, Martin Millett und Cristian Strutt sowie eine Reihe weiterer Mitarbeiter stellt die verwendeten Methoden der Untersuchung zu Portus vor. Nochmals wird die Forschungsgeschichte – vor allem zum Kartenmaterial – berührt: Auch neuere Detailpläne zu den ergrabenen Bereichen von Portus wurden bislang nicht vereinheitlicht, die Plangrundlage musste daher grundlegend neu konzipiert werden. Die technischen Spezifikationen des geophysikalischen Surveys werden genauso wie die Prämissen der Geländebegehung auf acht Seiten ausführlich gewürdigt.

Vom selben Autorenteam folgt die Vorstellung der Ergebnisse der geophysikalischen Surveys (S. 71–171), die auch auf der Arbeit einer Reihe von weiteren Mitarbeitern beruhen. In sehr übersichtlich strukturierter Abfolge wird der Leser auch ohne Vorkenntnisse in die hier erstmals zusammenhängend dokumentierte Topographie der Stätte eingeführt. Dazu dient zunächst eine Karte mit tabellarischem Überblick (S. 72 f.) zur Aufteilung und Benennung der von 1997 bis 2004 untersuchten Gebiete, wobei die innerstädtischen als Areale, die peripheren als Zonen bezeichnet werden. Es schließt ein beschreibender Teil mit Karten der insgesamt vier Zonen im etwas ungewöhnlichen Maßstab von 1:3000 und zwanzig Areale (Maßstab 1:1500) an, der sich auch im Druckbild möglichst unmittelbar an den Plänen

orientiert (S. 75–171): Die recht unregelmäßig abfolgende Einfügung der Pläne in den Fließtext erweist sich nach anfänglichem Vorbehalt als sehr praktisch. Hervorzuheben ist ferner die Gegenüberstellung der oft recht heterogenen magnetometrischen Befundbilder mit ihrer Auswertung, also den neugefertigten Plänen als dem hier präsentierten Herzstück der Arbeit. Je nach verwendeter Filtereinstellung kann sich die Reduktion und Deutung der Information als graduell weniger vertrauenswürdig bis irreführend erweisen, eine Gegenüberstellung wie hier praktiziert lässt auch den kritischen Leser – soweit es bei vertretbarem drucktechnischen Aufwand eben geht – an der Herleitung der Grundrisslinien teilhaben. Mit einer weitgehend entschlackten Legende wird ebenso einfach wie klar visualisiert, wo dem Befund zu trauen ist, wo Störungen auftraten oder sichtbare Strukturen den Befund der Prospektionen ergänzen können. Als einziger Kritikpunkt fällt auf, dass die fotografische Dokumentation überwiegend verzichtbar bleibt, was den blassen Druck und die fast durchgehend geringe handwerkliche Qualität der Aufnahmen betrifft. Das ist vor allem deshalb zu bedauern, weil so die deutlichen Qualitäten der Publikation zumindest beim ersten Durchblättern unnötig relativiert werden. Zur Visualisierung des Status quo sei auf die deutlich besseren Fotografien etwa bei Mannucci a. a. O. 54–78 verwiesen, der unter anderem auch ältere Luftfotografien zum Stadtgebiet von Portus präsentiert.

Eine wesentliche Grundlage zur Deutung des vorstädtischen Terrains liefern bislang unpublizierte Luftfotografien, die durch einen Zufall der Vegetationsentwicklung außergewöhnliche Resultate lieferten und hier dankenswerterweise erstmals großformatig abgedruckt werden. Zu Recht ist dieser Evidenz eine ausführliche Erörterung gewidmet (S. 135–156). Den Höhepunkt bildet ein methodenkombinierter Plan (Abb. 5.65). Es erscheint als ein kleiner Wermutstropfen, dass die visuelle Integration zusätzlicher Grabungsbefunde zumindest in ihrer Umzeichnung einen adäquaten Detailreichtum vermissen lässt (Abb. 5.66).

Es schließen sich die Ergebnisse der Begehungen an (S. 157–172). Der hier verfolgte topographische Survey scheint vielversprechend, auch wenn einige äußere Faktoren seine Aussagekraft bereits im Vorfeld zwangsläufig relativierten: So war es unter anderem wegen der Vegetation nicht möglich, die gesamte Fläche einheitlich zu untersuchen. Da es sich um eine sehr unterschiedlich dichte Verbreitung und in einigen Arealen zudem um zu zahlreiche Oberflächenfunde handelte, als dass diese vollständig aufzunehmen gewesen wären, wird von den Initiatoren der Begehungen ferner eine Beschränkung auf aussagekräftige Stücke propagiert. Das wird bereits eingangs im Buch überzeugend dargelegt (S. 67–69). Der für Begehungen zugängliche Teil liegt außerhalb des eigentlichen Areals von Hafen und Stadt, das als Ganzes durch einen spätantiken Mauerering gekennzeichnet ist. Dennoch scheint die Wahl des Areals einen Glücksfall für die Forschung zu bil-

den, weil zwischen der modernen Via Portuense und dem Tiber bislang noch keinerlei Forschungen stattfanden. Gerade dieser Teil ist jedoch besonders intensiver agrarischer Nutzung und Raubgräberaktivität ausgesetzt.

Bei diesen Prämissen wird klar, dass es nur sehr eingeschränkt möglich sein kann, aus der Verteilung des Fundmaterials Aussagen zur Nutzung der prospektierten Bauten zu gewinnen. Im Verhältnis zu den durch das Luftbild oder die Prospektionen bekannten Bauten ist auffällig, dass besonders dichte Konzentrationen von Funden gerade jenseits der Gebäudegrenzen auftraten. So verwundert bereits beim ersten Blick der überraschend gleichmäßig gestreute Befund im Plan (Abb. 5.67) auch in nachweislich nicht bewohnten Arealen, die zum Teil als Nekropolen dienten, zum Teil jedoch Freiflächen bildeten. Letztere waren zwar nicht bebaut, könnten aber zumindest einer abusiven Nutzung ausgesetzt gewesen sein, etwa als Müllhalden. Offenbar rekuriert der Befund daneben zudem auf die intensive Landwirtschaft und lange Beraubungsgeschichte an dieser Stelle. Die Erklärung des Plans erweist sich zumindest für manche Ausschnitte durchaus als problembewusst (S. 157–159): »However, their distribution does coincide broadly with the pattern of geographical anomalies indicative of heavily disturbed structures.«

Es ist selbstverständlich, dass alle aufgenommenen Materialgruppen bearbeitet sind: Der nächste Abschnitt ist dementsprechend den Fundmünzen, Ziegelstempeln, Marmorobjekten, Glasfunden und der Keramik gewidmet (S. 173–239). Verzichtbar erscheint – mit Ausnahme der Keramik – allerdings die rastergenaue Auswertung ihrer Verteilung, weil es sich um geringe Stückzahlen handelt, wobei den Einzelstücken eine um so überraschendere Würdigung vor allem im fotografischen Teil zukommt.

Die einzige etwas grundlegendere Kritik muss daher weniger an der Konzeption des topografischen Surveys an sich als an der Darstellung und Gewichtung seiner Ergebnisse ansetzen – wiederum seien dabei die Keramikbefunde ausgenommen. Auch bei den Fotografien hätte man sich eine etwas andere Gewichtung gewünscht, um die fast durchwegs ausgezeichnete Plangrundlage des magnetometrischen Befunds noch besser veranschaulichen zu können. So sehr man aber zu den zentralen Prospektionen vergeblich brauchbare Überblicksfotos zum Status quo der Ruine sucht, so ausgiebig widmen sich fotografische Abbildungen den Inschriften und Ziegelstempeln, deren Informationswert sich völlig ausreichend im Text abhandeln ließe.

In dieser Hinsicht fallen hier auch zunächst einige Pläne auf, deren Aussage wenig überraschen kann: So ist der Abb. 5.73 beispielsweise zu entnehmen, dass Basalt hauptsächlich in Straßennähe gefunden wurde, während Tesserae, Wandputz und Knochen als Nebeneffekte der Raubgräberei vor allem aus den scheinbar bauleeren Arealen stammen, die als Nekropolen benutzt wurden (Abb. 5.75 bis 5.77). Auch die geringe Anzahl der Fundmünzen rechtfertigt eher einen knappen

Katalogeintrag als eine eigene Behandlung (S. 173–177). Ihr Datierungsspektrum legt »unsurprisingly« nahe, dass es einen »continuing supply of bronze coins down to the 430s« gegeben habe. Gerade im Kontext von Portus, das als Hafen bis ins neunte Jahrhundert hinein in Funktion blieb, wäre die Frage nach Kontinuität oder Zäsur für die Zeit nach 430 weit drängender: Hier in Portus entstand zumindest nach der Wende zum fünften Jahrhundert noch eine neue Stadtmauer, während die spätkaiserzeitlich renovierte Befestigung im nur fünf Kilometer entfernten Ostia im fünften Jahrhundert nicht mehr wiederhergestellt wurde. Selbst für Ostia, das von der direkten Handelsverbindung unter anderem durch die Unbenutzbarkeit des linken Tiberarms damals bereits längst abgeschnitten war, ist durch eine große Anzahl von Fundmünzen aus älteren Grabungen eine kontinuierliche Verbreitung von Geldstücken zumindest bis zur Mitte des Jahrhunderts belegt. Kann die Aufgabe des vorstädtischen Areals, das in diesem Survey untersucht wurde, also analog zu den Vorgängen in den tibernahen Stadtvierteln in Ostia aus dem Fehlen späterer Münzen geschlossen werden? Existiert ein Zusammenhang mit dem Bau der sogenannten Konstantinischen Stadtmauer?

Ein auch für die breitere historische Perspektive besonders interessanter Hortfund aus Portus, der vandalische Münzen enthielt, wird hier zwar zitiert (S. 177), man vermisst in diesem Kapitel jedoch die Einbindung der Ergebnisse in einen größeren Rahmen. Historische Fragen lassen sich nur vor dem Hintergrund der Aufarbeitung aller Münzfunde, auch derjenigen aus Altgrabungen klären, die sich mit konkreten Gebäuden und ihrer stratigraphischen Einbindung verbinden lassen und so Aussagen etwa zu Nutzungszeiträumen und Einsturzzeitpunkten ermöglichen. Eine kulturhistorisch-urbanistische Bewertung der reichen Evidenz früherer Grabungen bleibt diesbezüglich auch nach den hier vorgelegten Surveydaten unabdingbar, die zumindest zu solchen Fragen keine weiterführend brauchbare Materialgrundlage liefern konnten.

Ähnliches gilt für die Ziegelstempel, die beim Survey zutage traten (S. 177–185). Insbesondere auf Grund ihrer spärlichen Anzahl (Abb. 6.5) und problematischen Zuordnung zu einzelnen Bauten eignen sie sich kaum für komplexe Betrachtungen: Die These, dass Portus auf anderen Versorgungswegen durch Baumaterial beliefert worden wäre als das nahe gelegene Ostia (S. 183), wäre von grundlegendem Interesse, kann jedoch auf Basis der wenigen Ziegelfunde und ihrer heterogenen Herkunft von mehreren bislang unbekanntem Bauten wohl nicht überzeugend vertreten werden. Entsprechend anspruchsvolle Überlegungen wurden bislang vor allem auf Material aus Ostia angewandt, wo auf Grundlage der Flächengrabung Tausende von Ziegelstempeln exakt kontextualisiert sind. Besonders die neueren Bauuntersuchungen von Janet DeLaine konnten dabei eine oft sehr individuelle Komplexität der Bauvorgänge erweisen, eine Vorgehensweise, der im besprochenen Band verallgemeinernde Schlüssen aus sehr ausschnitt-

haft gewonnenem Material gegenüberstehen. Auch die Auswertung der Art, Verteilung und Dichte der Marmor- und Buntmarmorfunde (S. 185–191 Abb. 6.22; 6.23), der skulptierten Fragmente (S. 193–202 Abb. 6.24) oder der Inschriftenbruchstücke (S. 203–207 Abb. 6.52) gerät rasch an die Grenzen der Methode von Begehungen. Ein Blick auf das besser erforschte Ostia mag die Problematik belegen, Erkenntnisgewinn zur Nutzung des Areals oder anspruchsvolle Deutungen auf Basis auch von erheblich größeren Stückzahlen insbesondere aus einem Areal zu ziehen, das bereits der spätantiken Spoliengewinnung und danach für Jahrhunderte ungeschützt Witterung, Raubgräbern und Ackerbau ausgesetzt war: Auch Inschriften aus eindeutig sepulkralem Kontext fanden sich in Ostia beispielsweise fast in der gesamten Innenstadt. Das lag einerseits an der spätantiken Wiederverwertung, sei es als Pflasterung oder Füllmaterial, andererseits an ihrer nicht dauerhaft geplanten Zwischenlagerung im Einzugsbereich von Kalköfen. Ohne eine Flächengrabung ist die Unterscheidung zwischen primären und sekundären Verwendungszusammenhängen von Fundstücken also nicht möglich. Betrachtet man aber alle Funde des Surveys, dann kann man zumindest einen ungefähren Überblick zur Siedlungsdynamik in diesem bislang noch nie untersuchten Areal von Portus gewinnen: Die Vorstadt lässt sich damit an die bisherige Kenntnis zum innerstädtischen Areal anschließen, mit den Worten der Bearbeiter: »The material from the survey enriches what is known already from the analysis of excavated contexts in the urban area of Portus« (S. 209).

Die hier vorgestellten Reste, die leider sicherlich nur einen Bruchteil dessen widerspiegeln, was Raubgräber hier zutage fördern, geben insgesamt einen deutlichen Anhalt, dieses vergessene Areal um Portus ins allgemeine Bewusstsein zurückzurufen und als schützenswert zu begreifen. Womöglich kann in nicht allzu ferner Zukunft der hier erstmals für die Wissenschaft erschlossene Bereich am Tiberufer gesichert und einer systematischen Erforschung zugeführt werden, um die dort in beispielhafter Dichte geballten vorstädtischen Bauten besser verstehen zu können, bevor diese weiter geplündert werden.

Die genannten Kritikpunkte an der tendenziell wenig zielorientierten und selbstläufigen Fundauswertung mussten hier im Sinn einer Rezension etwas ausführlicher behandelt werden, sie sind jedoch keineswegs repräsentativ für das Gesamtbild: Die Kritik setzte an der internen Gewichtung und Präsentation eines etwa dreißigseitigen Teils (S. 173–207) innerhalb der ansonsten exzellenten Studie von knapp vierhundert Seiten an. Davon bleibt die grundlegende Leistung der Arbeit unberührt, die zum einen und vor allem auf den geophysikalischen Prospektionen und ihrer vorbildlichen Präsentation und Auswertung beruht, zum anderen aber auch auf einigen sehr wertvollen Beobachtungen zur Fundkeramik (S. 207–239), die ebenfalls aus dem vorstädtischen Areal bis zum Tiber stammt. Einer der vielen Vorzüge der Studie, ihre Vielfalt und konzeptio-

nelle Breite, kommt auch den Begehungen zugute, was zumindest diese Gruppe von Fundmaterial betrifft: Ganz im Gegensatz zu den anderen Materialgruppen ermöglicht die Keramik bereits auf Grund ihrer Menge – 1583 überwiegend zur Gefäßidentifikation geeignete Fragmente – repräsentative Aufschlüsse, die sowohl zu den vorstädtischen Arealen, aber auch zu ganz Portus Aussagen erlauben und auch für die Import- und Nachfrageentwicklung im Raum um Portus über bereits bekannte Einzelstudien deutlich hinausgehen. Nicht zu Unrecht ist die Keramik daher auch der größte Teil des Kapitels zum Fundmaterial gewidmet.

Die chronologische Auswertung wird durch eine allgemeinere Synthese gekrönt (S. 238 Abb. 6.84). Auch wenn man berücksichtigt, dass die Aussagekraft der Oberflächenfunde sich vor allem auf die letzten und wichtigsten Siedlungsepochen beziehen, also die hohe Kaiserzeit und die Spätantike, bleibt doch ein brauchbarer Überblick, der sich mit vielen anderen Befunden parallelisieren lässt, zum Teil auch aus der weiteren Region um Ostia. Umso mehr wäre eine genauere Herleitung von Interesse, inwiefern der Höhepunkt der Funddichte an Feinware um 400 erreicht wurde und die Kontinuität afrikanischer Importe auch noch das fünfte Jahrhundert bestimmte – ein ganz der späten Blüte und neuen Funktion der Region geschuldetes Ergebnis, das seine beste Parallele in der spätantiken Umwandlung des benachbarten Ostia von der Gewerbestadt zum Konsumzentrum und ›Elite-Resort‹ gefunden hätte (Rez., Mitt. DAI Rom III, 2004, 299–381).

Als Kritikpunkt zur Keramikauswertung könnte man einzig anmerken, dass der Betrachtungsrahmen mit seiner Zweiteilung in Late antique 1 (300–500) und 2 (500–700) gerade bei der spätantiken Materialdichte in der Region Portus etwas zu schematisch konzipiert scheint. Insbesondere der Charakter der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts als Übergang würde eine etwas anders gelagerte Konzeption von Kategorien erwarten lassen, was offenbar auch aus dem Befund Abb. 6.84 selbst hervorgeht: Das Material gäbe, wenn man die Spektren der jeweiligen Verwendungshorizonte bei verschiedenen Materialgruppen genauer auswerten könnte, zumindest in Tendenzen innerhalb einer weiteren Kategorie – etwa von 400 bis 550 – Aufschluss, seit wann und wie rasch das vermutete vorstädtische Siedlungsareal vor den spätantiken ›Mura Costantiniane‹ substantiell verlassen wurde. Hing das also mit dem Mauerbau selbst oder etwa mit den bekannten Plünderungen um 455 und 470 zusammen? Oder waren für das geringere Aufkommen später Fundstücke weniger eine Siedlungskontraktion als tatsächlich übergeordnete »changes in systems of unloading and storage« (S. 238) verantwortlich, die hier leider nicht näher exemplifiziert werden? Als Materialvorlage ist es zu begrüßen, wenn – wie hier geschehen – bei der Konzeption der Kategorien im Vorfeld der Begehungen versucht wird, keine Ergebnisse vorwegzunehmen. Die ausführliche und gut strukturierte Präsentation erlaubt so zumindest zukünftigen Studien in vorbildlicher

Weise, die Zusammensetzung des Materials zielgerichteter aufzuarbeiten und auch konkrete stadthistorische Fragen einzubinden.

Die eigenen und neuen Untersuchungen durch das genannte Autorenteam und seine Mitarbeiter werden in einem weiteren Teil durch einen Überblick über »other recent fieldwork« ergänzt (S. 241–268). Diese konzeptionelle Erweiterung der Perspektive der Oberflächen-surveys auf bisherige Grabungsbefunde wird dem umfassenden Obertitel des Bandes gerecht. Zwar wurde der Beitrag von Lidia Paroli zu den Ausgrabungen der Basilika von Portus als Teilbereich weiterer Grabungen bereits an anderen Stellen auszugsweise publiziert – etwa gleichzeitig mit der vorliegenden Studie: A. Gallina-Zevi / R. Turchetti (Hrsg.), *Le strutture dei porti e degli approdi antichi* (Soveria Mannelli 2004) 233–266 –, er bietet aber vor allem Einblicke in Stratigraphie und Stadtentwicklung, die einem Survey per se nicht möglich sind. So macht die enorme Aussagekraft der Befunde Vorfreude auf zukünftige ergänzende Grabungstätigkeit auch an anderen Stellen in Portus. An Stelle von Grabungen wären ferner auch räumlich begrenzte Sondagen zum besseren Verständnis vieler Details der geophysikalischen Untersuchung extrem vielversprechend, gerade was den Anteil spät- und nachantiker Umbauten betrifft, die im magnetometrischen Befund erstmals sichtbar wurden, jedoch in ihrer Funktionsweise und Abfolge vorerst zwangsläufig unklar bleiben müssen.

Die bereits erwähnte theaterähnliche Struktur (Abb. 5.23; 8.15) oder die ebenfalls bereits im neunzehnten Jahrhundert angegrabenen spätantiken Portiken (S. 295) wären Idealfälle für punktuelle und daher nur wenig invasive Fundamentsondagen. Dadurch könnte die jeweils wichtige Frage der Bauabfolge geklärt werden, zu der bisher nur grundsätzlich einander widersprechende Deutungen vorliegen.

Als exzellente Zusammenführung der Evidenz kann die eigentliche Auswertung von Keay und Millert gelten. Sie ist in die Abschnitte »Integration and Discussion« (S. 269–296) und »Portus in Context« (S. 297–314) geteilt, und hier wird knapp und übersichtlich ein in vielen Aspekten grundlegend neues Bild von Portus entworfen. Durch zukünftige Detailstudien lassen sich auf der gut aufbereiteten Plangrundlage – mehr als das hier bereits geschehen konnte – urbanistische Parallelen zu Ostia oder anderen Hafenstädten einbetten. Vor Ort können Fundamentsondagen die Kenntnisse der Stratigraphie sowie Abfolge und Funktion der einzelnen Bauten näher klären helfen. Aber auch auf der hier bereits erarbeiteten Basis ist es zum ersten Mal für Portus möglich geworden, urbanistische und historische Fragen zu stellen, zumindest zu jenem Zustand, der zuoberst lag und das hochkaiserzeitlich-spätantike Stadtbild betrifft: Welche repräsentativen Gebäude gab es in Portus? Folgte Portus den im Italien der hohen und späten Kaiserzeit üblichen Linien der Stadtentwicklung? Was fehlte hier in Portus an Infrastruktur? Wie autonom war Portus in städtebaulicher Hinsicht also und welche zen-

tralörtlichen oder administrativ-politischen Funktionen behielt Ostia für Portus auch in der Spätantike? Welcher Einschnitt für die urbane Funktion und regionale Prosperität bedeutete der Bau der spätantiken Mura Costantiniane? Inwieweit kontrastierten damals noch repräsentative nichtsakrale Neubauten wie Portiken oder Platzanlagen den urbanen Verfall?

Die ausgezeichnete Präsentation und grundlegende Aufarbeitung der Resultate der geophysikalischen Surveys und der breite Blick auf die bisherige Forschung wiegt bei weitem den eingeschränkten Aussagewert einiger Materialgruppen der Fundanalyse auf. Das Buch ist ohne Zweifel der beste Überblick zu Portus, den es bislang gibt, und zugleich die schlechthin grundlegende Studie zu seiner Topographie. Allein damit wird sie zu einem Muss für jede altertumswissenschaftliche Bibliothek.

Berlin

Axel Gering

Gabrielle Kremer, **Die rundplastischen Skulpturen. Das Heiligtum des Jupiter Optimus Maximus auf dem Pfaffenberg/Carnuntum**, hrsg. von Werner Jobst, Band II. Der Römische Limes in Österreich, Heft 41, Sonderband 2. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2004. 124 Seiten, 60 Abbildungen, 72 teils farbige Tafeln.

Das antike Heiligtum auf dem Pfaffenberg bei Bad Deutsch-Altenburg beziehungsweise nahe der römischen Provinzhauptstadt Carnuntum wurde in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts endgültig zerstört. Es fiel dem Kalksteinabbau für die Zementproduktion zum Opfer. Nur die Funde, die Grabungsdokumentation und als Produkt aus diesen beiden die Publikation des Heiligtums können in Zukunft von der Bedeutung dieser Anlage zeugen.

Die Österreichische Akademie der Wissenschaften hat daher zu Recht eine auf sechs Sonderbände im Rahmen von Heft 41 der Serie ›Der Römische Limes in Österreich‹ geplante Publikationsreihe begonnen, von der bisher zwei Bände erschienen sind, die Inschriftenpublikation aus der Feder von Ioan Piso von 2003 und nun die Vorlage der rundplastischen Skulpturen von Gabrielle Kremer.

Es war eine sehr schwierige, entsagungsvolle Arbeit, der sich die Autorin für ihren jetzt vorliegenden Band unterzogen hat (vgl. ihren Vorbericht in: P. Noelke mit F. Naumann-Steckner u. B. Schneider [Hrsg.], Romanisation und Resistenz in Plastik, Architektur und Inschriften der Provinzen des Imperium Romanum. Neue Funde und Forschungen. Akten VII. Internat. Coll. über Probleme d. provinzialröm. Kunstschaffens, Köln 2001 [Mainz 2003] 395–405). Über dreihundert Fragmente aus den verschiedenen Grabungen galt es zu sichten, zu Figuren zusammenzufügen und schließlich

wissenschaftlich einzuordnen. Kaum eines der Stücke ist größer als einen halben Meter in der maximalen Ausdehnung, das kleinste misst nur wenige Zentimeter. Faszinierend sind die Ergebnisse, die Kremer erarbeiten konnte. Es gelang ihr, einen Teil der Fragmente etwa dreißig Statuen und Statuetten zuzuordnen, wofür übrigens die Fundorte der Stücke im Heiligtum kaum Hinweise boten. Wichtigere Hilfsmittel dafür waren das Steinmaterial – überwiegend Kalksandstein und Sandstein, Marmor nur bei Kat. 1 –, die Proportionen und stilistische und handwerkliche Merkmale. Viele Bruchstücke lassen sich trotz aller Bemühungen dennoch nicht zuordnen.

Soweit es möglich ist, werden alle Fragmente in Zeichnungen von einem Fünzigstel Größe (Abb. 32–60) und in Fotos dargestellt, einige, an denen Überzug- und Farbreste erhalten sind, sogar in Farbe. Ausnahmen sind hier die beiden qualitätvollen Köpfe Kat. 2/6 (Taf. 6 und 7) und 15/1 (Taf. 38), die keine Farbreste aufweisen, sowie das Armfragment 8/2 (Taf. 28), das wohl wegen der Anstückung mit Bleiverguss so abgebildet wurde.

Auf Grund der Inschriften war schon seit langem bekannt, dass auf dem Pfaffenberg ein Jupiterheiligtum stand. Es überrascht daher nicht, dass die überwiegende Zahl der Skulpturen Statuetten im Schema des thronenden Jupiter sind. Neun von ihnen werden im einleitenden Text zeichnerisch rekonstruiert (Abb. 20; 23–31). Der beliebteste Figurentypus zeigt den Gott mit nackten Unterschenkeln (S. 21 f.: Kat. 3 Abb. 25; Kat. 4 Taf. 13–15; Kat. 7 Abb. 28; Kat. 9 Abb. 30), eine sonst nicht sehr häufige Variante, die möglicherweise auf ein lokales Vorbild zurückgeht, zu dem Kremer aber nur Vermutungen äußern kann. Kat. 4 und Kat. 9 (Abb. 30) sitzen nicht auf einem der üblichen Throne, sondern auf einem Klappstuhl in Art der Sella curulis, dem bei Kat. 4 eine lederbespannte Rückenlehne zugefügt ist (S. 22 ff.). Da auf dem Pfaffenberg auch eine Anlage für den Kaiserkult inschriftlich nachgewiesen ist, erklärt Kremer diesen ungewöhnlichen Sitz damit, dass hier Elemente des Jupiterkultes mit der Kaiserverehrung kombiniert worden sind.

Die anderen rekonstruierbaren Statuetten zeigen Juno (Kat. 15), Minerva (oder Roma oder Mars: Kat. 16 und 17), Victoria (Kat. 18–20), möglicherweise Jupiter Dolichenus (Kat. 21) und einen Genius (Kat. 23), eine Auswahl, die keine Besonderheiten erkennen lässt. Die Verehrung des Dolichenus – ein bärtiger Kopf mit Phrygermütze wird vermutungsweise auf diesen Gott gedeutet – ist auf dem Pfaffenberg inschriftlich nachgewiesen (vgl. Piso a. a. O. 18 f. Nr. 3).

Zurückhaltend äußert sich die Autorin zu einigen in der Literatur verbreiteten Deutungen. Sie führt gute Gründe dafür an, dass zwei Göttinnen, von denen nur die Köpfe (Kat. 15/1: Juno? Kat. 16: Minerva?) erhalten sind, nicht zusammen mit dem Jupiterkopf Kat. 2/6 zu einer Gruppe der Kapitolinischen Trias gehört haben können (S. 29 ff.). Bei der Jupiterstatue 13 verwirft sie ebenso zu Recht alle Theorien, die sich um den ungewöhnlichen eisernen dreizackartigen Aufsatz, der wie

ein Vogelstachel in die Kalotte eingelassen war, gebildet haben, und erklärt dieses ungewöhnliche Attribut als Blitzzeichen und damit als einen Hinweis auf Jupiters Funktion als Wettergott.

Nur für die überlebensgroße Jupiterstatue Kat. 2 vermutet Kremer, dass sie das Kultbild eines der Tempel auf dem Pfaffenberg gewesen sei (Tempel II). Die ebenfalls lebensgroße Statue 7 kann sie sich als Bekrönung eines Säulenmonuments denken, zu dessen Figuralkapitell die stilistisch ähnlichen Köpfchen Kat. 31 gehören könnten. Auch Kat. 4, 5 und 8 können von Säulenmonumenten stammen, deren Fundamente im Nordteil des Heiligtums vermutet werden. Andere Skulpturen stammen von offiziellen Weihungen, etwa die Viktorien von Siegesmonumenten.

Gering wiegen gegenüber all den guten Ergebnissen kleinere Nachlässigkeiten. Etwa sind in Abb. 20 die Schlangenbeine der den Thron Jupiters stützenden Giganten mit Fischschwänzen statt Schlangenköpfen dargestellt, und kann die Beschreibung der Münze aus Akmoneia (S. 29 u. Abb. 21), die ebenfalls den Thron Jupiters stützende Giganten zeigen soll, nicht ganz am Bild nachvollzogen werden.

Trotz alles Positiven bleibt ein ungutes Gefühl: Zwar wird deutlich, welche Erkenntnisse möglich sind, wenn in der von Gabrielle Kremer vorgeführten Weise akribisch alle Fragmente langjähriger Grabungen untersucht werden, aber es wird auch deutlich, dass dies nur mit ungewöhnlichem Aufwand geschehen kann, der bei der Aufarbeitung von normalen Grabungen nicht denkbar ist, ganz zu schweigen von Rettungsgrabungen. Auch die Frage der Ausstattung des Bandes stellt sich. Muss das Material des Pfaffenberges, so wichtig die Grabung auch ist, wirklich in einer Reihe publiziert werden, deren fast das Format DIN A 3 erreichende schmale Faszikel nur liegend aufbewahrt werden können und schlicht unhandlich sind? Müssen wirklich auch weitgehend amorphe Fragmente als großformatige Fotos wiedergegeben werden, wie etwa auf Taf. 4? Dies sind aber Fragen, die dem Herausgeber des Werkes gestellt werden müssen, nicht der Autorin, deren Arbeit zu loben ist.

Ob sich der Aufwand gelohnt hat, wird man daran messen können, welche Ergebnisse über die reine Zusammensetzertätigkeit hinaus für das Verständnis des Heiligtums als Ganzes erzielt wurden – aber das wird wahrscheinlich erst bei Vorlage des gesamten Werkes zum Pfaffenberg möglich sein.

Swisttal

Gerhard Bauchhenß

Klaus-Peter Johne, **Die Römer an der Elbe. Das Stromgebiet der Elbe im geographischen Weltbild und im politischen Bewusstsein der griechisch-römischen Antike.** Akademie Verlag, Berlin 2006. 347 Seiten, 15 Textabbildungen, 8 Karten.

Mit diesem Buch greift der Verfasser ein Thema auf, mit dem er sich seit längerem in mehreren Teilstudien auseinandergesetzt hat. Bereits aus dem Jahr 1982 stammt ein kurzer Beitrag zur Frage ›Die Elbe als Ziel römischer Expansion‹ (Sitzber. Akad. Wiss. DDR 1982 Nr. 15/G [1983] 37–44), worauf teilweise wörtlich auch das Eingangskapitel des vorliegenden Buches zurückgreift. Im letzten Jahrzehnt sind weitere Studien und Vorarbeiten hinzugekommen, darunter ›Die Elbe in den Schriften des Tacitus‹ (in: Imperium Romanum. Studien zu Geschichte und Rezeption. Festschr. Karl Christ zum 75. Geburtstag [Stuttgart 1998] 395–409) oder ›Die Elbe und der nördliche Ozean in der Historia Augusta‹ (in: Historiae Augustae Colloquium Perusinum [Bari 2002] 291–307). Mit der literarischen Überlieferung ist der Autor gut vertraut, insbesondere auch durch seine Mitarbeit in dem mit wichtigen Kommentaren versehenen Sammelwerk Griechische und lateinische Quellen zur Frühgeschichte Mitteleuropas bis zur Mitte des 1. Jahrtausends u. Z. (Berlin 1988–1992). Etwas anders angeordnet ist die wenig später besorgte Quellensammlung H.-W. Goetz / K.-W. Welwei, *Altes Germanien. Auszüge aus den antiken Quellen über die Germanen und ihre Beziehungen zum römischen Reich 1 und 2* (Darmstadt 1995). Beide Zusammenstellungen bieten hervorragende Voraussetzungen für übergreifende Studien wie die hier vorgelegte, was auch der Verfasser herausstellt, der sich durchgängig auf beide Quellenwerke bezieht.

Über die Elbe in der Geschichte der Völker in antiker Zeit ist in der Vergangenheit mehrfach und unter verschiedenen Gesichtspunkten gehandelt worden. Nicht immer stand sie dabei im Mittelpunkt einer historischen Untersuchung wie bei J. Deininger, *Flumen Albis. Die Elbe in Politik und Literatur der Antike* (Hamburg 1997), aber sie spielte doch eine beachtliche Rolle in diesbezüglichen und verwandten Lexikonartikeln (bes. D. Timpe / G. Mildenerger, in: RGA² VII [1989] 101–113 s. v. Elbe / Elbgermanen) oder im Rahmen zahlreicher archäologischer und historischer Untersuchungen, in denen insbesondere die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen Roms zu den Völkern an der Elbe, aber auch die militärischen Auseinandersetzungen mit den Bewohnern in und aus diesem Großraum thematisiert wurden. Der Verfasser möchte in seiner Studie andere Akzente setzen als bisher geschehen. Er will nicht nur nach der Kenntnis des Stroms an sich bei Griechen und Römern fragen, »sondern nach der Wahrnehmung des gesamten Stromgebietes einschließlich von dort ausgehender Einflüsse ... Die Behandlung des Elberaumes in der antiken Literatur soll in den Gesamtrahmen der Beziehungen von Römern und Germanen zwischen dem 2. Jh. v. Chr. und dem 6. Jh. n. Chr. eingebettet werden.«

Das Vorhaben ist damit weit gespannt und bedarf angesichts der nicht einmal siebenzig Erwähnungen bei über zwanzig Autoren in der antiken Literatur – weit weniger als Rhein und Donau – der Einbeziehung indirekter Indizien und auch der argumentativen Rück-

bindung großräumiger Ereignisse an das Thema, wo direkte Zeugnisse fehlen. Der Untertitel verdeutlicht denn auch, dass das Buch eine größere Breite der Perspektive besitzt als der Haupttitel vermuten lässt. Andererseits ist nicht zu übersehen – und auch unvermeidlich –, dass sich das Buch über weite Strecken in die Reihe der zahlreichen Untersuchungen zu den politisch-militärischen Beziehungen zwischen Rom und der *Germania magna* einordnet, bei Johnes allerdings immer wieder ergänzt um historisch-geographische Aspekte, die auch in verschiedenen Kapiteln eigens thematisiert werden und bei den Textanalysen der diversen antiken Autoren sehr sorgfältig herausgearbeitet werden.

Das übergreifende Thema »Rom und Germanien« hat seit einigen Jahren in Wissenschaft und Publizistik, aber auch bei interessierten Laien wieder Konjunktur. Dieses mag auf den ersten Blick überraschen, hat aber mehrere Gründe. Einer davon liegt in den neu entdeckten und erschlossenen archäologischen, epigraphischen und numismatischen Quellen. Der literarischen Überlieferung, die seit Beginn der kritischen historischen Wissenschaft in allen denkbaren Hinsichten ausgedeutet worden ist und dabei wiederholt zu sachfremden Zwecken im Sinne nationaler oder lokalpatriotischer Identitätsstiftung instrumentalisiert wurde, wird man wirklich Neues in der Regel nur im Kontext neuer Quellen gewinnen können. Johnes Buch ist denn auch über weite Strecken eine Bestandsaufnahme bekannter und vielfach behandelter Vorgänge. Darin einbezogen sind aber auch die neueren Entdeckungen wie der Waffenplatz Hedemünden, die teils militärischen, teils zivilen Anlagen an der Lahn aus der frühen römischen Kaiserzeit (Waldgirmes und Dorlar, wozu sich das dem Verfasser wohl noch nicht bekannte Oberbrechen gesellt), das Lager Marktbreit am Main, der Kampfplatz Kalkriese, das *Plumbum Germanicum* aus und in dem Siegerland und nicht zuletzt die *Tabula Siarensis* mit den aufschlussreichen offiziellen Ehrungen für *Germanicus*. Zu allen diesen neueren Quellen gibt es bereits eine reiche Forschungsliteratur, die vom Autor – soweit herangezogen – durchweg sachgerecht und ohne eigene weitreichende und unbegründete Hypothesen ausgewertet wird. Darin liegt ein besonderer Wert seiner Studie, die somit einen guten Überblick bietet, der auch als ein solider Ausgangspunkt für weitergehende und vertiefende Untersuchungen herangezogen werden kann.

Bei der Spannweite des Themas – es umfasst weit mehr als ein halbes Jahrtausend Geschichte und Überlieferung – ist es allerdings unvermeidlich, dass der aktuelle Stand der Diskussion bei den vielen Detailproblemen nicht immer rezipiert werden konnte. Dieses betrifft insbesondere die Auswertung archäologischer und numismatischer Zeugnisse, die sich teilweise auch auf Datierungsfragen und damit auf historische Zusammenhänge auswirken. Die entsprechende Literatur ist allerdings schwer überschaubar. Unter anderem wurden die Arbeiten von Maria Paz García-Bellido über die hispanischen Truppen im römischen Germanien nicht

berücksichtigt, die durchaus neue Aspekte in die Diskussion eingebracht haben. Auch die Datierung früher Militäranlagen am Rhein steht erneut zur Diskussion oder auch die Frage der Neuaufstellung einer *Legio I* erst nach der Varusschlacht, um nur einige Probleme zu nennen.

Gegliedert ist das Buch in vierzehn größere Abschnitte, die teils dem historischen Prozess folgen, teils systematische Aspekte aufgreifen, die sich insbesondere an der literarischen Überlieferungslage orientieren. Dabei spielen Fragen der antiken Geographie eine zentrale Rolle, die vom Verfasser durchweg überzeugend auf der Grundlage einer eingehenden Interpretation der entsprechenden Quellen diskutiert werden. Das einleitende Kapitel greift ein Zitat des *Germanicus* auf, welches diesem von Tacitus (ann. 2, 14, 4) vor der Schlacht bei *Idistaviso* 16 n. Chr. in den Mund gelegt wird: »Schon ist die Elbe näher als der Rhein.« Ausgehend von diesem Ereignis und der taciteischen Gestaltung der Kriegszüge des *Germanicus* verweist der Autor auf die nach wie vor in der Forschung bestehenden Kontroversen über die Germanienpolitik des Augustus und seiner unmittelbaren Nachfolger. Dabei stellen sich für den Verfasser im Hinblick auf die dem Buch zugrunde liegende Thematik als Kernfragen, seit wann und in welcher Form den Griechen und Römern die Elbe und ihr Stromgebiet bekannt wurden, wann und unter welchen Umständen der Plan einer Ausdehnung des römischen Reiches bis zur Elbe entstanden ist und welche Rolle die Elbe und die sie umgebenden Landschaften nach dem endgültigen Scheitern aller Expansionspläne in der antiken Literatur spielten.

Der erste Fragekomplex rankt sich um einen Ausschnitt des geographischen Weltbildes der Antike. Erörtert werden »Das Stromgebiet der Elbe aus der Sicht der Griechen in vorchristlicher Zeit« (Kap. II), der »Furor teutonicus«, der sich nicht zuletzt mit dem Zug der Kimbern und Teutonen verbindet (Kap. III), und »Caesars Suebenland«, also die Ereignisse am Rhein von 58 bis 17 v. Chr. (Kap. IV). Die folgenden Kapitel V bis IX thematisieren die augusteische und tiberische Germanienpolitik bis zum Jahr 20 n. Chr. Im Zentrum stehen dabei die »Entdeckung« der Elbe durch Drusus und die mit und seit dem ersten Aufenthalt des Tiberius konzipierte, wenngleich nur kurzfristig durchgehaltene Strategie einer indirekten Herrschaft Roms über die *Germania magna*. Große Bedeutung misst der Verfasser dem von *Velleius Paterculus* (2,104, 2) so charakterisierten »immensum bellum« zu, dem erneuten Ausbruch von schweren Kämpfen der Römer mit Germanen nach der vermeintlichen Pazifizierung des Gebietes im östlichen Vorfeld des Rheins nach den Kriegszügen des Drusus und Tiberius 12–8/7 v. Chr. In diesem Krieg und seinen Folgen sieht der Verfasser eine veritable Wende in der politischen Zielsetzung Roms, welche nunmehr auch eine formelle Provinzialisierung dieses Gebietes ins Auge fasste. Der Triumph des Tiberius und die Aufgabe von Dangstetten und Rödgen als militärische Stützpunkte scheinen in der Tat darauf hinzudeuten,

dass kurzfristig der Rückzug Roms aus dem Gebiet der Germania magna geplant war, doch ist Vorsicht geboten. Das Anfangsdatum von Haltern zwischen 6/5 und 2 v. Chr. lässt sich zwar nicht mit Gewissheit festlegen, jedoch deuten neuere Erkenntnisse darauf hin, dass Waldgirmes bereits um 4 v. Chr. besetzt wurde. War das »immensum bellum« also Folge einer neuen Politik oder deren Ursache? Manches spricht für den ersten Teil der Alternative.

Nachdem Tiberius noch im Sommer 5 n. Chr. mit großer Streitmacht an der Elbe erschienen war, musste im Folgejahr der geplante Feldzug gegen den Markomannen Marbod kurzfristig abgebrochen werden. Eine intensiviertere Provinzialisierungspolitik wurde dann von Varus betrieben, die schließlich im Verbund mit anderen Vorgängen wie den Streitigkeiten innerhalb der Führungsschicht der Cherusker zum Aufstand und zur berühmten »Schlacht im Teutoburger Wald« führte. Was den Ort derselben betrifft, äußert sich der Verfasser gerade auch im Hinblick auf Kalkriebe zurückhaltend. Hier wie auch an anderen Stellen liegt der besondere Wert des Buches vor allem darin, unterschiedliche Positionen in der Forschung klar zu benennen, ohne sich selbst unbedingt festzulegen. Er entzieht sich damit allerdings – bis zu einem gewissen Grad notgedrungen – einer intensiven Auseinandersetzung mit strittigen Problemen.

In den wiederholt hohen Verlusten Roms nach Wiederaufnahme der Feldzüge durch Germanicus und dementsprechend in dem Missverhältnis zwischen Aufwand und Ergebnis liegt – wie allenthalben von der Forschung betont – der tiefere Grund für die Ablösung des Germanicus und das Ende einer offensiven Germanienpolitik, ohne dass diesbezügliche Ansprüche grundsätzlich aufgegeben worden wären. Entsprechend dem bekannten Satz im Schreiben des Tiberius an Germanicus, in dem er dessen Abberufung begründete, sollten nunmehr die Cherusker und die übrigen rebellischen Stämme, da Rom Rache genommen habe, ihren inneren Streitigkeiten überlassen bleiben (Tac. ann. 2, 26, 3), eine sachgerechte Entscheidung, wie die Folgezeit zeigen sollte.

In einem dritten Fragenkomplex erörtert der Verfasser »den Strom und die ihn umgebenden Landschaften mit ihren Bewohnern im geographischen Weltbild und im politischen Bewusstsein der Römer, wie es sich in ihrer eigenen Literatur nach der Expansionszeit darstellt« (so als Thema S. 23 formuliert). Strabon, Pomponius Mela, Plinius der Ältere und Tacitus – besonders seine Germania – werden diesbezüglich ausgewertet (Kap. X und XI), Cassius Dio und Klaudios Ptolemaios bilden dann den Gegenstand eigener Untersuchungen, welche die Verhältnisse des zweiten Jahrhunderts in den Blickpunkt rücken (Kap. XII). Daran anschließend werden die dramatischen Ereignisse von Caracallas Germanienkrieg 213 bis zum Feldzug des Probus 277/278 thematisiert. Behandelt werden unter anderem das Auftauchen der Alamannen, der Augsburger Siegesaltar, das Ende des obergermanisch-rätischen Limes und die

generelle Verschlechterung des Wissens über das Innere Germaniens seit etwa dem Jahr 230 n. Chr. (Kap. XIII). Das abschließende Kapitel (XIV) befasst sich dann mit der Spätantike und den erhaltenen Schriften von den Panegyrici Latini über Eutropius bis zu Sidonius Apollinaris in der Mitte des fünften Jahrhunderts. Auffallend ist die deutlich zunehmende Unkenntnis von Autoren und deren Leserschaft über die Elbe und das von ihr durchflossene Gebiet, so dass es sich mehr und mehr um literarische Wiederaufbereitung eines älteren Wissensstandes handelt.

Beschlossen wird das Buch von einer detaillierten Zeittafel, einer Auswahlbibliographie und einem Namen- und Stellenregister.

In der Bilanz hat der Verfasser ein materialreiches und informatives Buch vorgelegt, welches sich durch detaillierten Quellenbezug auszeichnet und thematisch weit ausholt. Es bietet gerade durch seine differenzierte Argumentation und die Verweise auf kontroverse Forschungspositionen eine gute Grundlage für weitere Vertiefungen im Detail. Die umsichtige Benutzung insbesondere der literarischen Überlieferung bezeugt eine profunde Kenntnis dieser Quellengattung und ist ebenso hervorzuheben wie die klare und nüchterne Darstellung. Besonderes Interesse verdienen die Abschnitte zur Geographie und zur Phase nach Tiberius, ein Zeitraum, der einerseits von der Forschung eher stiefmütterlich behandelt wird, über den sich der Autor andererseits jedoch durch verschiedene Beiträge als guter Kenner ausgewiesen hat. Übersehen werden gelegentlich die Erkenntnisse, die aus anderen als literarischen Quellen hätten gewonnen werden können. Dies betrifft auch die Bezüge zur römischen Innenpolitik beziehungsweise zu der den germanischen Raum überschreitenden Grenzpolitik Roms.

Osnabrück

Rainer Wiegels

Wolfgang Czysz, **Heldenbergen in der Wetterau. Feldlager, Kastell, Vicus**. Mit Beiträgen von Gisela Amberger, Hans-Georg Bachmann, Michael Gechter, Barbara Pferdehirt und Helmut Schubert sowie von Josef Baas, Lothar Bakker, Susanne Biegert, Dieter Eckstein, Regina Franke, Günter Gall, Maria Hopf, Hans-Jürgen Hundt, Ursula Ibler, Klaus Kortüm, Heinz Persicke, Egon Schallmayer, Helmut Schmalfluss, Manfred Schmid, Burghart Schmidt, Gerwulf Schneider, Markus Scholz und Gabriele Sorge. Limesforschungen 27. Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2003. 489 Seiten, 172 Abbildungen, 143 Tafeln, 5 Beilagen.

Das zweibändige Werk behandelt die Ausgrabungen, die in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts an diesem Fundort in der südlichen Wetterau im Hinterland des obergermanischen Limes unternommen wurden. Anlass für die Aufnahme archäologischer

Untersuchungen war die sich rasch ausbreitende moderne Ortserweiterung. Die Ausgrabungen erfolgten teils als Notbergungen, teils als von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützte Maßnahmen des Hessischen Landesdenkmalamtes vornehmlich unter der Leitung des Hauptverfassers. Der Fundplatz der römischen Anlagen, der zuerst von Georg Wolff am Ende des neunzehnten Jahrhunderts untersucht wurde, liegt nicht unmittelbar an der äußeren Limestrasse, sondern etwa zehn Kilometer westlich im Hinterland auf der Hochterrasse am Westufer der Nidder an einer Furt. In römischer Zeit war Heldenbergen ein wichtiger Straßenknotenpunkt, von dem aus die Militärplätze von Altenstadt, Marköbel und Rückingen am Limes, ferner Friedberg im Nordwesten, Okarben im Westen und Hanau-Salisberg im Süden erreichbar waren.

Auf den S. 22–26 wird die Periodeneinteilung zum besseren Verständnis der nachfolgenden Ausführungen vorweggenommen. Der archäologische Gesamtbefund der römischen Zeit lässt sich grob in zwei Abschnitte einteilen: Die militärische Phase (Perioden 1 a–c und 2), die nach Abzug der Garnison durch die Zivilsiedlung (Perioden 2 bis 5) abgelöst wurde. Im Verlauf der militärischen Phase (S. 27–64) wurden in Heldenbergen drei Truppenlager angelegt: Lager I, das sogenannte Polygonallager, hatte mit seiner fünfeckigen Form die größte Ausdehnung, Spuren einer Innenbebauung fehlen. Gegenüber den Untersuchungen von Georg Wolff ergab die Neubearbeitung einen abweichenden Umwehrungsverlauf, so dass sich die Innenfläche von zehneinhalb auf achteinhalb Hektar reduziert. Inwieweit es einen Befestigungsabschnitt parallel zur Terrassenkante der Nidder gab, konnte bislang nicht festgestellt werden. Die Lagerumwehrung bestand aus einem Spitzgraben. Der Nachweis der Holz-Erde-Umwehrung gelang nur selten: Hauptsächlich im Bereich des Südtores konnten einige Pfostenstellungen beobachtet werden. Insgesamt sind drei Tore bekannt: Zwei an der Westseite und eines an der Südecke. Das Lager II liegt parallel zur Südwestfront innerhalb des Lagers I und ist mit einer Größe von etwa 1,25 Hektar bedeutend kleiner. Der Spitzgraben mit steiler Böschung wurde nur an drei Seiten nachgewiesen. Da Spuren einer Holz-Erde-Umwehrung fehlen, wurde das Lager wahrscheinlich von einem Rasensodenwall geschützt. Obwohl von den Toren nur dasjenige an der Südseite gerade noch durch die Ausgrabungen erfasst wurde, vermutet der Verfasser, dass die Straße A – aus westlicher Richtung von Okarben herkommend – die Via praetoria bildete: Demnach war das Lager nach Westen ausgerichtet. Eine Lagerinnenbebauung konnte nicht festgestellt werden. Das zeitliche Verhältnis zu Lager I ist nur zu erschließen. Auch das Lager III mit einer Innenfläche von lediglich 0,62 Hektar liegt innerhalb des Polygonallagers I und zwar in seinem Ostareal. Die Anlage, deren vier Seiten durch die modernen Grabungsschnitte erfasst wurden, war wiederum durch einen einzelnen Spitzgraben geschützt. Spuren einer Holz-Erde-Umwehrung fehlen, so dass ein Rasensodenwall angenommen wird. Eine

Toranlage wird an der Südwestfront anhand von Pfosten an der Innenkante des Wehrgrabens erschlossen. Wegen des Grundplans des Lagers III vermutet der Verfasser seine Ausrichtung nach Nordosten. In der östlichen Lagerhälfte konnten Pfostenstellungen und eine Herdstelle beobachtet werden, ohne dass Aussagen zur Funktion dieses Innengebäudes möglich waren. Etwa hundertachtzig Meter nordwestlich des Lagers III hatte bereits Georg Wolff Reste eines Steingebäudes mit Ziegelschutt gefunden – darunter ein gestempeltes Legionsziegelfragment –, das er als Lagerbad interpretierte. Später wurde dieses Bad durch ein Steingebäude ersetzt. Bei den Ausgrabungen der siebziger Jahre konnte dieser Befund durch einen Kontrollschnitt noch einmal erfasst werden. Auf Grund der großen Entfernung zum Lager und einer fehlenden Wasserzufuhr hat der Verfasser Zweifel an einer Deutung als Badeanlage. Er untersuchte die Verbreitung der dreißig aufgefundenen Ziegelstempel im Areal des späteren Vicus, die mehrheitlich die Legio XXII Primigenia pia fidelis nennen und ungefähr in die beiden ersten Jahrzehnte des zweiten Jahrhunderts gehören. Da im Lager III keine Ziegelzutage kamen, geht er davon aus, dass alle gestempelten Ziegel mit dem sogenannten Lagerbad in Verbindung stehen. Allerdings ist der archäologische Befund zu dürftig und der Bezug der Ziegelfunde zum Steingebäude zu unsicher, um die Neubewertung dieses Baus als Straßenposten oder Wachturm zu stützen.

Auf den S. 49–64 skizziert der Verfasser die Geschichte der drei Heldenberger Lager vor dem Hintergrund der römischen Okkupation der Wetterau. Bislang fehlen Funde, die eine Verbindung der Militäranlagen mit den Operationen der frühen Kaiserzeit herstellen. Am ehesten kommt ein Zeitraum zwischen den Jahren 83 und 110 für die Errichtung der Lager in Frage. Auf Grund des Mangels an Kleinfunden in den Grabenfüllungen ist eine Feindatierung vor allem der Anfangsbelegung über die Fundauswertung kaum möglich. Es konnte lediglich festgestellt werden, dass die Gräben in trajanischer Zeit (laut Reliefsigillata etwa um 110) verfüllt waren. Trotz dieser eingeschränkten Quellenlage versucht der Verfasser eine Zeitbestimmung mit Hilfe anderer Kriterien: Er verweist auf das Fehlen von Reinigungsgräbchen an den Grabenspitzen der Lager I und II, was zusammen mit den fehlenden Innenbauten nur eine kurzfristige Belegung andeutet. Ferner argumentiert er mit dem ältesten Fundhorizont am Platz, der sowohl nach der Analyse der Münzen (Beitrag Kortüm) als auch der Terra sigillata (Beitrag Pferdehirt) einen Beginn in nachvespasianischer Zeit anzeigt. Grundriss und Größe des polygonalen Lagers I entsprechen flavischen Anlagen in Germanien und Britannien. Konkrete Anhaltspunkte für die hier stationierte Einheit liegen nicht vor. Auf Grund der ungewöhnlichen Größe hält der Autor eine Vexillatio für wahrscheinlich, die eventuell aus verschiedenen Truppen zusammengestellt worden war. Vor dem historischen Hintergrund bietet sich am ehesten ein Zusammenhang mit dem Chattenkrieg Domitians im Jahr 83 an. Obwohl eine Abfolge der bei-

den Lager I und II nicht erkennbar ist, vermutet der Verfasser in dem Lager II das jüngere. Auch in diesem Fall sprechen die Indizien für eine kurzfristig besetzte Anlage. Nach historischen Überlegungen käme eine erneute Inbesitznahme des Platzes im Sommer 84 in Frage, als von Mainz eine Strafexpedition unter Aulus Bucius Lappius Maximus gegen die Chatten geschickt wurde. Der Verfasser schließt allerdings eine Erbauung während des Saturninus-Aufstandes – und unmittelbar danach – sowie den Kämpfen mit den Germanen nicht aus. Als Besatzung erwägt er wegen der geringen Größe von eineinviertel Hektar eine *Cohors quingenaria equitata*. Gegenüber den beiden Lagern I und II hat das Heldenberger Lager III eine abweichende Orientierung, die nach Ansicht des Verfassers mit einem Übergang über die Nidder oder eventuell mit einer Schiffslände zu erklären ist. Sowohl das Anfangs- als auch das Schlussdatum lässt sich nicht genauer als in das letzte Viertel des ersten Jahrhunderts beziehungsweise ungefähr in das erste Jahrzehnt des zweiten Jahrhunderts datieren; an anderer Stelle (S. 64) favorisiert der Verfasser allerdings ein Gründungsdatum »um 95«. Für eine nicht allzu lange Belegung des Lagers spricht die Tatsache, dass die Innenbauten nicht in Stein und die Umweh- rung sehr provisorisch errichtet waren.

Auf den S. 62–64 behandelt der Verfasser in der Zusammenschau die Stellung Heldenbergens im römischen Grenzsystem der östlichen Wetterau. Es wird die Überlegung Georg Wolffs diskutiert, nach der dieser Militärplatz neben Ober-Florstadt, Hanau-Mittelbuchen und Hanau-Salisberg beziehungsweise Hanau-Kesselstadt Teil einer älteren, weiter westlich verlaufenden Limeslinie war. Lässt der Verfasser diese Frage noch offen, verdichten sich in jüngster Zeit durch Ausgrabungen in Hanau-Mittelbuchen und Beobachtungen in Nidderau Hinweise, die die Wolffsche These stützen (vgl. M. Reuter in: E. Schallmayer [Hrsg.], *Limes Imperii Romani*. Saalburg-Schr. 6 [Bad Homburg v. d. H. 2004] 97–106). Jedoch sind unsere Kenntnisse zu diesen frühen Anlagen derzeit noch sehr bruchstückhaft, sie bedürfen weiterer Untersuchungen.

Auf die Auswertung der militärischen Phase folgt die Beschreibung der freigelegten Befunde des Zivilvicus mit den Perioden 2 bis 5 (S. 65–128). Südlich der Straßen A und E, die vom Verfasser als ‚Plateae‘ bezeichnet werden, konnten großflächig die vorderen Bereiche von sechs Parzellen mit Streifenhäusern ausgegraben werden. Der Verfasser schätzt nach der Streuung von Oberflächenbefunden sowie auch anhand von Baustellenbeobachtungen die Gesamtzahl der Streifenhausparzellen auf etwa fünfzig bis siebzig, wobei er mit einer bewohnten »Kernzone« von ungefähr zweieinhalb Hektar rechnet. Der Zivilvicus von Heldenbergen gehört demnach zu den kleineren Siedlungen der Provinz Obergermanien.

Innerhalb dieses Abschnitts behandelt der Verfasser ausführlich die Baubefunde und die Baugeschichte der sechs freigelegten, nebeneinander liegenden Parzellen mit ihren Streifenhäusern, die mit Ausnahme der Häu-

ser E und F gemeinsame Längswände hatten. Insgesamt wurden vier aufeinander folgende Bauphasen erkannt, die jedoch kaum zu synchronisieren waren, lediglich die beiden Brandschichten bilden grundstücksübergreifende Leithorizonte. Deshalb erfolgt die Beschreibung der Baubefunde nicht nach Phasen, sondern nach Parzellen. Im Anschluss werden die archäologisch fassbaren Merkmale der Streifenhäuser und ihre Ausstattung besprochen. Es fällt die weitgehend identische Breite der Grundstücke auf, die zwischen 7,60 und 8,60 Meter (durchschnittlich 7,80–8,00 Meter) betrug. Als Einheitslängen der »Kernbauten« konnten achtzehn Meter (etwa sechzig römische Fuß) ermittelt werden. Die Häuser B, D und F erreichten mit ihren Anbauten Gesamtlängen von bis zu zweiunddreißig Metern. Obwohl es keine archäologischen Hinweise für die Fortsetzung der Parzellengrenzen hinter den Häusern gab, spricht die Anordnung der Eingrabungen wie Brunnen, Latrinen und ähnliches für die Fortsetzung der Grundstücksgrenzen im rückwärtigen Teil der Parzellen. Ihr Ende konnte jedoch nicht nachgewiesen werden. Das Ausdünnen der Befunde nach sechzig Metern lässt den Verfasser eine einheitliche Parzellengröße von 480 Quadratmetern vermuten.

Bei der Bauweise der Vicushäuser herrscht im Gegensatz zur Militärarchitektur die Holzpfostenbauweise vor, wobei sowohl einzelne Pfostengruben als auch Pfostengrübchen beobachtet wurden. Anhand von Lehmstakenbruchstücken lässt sich die Stärke der Fachwerkwände auf lediglich acht bis zehn Zentimeter berechnen. Auf Grund besonders kräftiger Pfosten im Bereich der Portikus wird eine Rekonstruktion der Vorderseite in Form eines Vorbaus des Obergeschosses (*maenium*) oder eines Balkons erwogen. Für ein Obergeschoss sprechen laut Verfasser die eingesunkenen Holzstützen und ihre enge Stellung (Haus F). Das Fehlen von Dachziegeln und Schieferplatten spricht für eine organische Dachdeckung. Nach dem Massenfund von Eisennägeln in einem Steinkeller zu urteilen sind wahrscheinlich Holzschindeln verwendet worden. Die Raumeinteilung war innerhalb der Streifenhäuser nur schwer zu erkennen. Die Handwerkstätigkeiten (Töpferei, Metallverarbeitung) fanden weitgehend im Freien, das heißt im rückwärtigen Teil der Parzellen, statt. Hinter Haus F lag – wohl in Periode 4 – eine Darre. Dort befanden sich auch zahlreiche Eingrabungen, die der Verfasser nach den Maßen (Größe und Tiefe) und ihrer Bauweise in sechs Kategorien einteilt: Brunnen, (Erd-) Keller, Kastengruben, Schächte, »Zisternen«, Latrinen, wobei die engen Schächte und vermutlich die »Zisternen« ebenfalls als Latrinen gedeutet werden. In der Frühzeit der Besiedlung befanden sich die hölzernen Brunnen immer innerhalb der Häuser, danach außerhalb. Im späten zweiten Jahrhundert wurden in den Häusern B und D Steinkeller errichtet.

In einem eigenen Kapitel (S. 118–125) wird das Problem der Müllentsorgung und Fragen der Nutzungsdauer der Eingrabungen thematisiert. Es zeigt sich, dass der Müll im Umfeld der Häuser, teilweise sogar in den

Häusern selbst deponiert wurde. Nachweislichstammte der Abfall sogar von den Nachbargrundstücken. Brunnen, Keller et cetera waren geeignete Orte der Entsorgung. Dabei kam es immer wieder zu Absenkungen des Erdreichs, die nachträgliche Auffüllungen notwendig machten. Eine Übersicht, die die Eingrabungen auf den sechs Streifenhausparzellen auflistet (Tab. 16), verdeutlicht, dass alle diese Befunde wahrscheinlich eine verhältnismäßig lange Nutzungszeit belegen. Entsprechend der gesamten hundertdreißigjährigen Siedlungsperiode waren zum Beispiel die Brunnen mindestens vierzig Jahre in Gebrauch.

In der Folge wird die Baugeschichte des Vicusareals mit den sechs Streifenhäusern zusammengefasst (S. 125–128). Der Beginn des Zivilvicus setzt um die Jahre 96–98 ein, wobei sich der Verfasser der Grenzen zeitlicher Einordnung mit Hilfe des vorhandenen archäologischen Materials bewusst ist. Die Gegenüberstellung von südgallischen und nicht-südgallischen Sigillaten deutet darauf hin, dass das Haus auf dem Grundstück E das älteste dieser Häuserreihe ist. Insgesamt erreichten die Heldenberger Streifenhäuser ein hohes Alter: Haus F stand ohne Austausch der Wandpfosten über hundert Jahre, die Häuser C und D weisen in den hundertdreißig Jahren ihres Bestehens nur zwei Bauphasen auf. Abgesehen von zwei Steinkellern und einem steinernen Brunnen fand in diesem Vicusareal kein Ausbau der Häuser mit diesem Baumaterial statt. Der Verfasser schätzt (S. 72), dass im Vicus Heldenbergen insgesamt weniger als zehn Prozent der Häuser in Stein ausgebaut wurden.

Außerordentlich wichtig sind zwei Zerstörungshorizonte, die mit historischen Ereignissen in Verbindung gebracht werden. Der erste, dem einige Häuser (C und D) im Ortskern zum Opfer fielen und mit dem die Keramikproduktion in Heldenbergen endete, kann mit Hilfe der Terra sigillata in die sechziger Jahre des zweiten Jahrhunderts datiert werden. Hinweise auf eine kriegerische Zerstörung fehlen zwar, aber die Tatsache, dass in benachbarten Militärplätzen wie Altenstadt, Oberflorstadt und Echzell etwa zur gleichen Zeit große Zerstörungshorizonte bezeugt sind, macht einen Zusammenhang mit den überlieferten Chatteneinfällen der Jahre 162 beziehungsweise 170/171 plausibel. Gleichwohl ist ein lokales Schadenfeuer grundsätzlich nicht auszuschließen. Demgegenüber ist der zweite Zerstörungshorizont, der um das Jahr 233 zu datieren ist, von einschneidender Bedeutung, da mit ihm schlagartig die römische Besiedlung am Ort endet.

Auf den S. 129–176 stehen Aspekte der Handwerksbetriebe des Vicus von Heldenbergen, die sich anhand von Befunden und Funden belegen lassen, im Mittelpunkt der Untersuchungen. Die Bronze- und Eisenverarbeitung sowie Knochenschnitzereien sind anhand von Werkabfällen, Werkzeugfunden und zwei Schmiedeofen bezeugt. Während der Verfasser zwei Werkstätten des Bronzehandwerks auf Grund ihrer Fundverbreitung im östlichen Bereich der Zivilsiedlung und vor dem Südort des Lagers III vermutet, wurden zwei Schmiede-

öfen auf dem Grundstück des Streifenhauses B (Periode 3 und 4) gefunden, der erste Ofen innerhalb des Hauses und der zweite auf der Parzelle hinter dem Gebäude. Schmiedeaktivitäten lassen sich in Form von Schlacken bereits in den Wehrgräben der Lager nachweisen. Besonders häufig kamen sie in den Perioden 3 und 4 zum Vorschein, während sie in der letzten Periode (5) fehlen. Die Keramikproduktion spielte vor Ort eine besondere Rolle. Bislang sind aus älteren und jüngeren Untersuchungen sechs sogenannte »stehende« Töpferöfen sowie große Mengen an Fehlbränden bekannt, die sich auf die Streifenhäuser A und E und auf fünf Areale an den Westumwehungen der ehemaligen Lager II und III verteilen. Aus dieser Lage kann der Verfasser Rückschlüsse auf die Organisation des Töpferhandwerks ziehen: Die Streuung der Betriebe und ihre enge Anbindung an die Wohnhäuser deuten darauf hin, dass es wahrscheinlich keine Brenngemeinschaften, keine ausgewiesenen Töpferquartiere und keine Spezialisierung bei den Arbeitsgängen gab, sondern dass alle Arbeiten innerhalb eines Streifenhauses im Familienbetrieb durchgeführt wurden. In den Streifenhäusern selbst wiesen außer den Öfen nur wenige Anlagen und Gerätschaften auf das Töpferhandwerk hin, die anhand der Keramikprodukte zu erschließen sind, so Drehscheiben, Rollrädchen, Metall-Lamellen und anderes. Ausführlich wird das Produktionsspektrum der Heldenberger Töpfereien beschrieben, bei dem es sich um große Serienproduktionen handelte. Mit Ausnahme zweier in Modeln hergestellter Lampen des Typs Loeschcke IX wurde ausschließlich scheibengedrehte Ware angefertigt, es gibt keinen Hinweis auf handgeformte Ware.

Die Keramikherstellung erfolgte im Vicus Heldenbergen im Zeitraum von etwa 100 bis in die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts. Namentlich lässt sich nur der Töpfer Lucius Primus auf einer Reibschüssel mit lokaler Provenienz belegen; von einem zweiten ist lediglich der Buchstabe S bekannt. Die Mehrheit der Heldenberger Produkte bleibt anonym (S. 143 f).

Auf den Seiten 177–179 streift der Verfasser das einzige bislang bekannte, an der Westseite des Vicus gelegene Gräberfeld, das bei Ausgrabungen im Jahr 1904 in Teilen freigelegt wurde. Von den ursprünglich etwa zweihundert Brandbestattungen, deren Beigaben zwischenzeitlich verschollen waren und heute keine geschlossenen Grabinventare bilden, konnte durch eine glückliche Fügung ein Teil der Funde ausfindig gemacht und untersucht werden. Demzufolge erstreckt sich der zeitliche Rahmen dieser Bestattungen von der Periode 2 (Beginn des zweiten Jahrhunderts) bis in die erste Hälfte des dritten Jahrhunderts. Es scheint sich ausnahmslos um Brandbestattungen zu handeln.

Auf den S. 194–199 behandelt der Verfasser die Funde und Befunde der Ausgrabungen, die in die nachrömische Zeit gehören. Mit einer Siedlungsunterbrechung von ungefähr hundertfünfzig Jahren setzte am Ende des vierten Jahrhunderts im Bereich des ehemaligen Lagers III (»Auf dem Mühlberg«) eine Aufsiedlung

durch die Alamannen ein, die nur durch wenige Funde dokumentiert ist. Der Verfasser ordnet sie ohne nähere Begründung dem Teilstamm der Bukinobanten zu. Im gleichen Gebiet befand sich in karolingischer Zeit eine fränkische Siedlung, von der bei den Ausgrabungen drei Holzgebäude und ein Grubenhaus erfasst wurden. Über den fränkischen Bauten entdeckte man Spurrillen früh- und hochmittelalterlicher Wege.

Es schließen sich auf den S. 205–336 »Studien zu chronologisch wichtigen Funden und Fundgruppen« an. Klaus Kortüm untersucht die sechsundachtzig Münzfunde der Ausgrabungen, indem er nach einem von ihm entwickelten Verfahren die Münzkurve Heldenbergens mit anderen Plätzen Obergermaniens vergleicht. Es zeigt sich ein ähnliches Bild wie am Militärstandort Hanau-Salisberg. Die chronologische Verteilung der Prägungen deutet einen um etwa fünf bis zehn Jahre früheren Beginn als bei den Lagerplätzen im Taunus und in der Wetterau oder am Neckarlimes an. Dies lässt auf ein Anfangsdatum des Lagers III einschließlich des Vicus um 95/100 schließen. Im zweiten Jahrhundert zeichnet sich nach der abfallenden Münzkurve ein Siedlungsrückgang ab. Die Schlussmünze aus den Jahren 228/231 gibt den Terminus post quem für die Enddatierung von Heldenbergen an.

Michael Gechter untersucht in seinem 1982 abgeschlossenen Beitrag (S. 207–209) die achtzig Fibelfunde von Heldenbergen. Er unterteilt sie in Mantel- und Schmuckfibeln, wobei erstere vor allem von Männern beziehungsweise Soldaten, letztere von Frauen getragen wurden. Anhand von Zeithorizonten ausgewählter Lager- und Siedlungsplätze ergibt sich für Heldenbergen ein Beginn in frühflavisch-domitianischer Zeit. Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts ging der Gebrauch von Schmuckfibeln merklich zurück.

Eine römerzeitliche Zikadenfibel wird in einem eigenen Beitrag (S. 210–213) von Ursula Ibler behandelt. Bedauerlicherweise kam diese Gewandspange als Streufund im Lager III zu Tage. Während frühere Forschungen von einer Zeitstellung in der Epoche der Völkerwanderungen ausgingen, wurde in jüngster Zeit eine Gruppe dieser Zikadenfibeln in die römische Kaiserzeit datiert. Die frühen Fibeln, zu denen das Exemplar aus Heldenbergen gehört, fallen besonders durch ihren Sehnenhaken auf, andere Merkmale sind ihre geringe Größe und Plastizität, Weißmetallüberzug und anderes. Ferner begegnen Zikaden als Ziernotiv auf anderen kaiserzeitlichen Fibeltypen und Haarnadeln. Der Verbreitungsschwerpunkt der frühen Variante liegt im pannonischen Gebiet; in den westlichen Provinzen sind nur vereinzelte Stücke nachgewiesen, zu denen ein weiterer, unpublizierter Fund aus Groß-Gerau hinzukommt.

Regina Franke (S. 214–216) stellt einen silbernen, in Durchbruchtechnik gearbeiteten herzförmigen Schwertriemenanhänger vor, der ungefähr im Zeitraum vom Ende des zweiten Jahrhunderts bis vermutlich zur Mitte des dritten Jahrhunderts zusammen mit ähnlich verzerrten Beschlagplatten Bestandteil des Balteus war. Das Heldenberger Exemplar war, wie die Fundlage in

der Zerstörungsschicht des Jahres 233 zeigt, vor diesem Zeitpunkt in Benutzung.

Bei den Ausgrabungen konnten 533 Scherben von 447 bestimmaren Reliefsigillatagefäßen und 118 gestempelte, sogenannte glatte Sigillaten geborgen werden. Die Zahl der letzteren erhöht sich um 210 Alt-funde, deren Bearbeitung Barbara Pferdehirt übernommen hat (S. 216–231). Ausgangspunkt der Analyse ist ihre umstrittene Einteilung in Töpfergruppen, die die Verfasserin 1986 im Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz vorgelegt hat und die an dieser Stelle übernommen wird. Das Gefäßspektrum umfasst in der Hauptsache Schüsseln des Typus Dragendorff 37. Gefäße des Typus Dragendorff 29, 30 und Knorr 78 sind in nur geringen Stückzahlen erhalten. Der Vergleich mit anderen Fundplätzen ähnlicher Zeitstellung vor allem im Hinblick auf das Verhältnis der Schüsseln Dragendorff 29 und 37, der Dekorelemente im allgemeinen und auf das Vorkommen später Relief-töpfe bewog die Verfasserin, einen Besiedlungsbeginn in den neunziger Jahren anzunehmen. Der Beginn der Vicusbesiedlung erfolgte im ersten Jahrzehnt des zweiten Jahrhunderts. Das Fehlen später Reliefsigillata aus Trier und Rheinzabern (Gruppe III b) zeigt das zeitliche Ende des Fundplatzes an. Der Vergleich mit benachbarten Orten wie Frankfurt-Heddernheim, Butzbach (Lagerdorf), Butzbach-Degerfeld (Kleinkastell) und dem Lager Altenstadt bezeugt, dass in Heldenbergen bereits vor der Zerstörung des Ortes zwischen 230 und 240 die Belieferung mit Terra-Sigillata-Geschirr zurückging, wobei die Verfasserin eine allmähliche »Abwanderung der Vicusbewohner« vermutet. Wie bei der Reliefware ist unverziertes Geschirr der vor- und frühflavischen Zeit selten; wegen des ähnlichen Fundspektrums bei den gestempelten Sigillaten von der Saalburg datiert die Verfasserin den Beginn Heldenbergens in die spätdomitianische Zeit.

Die Analyse der Graffiti auf Gefäßkeramik und einer Salbenreibplatte unternimmt Markus Scholz (S. 231 f.). Es sind lateinische und keltische Namen der Besitzer sowie Maßangaben erhalten. Germanisches Namensgut lässt sich nicht fassen. »Mulsum« (Honigwein) ist auf einem Krug eingeritzt. Dass die Zeichenfolge »V S« auf einer Salbenreibplatte »fünf Sesterzen« bedeutet, ist unwahrscheinlich, dafür würde man die Abkürzung »HS V« erwarten. Es handelt sich eher um eine Zahlenangabe »VS(emis)« oder um ein Namenskürzel.

Mit Hilfe einer Tabelle (Tab. 50) versucht der Hauptverfasser, einen Überblick über die Gefäßkeramik mit Ausnahme der Reliefsigillata zu geben, wobei weniger konkrete Fundvergesellschaftungen als vielmehr die Anteile einzelner Gefäßformen in den jeweiligen Perioden aufgelistet sind. Ausgangspunkt dieser Keramikanalyse ist die anhand der Randscherben ermittelte Mindeststückzahl. Da die Abgrenzung der Perioden nicht immer eindeutig ist, kann diese Tabelle nur grobe Entwicklungslinien aufzeigen. Hinzu kommt die Vermischung von Fehlbränden aus den hauseigenen Töpfereien mit dem Gebrauchsgeschirr.

Zu den naturwissenschaftlichen Beiträgen zählt die anthropologische Auswertung von ungefähr sechzig Menschenknochen, die der Hauptverfasser selbst durchführte. Diese Knochenreste lagen nicht mehr im Skelettverband, sondern waren über das gesamte Vicusareal verstreut. Es handelt sich um Schädel und Knochen von mindestens sechs meist männlichen Individuen, wobei alle vollständig erhaltenen Schädel erhebliche Schlag-, Hieb- und Stichverletzungen aufweisen. Dies spricht für eine brutale Tötung, die in einigen Fällen an den bereits am Boden liegenden Menschen erfolgte. Die meisten Skelettreste lagen in Befunden der Periode 5, deren Ende der Verfasser in das Jahr 233 ansetzt.

Die Untersuchung der 5902 Tierknochen erfolgte durch mehrere Bearbeiter, nämlich Angela von den Driesch, Joachim Boessneck, Joris Peters und Gabriele Sorge. Die Überreste von Haustieren machen etwa neunzig Prozent des Gesamtbestandes aus. Schlacht- und Speiseabfälle überwiegen. Jagd spielte bei der Ernährung der Bewohner des römischen Heldenbergen keine Rolle. Für die Fleischversorgung dienten in erster Linie Rinder.

Helmut Schmalfuß behandelt in seinem Beitrag die Reste von Insekten und Mollusken, die in drei Latrinen gefunden wurden, während Maria Hopf Abdrücke von Getreide- und Dreschrückständen in den lehmverziegelten Wänden eines Töpferofens analysiert.

Die Auswertung der Pflanzenreste wurde bereits unmittelbar nach den Ausgrabungen im Saalburg-Jahrbuch 32, 1982, 110–119, von Josef Baas veröffentlicht, das Resümee ist an dieser Stelle nochmals abgedruckt. Die holzanatomische Bestimmung führte Dieter Eckstein durch: Bei den dreiundfünfzig geborgenen Hölzern überwog die Eiche. Burghart Schmidt untersuchte die Hölzer zweier Brunnen dendrochronologisch; fehlende Splintholzreste erlauben nur eine ungefähre Datierung in die Jahre 107 bis 117. Metallurgische Analysen der Eisenschlacken und zweier birnenförmiger Schmelztiegel ergab, dass mit Hilfe des Rennfeuerverfahrens für den Eigenbedarf Eisenerze verhüttet wurden und Buntmetall gegossen wurde, nämlich Bronze mit hohem Kupfer- und Zinnanteilen.

Drei Beiträge widmen sich keramiktechnischen Fragen des Fundplatzes Heldenbergen. Wolfgang Czyns unterscheidet makroskopisch und anhand von An- und Dünnschliffen neben Terranigra-Gefäßen acht Warengruppen meist orangeroter oder beige-gelbbrauner Farbe, wobei er die B-Ware in zwei Untergruppen aufteilt. Auf den mit dem Rasterelektronenmikroskop erstellten Schwarzweißaufnahmen lässt sich für den Betrachter diese Trennung der B-Ware nicht nachvollziehen. Susanne Biegert und Gerwulf Schneider analysierten ausgewählte Keramikscherben der Ausgrabung, die diese Einteilung weitgehend bestätigen. Weitere Beiträge (Heinz Persicke und Manfred Schmid) befassen sich mit Dichte und Porosität der Heldenberger Töpfergefäße; mit Ausnahme der Ware D sind die Keramiken verhältnismäßig dicht. Im ersten Katalogteil sind sowohl die Funde aus den Ausgrabungen als

auch Stücke in Privatbesitz (bis 1977) und schließlich diejenigen verzeichnet, die vom örtlichen Heimatverein geborgen wurden. Vergleichsfunde werden nicht bei allen Fundgattungen angeführt. Unter der Bezeichnung »P« werden pro Periode zwanzig datierte Fundkomplexe vorgelegt (Taf. 114–134).

Die Funde aus den Gräbern sind auf den S. 443–447 separat katalogisiert. Im Anhang A werden wichtige Fundkomplexe der Ausgrabungen zwischen 1973 und 1979 aufgelistet, bei Anhang B handelt es um eine Übersicht der Fundstellen im Vicus mit einer Kurzbeschreibung. Die Publikation ist mit fünf Beilagen ausgestattet, die dem Leser einen schnellen Überblick über den Fundplatz und seine Ausgrabungen verschaffen.

Mit diesem Doppelband wird die Tradition der Publikationsreihe »Limesforschungen« der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts fortgesetzt, in der mit Fundplätzen wie Okarben, Holzhausen, Rödgen, Butzbach, Altenstadt und Hesselbach Grabungsergebnisse benachbarter Militärplätze am nördlichen Obergermanischen Limes veröffentlicht wurden. Besonders hervorzuheben ist die Leistung des Hauptverfassers Wolfgang Czyns. Von der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck wurde das Werk als Habilitationsschrift angenommen. Ohne Zweifel mussten die Auswertung der Grabungsbefunde und die Rekonstruktion der Besiedlungsentwicklung des Fundplatzes im Mittelpunkt der Untersuchungen stehen. Dies geschah in akribischer Weise. Ein weiterer Hauptgesichtspunkt ergab sich durch die verschiedenen handwerklichen Tätigkeiten, die von archäologischer und naturwissenschaftlicher Seite auf breitem Raum behandelt werden. Hier konnten wichtige Einblicke in die wirtschaftlichen Verhältnisse der Siedlung und in die Zusammensetzung ihrer Bewohner gewonnen werden. Zwangsläufig musste die Auswertung der Massen an Keramikfunden hinter diesen Hauptaspekten zurückstehen. Dies mag als ein gewisses Manko aufgefasst werden, ihre nach heutigem Standard adäquate Bearbeitung und Publikation hätte den Rahmen des Machbaren jedoch bei weitem gesprengt. Die Ausstattung der beiden Bände mit Abbildungen, Tafeln und Beilagen ist aufwendig und qualitativ. Fehler hat der Rezensent nur selten bemerkt: An Stelle des Begriffs »Kastell« ist die Bezeichnung »Lager« oder »Truppenlager« treffender. Auf S. 49 ist statt »Wiesbaden-Kastel« die Bezeichnung »Mainz-Kastel, Stadt Wiesbaden« zu verwenden. Da sich die Auswertungen der Ausgrabungen notgedrungen über einen langen Zeitraum erstreckten, hätten einige Beiträge, die frühzeitig fertiggestellt waren, der Aktualisierung bedurft. Obwohl die auf archäologischem Weg untersuchten Areale nur einen kleinen Ausschnitt des Fundplatzes berühren, kann der Verfasser ein plausibles Bild der Geschichte des Militärstandortes und der anschließenden Zivilsiedlung Heldenbergen sowie der Lebensumstände seiner Bewohner am Rande des Imperium Romanum entwerfen.

Köln

Norbert Hanel

Nico Roymans, *Ethnic Identity and Imperial Power. The Batavians in the Roman Empire*. Amsterdam Archaeological Studies, volume 10. Amsterdam University Press, 2004. 277 pages, 114 illustrations.

This elegantly written and lavishly illustrated volume both records the latest stage in a long program of research, and also makes a genuinely original contribution that demands to be read by all researching Iron Age and early imperial societies in Rome's western provinces.

As a study focused on the archaeology and history of the populations of the lower Rhine and their encounter with Rome, it represents a continuation of work that Roymans and his collaborators have been conducting for two decades now. Their work marries the traditional strengths of field-work and artefact studies, often conducted in less than ideal conditions, with interpretative techniques borrowed from anthropology. Earlier contributions include Roymans' own 1990 thesis ›Tribal Societies in Northern Gaul‹; a series of studies funded by the Nederlandse Organisatie voor Wetenschappelijk Onderzoek since 1989 through its Pionier Project ›Power and Elite‹ (some published in the collective volumes ›Images of the Past‹ and ›From the Sword to the Plough‹, both co-edited by Roymans); Ton Derks' important ›Gods, Temples and Ritual Practices‹; and also a good deal of fieldwork, notably the excavations of the temple site at Empel. The present volume is sole-authored by Roymans: this contributes to its thematic unity, but it draws on the work of a team. Roymans is careful to credit at each stage of his argument the many collaborators whose studies have contributed to this project, and in some senses the book comprises a series of discrete studies, bound together by a central argument. Two are numismatic, on gold triskelos Scheers thirty-one coins and on triquetrum coinages respectively. Two are historical, dealing with aspects of the conquest and the juridical-political status of the pre-Flavian Batavian polity. One deals with three pieces of monumental art. About one third of the book consists of a report and analysis of the mass of archaeological material from the site or sites of Kessel-Lith, largely recovered during dredging operations. The remainder of the book develops an argument about ethnicity, specifically about the origins and evolution of the Batavian people.

It is that discussion of ethnogenesis – in which an anthropological approach draws together archaeological, numismatic, epigraphic and historical studies – that constitutes the real originality of the project. Roymans draws on a range of modern studies of ethnicity to develop a set of working hypotheses. Ethnic groups are groups whose members ›consider themselves and are considered by others as culturally distinctive‹. Moreover their unity is formed during relations with others and always open to challenge. The unity of an ethnic group is constructed ideologically, it often involves invented traditions and myths of origins, and is situatio-

nal in the sense that individuals invoke membership of different groups to which they belong, depending on the circumstances.

This social constructionist view of ethnicity has its roots in a kind of social theory developed in opposition to essentialist and ahistorical notions of ethnicity which have often been linked to nationalist and even racist agendas. ›Ruretanian for the Ruretanians‹, as Ernest Gellner used to sum up the nationalist credo, depends on a notion of Ruretanians as an objectively real people, with origins lost in the mists of time and wholly distinctive from their neighbours not just in habit, taste and custom but also in moral nature or character. Claims of common biological ancestry are not necessary but are common to that version. Roymans shares the social theorists' caution about such concepts when he asserts the subjective nature of ethnicity, and its temporary and contingent nature. Ethnicities are formed (in ethnogenesis), develop dynamically over time and eventually pass away (in what is now sometimes termed ethnogenesis). There are, however, difficulties with the social constructionist approach, at least in its more extreme forms. The more we regard ethnicity as contingent and situational the more difficult it is to account those very long lasting ethnic groups, or why some people will maintain their allegiance to ethnicities long after they have become uncomfortable, disadvantageous or downright hazardous. The future of multi-cultural and multi-ethnic Europe with its many diasporic populations would be easier if individuals and minority populations were always happy to shift into more easily accommodated ethnic modes as their situations changed. But there is little sign that the alienation of minorities is a transitory or transitional experience. Examples abound from antiquity to the modern day, of ethnic minorities persisting in defiance of the prejudice or hostility of surrounding populations. If adaptation and accommodation is so easy, why are there still Muslims in Bosnia or Palestinian Christians? To answer that ethnic affiliation matters more to many than their immediate economic or political advantage does seem to raise problems for the notion of ethnicity as a convenient mask or strategem. To be sure the question of how apparently labile social identities seem on occasion to become locked together with much more durable personal and psychological identities is not really a problem for Roymans' purposes. But those working in the eastern provinces might well ask themselves why Greeks, Jews and some others held on so tenaciously to identities that sometimes marginalised them in relation to Rome, rather than follow the more relaxed, (or more strategic?) pattern of western populations. Equally, those of us concerned with western populations might ask, even if we cannot answer, why pre-Roman identities were so readily abandoned in so many cases. Why did it matter less to be an Eburone than a Greek? What the social constructionist model of ethnicity does offer Roymans is an approach to prehistoric identities that does not depend on culture-historical equations of spe-

cific archaeological facies with particular peoples. What is really remarkable about this book is the subtlety of the picture Roymans has been able to develop without claiming to have identified »Batavian pottery«, »Batavian brooches« or the like.

To this general theory of ethnicity, Roymans adds insights drawn from other studies notably John Creighton's important ›Coinage and Power in Late Iron Age Britain‹ (Cambridge 2000) and Reinhard Wenskus' rather older ›Stammesbildung und Verfassung: das Werden der frühmittelalterlichen Gentes‹ (reprint Stuttgart 1977). From the former, Roymans derives ways to relate coinages to particular peoples and dynasties without returning to now discredited historicising approaches to the Iron Age. He also draws comforting analogies with Creighton's picture of other royal dynasties at the very edge of empire making successful use of Roman symbols and myths to develop a new regal style. From Wenskus, Roymans borrows the idea that in many cases of ethnogenesis it is possible to discern a small core group – a ›Traditionskern‹ – which supplies ethnonym, myths of origin and so on to a more heterogeneous population. Ideas of this kind have been recently applied to archaic Greece. Erich Gruen's recent edited volume ›Cultural Borrowings and Ethnic Appropriations in Antiquity‹ (Stuttgart 2005) provides a range of examples, including an important paper by Hans-Joachim Gehrke, some of whose earlier work Roymans also draws on. This eclectic use of anthropology, ancient and mediaeval history and archaeological theory is very much Roymans' trademark. In this book, it is deftly combined to tell a clear, and largely convincing, story.

Here is Roymans' Batavian story, in a nutshell. The historical Batavians, as known from the pages of Tacitus' ›Histories‹, originated in a historical moment of ethnogenesis, perhaps at the very end of Caesar's Gallic War. They were formed from a union between local populations, some of them survivors of Caesarian massacres, and a core group originating among the Chatti of the middle Rhine who were perhaps already tied to the Romans by treaty. The creation of this new entity involved little transformation in the material culture of the lower Rhine, and some existing sanctuaries remained in use, but a centre emerged or remained important at Kessel-Lith, a predecessor of both oppidum Batavorum and Noviomagus (modern day Nijmegen). Around these religious and political central places a set of new traditions were woven, probably including descent from Hercules, whose wandering features in many contemporary local traditions in the west and whose worship is well attested in the area, and perhaps also including a mythic role for Julius Caesar himself. This original Batavian population originally included groups like the Cannenefates who would, after the Batavian Revolt during the Flavian civil war, be politically separated from them. From the beginning the Batavians had a special place in the Roman order as suppliers of cavalry, and it is in the context of military service alongside the legions that many dimensions of Batavian

identity was developed. The tombstones of Batavian auxiliaries show their rejection of German and barbarian identities. Back home they were municipalized early and traces of monumental art suggest that first the local royal house and later a more broadly based elite played a leading role in promoting urbanization. The very success of the Batavians in finding a role within the Roman system led to the eventual decline of this ethnic identity, not in a catastrophe but simply through a process where other identities – Roman and Noviomagan – came to be invoked more often.

This account is extremely plausible. It makes excellent sense of the broad continuity of house forms, economic life, ceramic types and some settlements alongside the historical evidence for the appearance of a new people. Numismatic evidence plays a major part in giving the Chatti a ›Traditionskern‹ some archaeological expression: the recent great improvements in the chronology of Iron Age coinages allow Roymans to effectively track the core group from the region of the Dünsberg in central Hesse to the lower Rhine. The early date proposed for municipalization looks much more plausible given the recent find of an apparent urban centre at Waldgirmes under construction before the Varian disaster. The end of the story is less clear than the beginning, given the small number of usable inscriptions which are the only way of measuring individual claims about their identity, but this is hardly the focus of this study.

One of the strengths of the way the book is organised is that the individual studies can to a large degree be read in isolation. Roymans is well aware that some must remain more speculative than others which are important contributions in themselves. So chapter six on the Trisquetrum coinage is furnished not only with twenty-two distribution maps, line drawings of coin types, and tabulated information on variations in the silver: copper ratio from lower Rhine finds but also an appendix giving full details of find spots. Those familiar with the publications of the ›Power and Elite‹ project will not be surprised to find this volume documented by a mass of tabulated data, maps, plans and in the case of the monumental sculpture discussed, colour plates as well. Most speculative are the attempts to reconstruct foundation myths for the Batavians. Like Derks' similar discussion of the Remi in his monograph cited above, these investigations are easily the best guesses available but no more than that. The head of Caesar and the Tiberius column from Nijmegen, neither with a very secure context, can be interpreted in many ways. Likewise the fragmentary inscription from Escharen (also discussed in chapter nine) might belong to a ›tabula patronatus‹, but many other interpretations are possible of a bronze on which only the emperor's name can be restored. Discussions of invented traditions do, however, play a very valuable part in the argument as a whole in indicating the kind of ideological activity that must have accompanied components of these changes attested in other media.

Perhaps the most important part of this volume is the discussion in chapter seven of the great body of late La Tène metalwork recovered from dredging at Kessel-Lith. Very little can be said about the structure of this complex site, but the densest amount of material is concentrated along a two kilometres long zone where the Meuse and Waal almost or (as Roymans argues) actually did touch in antiquity. The material includes weaponry, cauldrons, personal equipment and also coins and human skeletal material. At least a part of this must relate to ritual activity, although whether this is to be imagined as one or more major events, like that giving rise to the structures of human bones at Ribemont, or rather as a long period of cult activity more like those at La Tène itself is unclear. Some activity seems datable (largely on the basis of Nauheim fibulae) to the beginning of La Tène D1, that is to the late second century B.C. It remained a centre until the early Augustan period, when architectural fragments suggest the construction of a major early Roman temple. That chronology places the growth of the centre before the Batavian ethnogenesis. If correct then the process is not analogous to those instances known from more recent west African history, when new arrivals imposed a warrior aristocracy on top of existing acephalous societies, and instead the new Chattian arrivals either seized control of the levers of social power in a society already centralised, or else built their polity on the ruins of one only recently destroyed by Roman arms. Roymans suggests we are seeing here developments analogous to those associated with oppida further south at around the same time, and suggests that Kessel-Lith was a major centre of production for coins, glasswork and metalwork. The circumstantial case for seeing the region as participating in similar developments to those that generated oppida in eastern France and southern and western Germany, to the great ditched enclosures of southern Britain and to the monumental central places of Romania is a strong one. That said, the exact nature of what was happening at Kessel-Lith remains conjectural. The idea of it as a centre of production remains essentially an argument from silence. Roymans correctly states there are no other candidates at present. But in this lowland and much altered landscape who knows what other major sites remain to be found?

Whatever does emerge from the next decades of research, its analysis will be deeply indebted to this book. One of the most attractive features of Roymans' work is the easy way in which he not only builds on his previous achievements, but also revises his earlier conclusions when appropriate. At the vanguard of those who in the eighties rewrote late European prehistory beginning from economy and society, Roymans now leads the way in exploring cultural and ideological dimensions of the same material and in this work leads the way in reintegrating historical evidence. The result is a study that is a model for similar projects all over Europe.

St. Andrews

Greg Woolf

Monique Dondin-Payre und Marie-Thérèse Raepsaet-Charlier (Hrsg.), *Sanctuaires, pratiques culturelles et territoires civiques dans l'Occident romain*. Le Livre Timperman, Brüssel 2006. xxvi und 514 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Die Arbeitsgruppe »L'empreinte de Rome sur les Gaules et les Germanies« am Centre Gustave Glotz des Centre National de la Recherche Scientifique (CNRS) in Paris und an der Freien Universität Brüssel stellt in dem vorliegenden Buch ihre Ergebnisse vor, die den Einfluss Roms auf das religiöse Leben im römischen Westen zeigen sollen. Im Mittelpunkt stehen römische Strukturen und öffentliche Kulte, insbesondere die Funktion der Religion für die politischen Institutionen (S. vii). Der Schwerpunkt liegt auf der »religion publique«, also auf den von der Civitas zum Nutzen aller Bürger kontrollierten Kulte. Ganz im Sinne der Polisreligion werden Munizipalstrukturen – Civitas, Kolonie oder Munizipium – als essentiell für das Verständnis religiöser Strukturen in den Provinzen angesehen (S. vii–ix).

Das Buch ist in drei Abschnitte gegliedert: (1) Funktionsmodelle für die westlichen »sanctuaires civiques«, (2) Heiligtümer in Gallien und Germanien, (3) Deditanten und Devotionalien. Vorgelegt werden insgesamt dreizehn Beiträge plus Einleitung [S. v–ix] und ein abschließendes Fazit von John Scheid (S. 439–448). Der erste Beitrag beschäftigt sich mit drei Kultstätten in der Chora von Korinth aus dem achten bis zweiten vorchristlichen Jahrhundert (Laurence Gillot, S. 3–29), um das Grundmodell exemplarisch zu erklären: Extraurbane Heiligtümer drücken demzufolge die Identität und territoriale Souveränität der Polis aus und dienen der Integration der verschiedensten sozialen Gruppen der Bevölkerung (S. 21 f.). Anschließend wird die enge religiöse und institutionelle Beziehung zwischen Rom und Ostia untersucht (Françoise Van Haepere, S. 31–50). Im Fall der Colonia Augusta Emerita (Bertrand Goffaux, S. 51–99) werden die Kulte als »système religieux fondé sur les règles institutionnelles romaines« interpretiert (S. 51), in der es die Rolle des öffentlichen Ritus sei, den Zusammenhalt des »système poliade« zu sichern (S. 53). Das Profil der epigraphisch belegten Deditanten lässt zudem keine Korrelation mit der Verehrung römischer beziehungsweise regionaler Götter erkennen (S. 72); indigene Gottheiten, wie Lacipaea, werden in die Kolonie integriert (S. 66 f.).

Im Beitrag zu Britannien (Grégoire Van Havre, S. 99–118) wird versucht, Munizipalstrukturen zu rekonstruieren. Ein Collegium peregrinorum wird als Hinweis auf die Einführung des »système municipale« angesehen (S. 104), während eine »urbanisation très avancée« sowie die Organisation eines öffentlichen Kultes auf dem gesamten Territorium des (kurzlebigen) Klientelkönigtums des Togidubnus angenommen wird, etwa anhand der frühen Monumentalisierung ländlicher Heiligtümer wie Hayling Island (S. 115). Für das Volk der Dobunni vermutet der Autor ein »schéma compara-

ble à celui de la Gaule« (S. 116). Da epigraphische und archäologische Testimonien nicht unbedingt die »réalité institutionnelle« widerspiegeln würden (S. 115), wäre es laut Van Havre denkbar, dass beispielsweise die Popularität von Merkur bei den Dobunni lediglich die Anwesenheit von Händlern und Socii widerspiegelt (S. 115 Anm. 54). Insofern erschwert die Quellenlage den Versuch, Religion mit Munizipalstrukturen in Verbindung zu bringen. Leider spiegelt die berücksichtigte Literatur nicht immer den neuesten Forschungsstand wider; bedauerlich ist etwa die Nichteinbeziehung von R. Niblett, *Folly Lane* (London 1998) zum gleichnamigen Heiligtum.

Die Rolle der großen Heiligtümer für die Integrität großer territorialer Civitates führt uns zum zweiten Abschnitt des Sammelbandes mit einer Reihe wichtiger Fallstudien: das Quellheiligtum Villards d'Héria der Sequaner (William Van Andringa, S. 121–134), Bois l'Abbé in der Civitas von Amiens (Monique Dondin-Payre, S. 135–158), das suburbane Heiligtum La Motte du Ciar bei Sens (Agenticum; Bertrand Debatty, S. 159–180) und schließlich Blicquy in der Civitas Nerviorum (Evelyne Gillet, Nicolas Paridaens, Léonce Demarez, S. 181–215). Der extraurbane Kultkomplex Blicquy ist besonders interessant: Die Stelle eines bronzezeitlichen Gräberfeldes wird in der späten Latènezeit zum Ort einer Kultstätte auserkoren (S. 184); im ersten nachchristlichen Jahrhundert entsteht ein »bois sacré artificiel« als Residenz der Gottheit (S. 191 f.); neben dem Umgangstempel und der Portikus entwickelt sich bis zu seiner Aufgabe im dritten Jahrhundert ein »romanisierter« Kultkomplex mit Theater und Thermen (S. 213). Obwohl eine explizite epigraphische Dokumentation fehlt, wird auch in Blicquy unter Anlehnung an andere große Heiligtümer eine Kontrolle und Finanzierung durch die Civitas vermutet (S. 215). Die Idee, den auf der Bilingue von Vercelli erwähnten »campus« für »deis et hominibus« mit dem Theater von Blicquy »à l'extérieur de l'enceinte culturelle« zu assoziieren (S. 211), erscheint wenig nachvollziehbar, da die Vercelli-Inschrift ja die Grenzen einer Kultstätte im keltischen Sinne definiert.

Obwohl die Quellenlage für La Motte du Ciar äußerst problematisch ist, wird es als bedeutendes Beispiel für die Rolle suburbaner Heiligtümer in Gallien gewertet. Nach Ansicht des Autors gibt es keinen Umbruch zwischen vorrömischer und römischer Epoche, da die religiösen Praktiken in diesem monumentalen Heiligtum verschmelzen, als Indiz für die Integration der Civitas der Senonen in die römische Welt (S. 176). Die vermutete Trias der senonischen »dieux poliades« – Mars, Vulcan und Vesta – wird als Einverleibung indigener Götter in die munizipalen Strukturen durch die Adoption römischer Theonyme interpretiert (S. 173–176).

Bezüglich des ländlichen Heiligtums Bois l'Abbé soll die Erwähnung der kaiserlichen »numines« und des »pagus« der Catoslovi auf der ins zweite bis dritte Jahrhundert datierten Weihinschrift eines Sacerdos Romae

et Augusti, der ein nahe dem Kultort gelegenes Theater stiftet, zeigen, dass dies nicht die Kultstätte eines Pagus war, sondern von der gesamten Civitas kontrolliert wurde: »la cité, un tout qui fusionne ses composants« (S. 154; 443).

Der dritte Abschnitt widmet sich den Dedicanten und Devotionalien, darunter eine systematische Analyse der Stifter, die auf den neunundsechzig Silberobjekten aus dem Heiligtum des Merkur Can(etonensis) von Berthouville genannt werden [Elisabeth Deniaux, S. 271–295]; die Erwähnung der Stips auf den Artefakten wird als wichtiges Indiz für einen öffentlichen Kult der Civitas der Lexovii gewertet (S. 294). Véronique Rey-Vodoz (S. 219–238) bietet einen nützlichen Überblick über die Evolution der Opfer- und Votivgaben und über die Offenheit, mit der neue Kultformen in Gallien angenommen wurden, wie etwa anatomische Exvoten und Keramik (für Miniaturvotivobjekte [S. 231] siehe jetzt Ph. Kiernan in: *Rez. / A. C. King* (Hrsg.), *Continuity and Innovation in Religion in the Roman West*, *Journal Roman Arch.*, Suppl. 67 [Portsmouth 2007] 153–175). Inwieweit uns die römischen Arvalakten aber helfen können, die Situation in Gallien zu verstehen (S. 224), ist fraglich; Rey-Vodoz vermutet, dass das Votum in der Antike sowohl für Griechen, Römer und Gallier üblich war (auch für J.-L. Brunaux, *Les religions gauloises* [Paris 2000] 146 f., ist das Votum typisch keltisch; für Scheid ist es dagegen ein Zeichen der Romanisation: S. 312; 445). Die Lex aedis Fugensis aus Zentralitalien (S. 236 f.), nach der Opfergaben wiederverwendet werden können, etwa durch Verkauf, wird als Hinweis für den Einfluss römischer Sakralrechtes auf indigene Mentalitäten gesehen, da laut Caesar und Strabo solche Objekte in Gallien nicht entweicht werden durften. Hier wie an anderen Stellen in diesem Band wird der römische Einfluss besonders herausgestellt; in diesem Zusammenhang erscheint es dem Rezensenten deshalb notwendig, auf die archäologisch greifbare Entwicklung indigener Kultpraktiken bereits seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. hinzuweisen, die eine solche Eigendynamik entwickelte, dass der Einfluss römischer Strukturen auf diesen Prozess nicht überbewertet werden sollte.

Insofern ist es für das Studium der Provinzialreligionen eine wichtige Erkenntnis, dass der Kaiserkult kaum belegt ist, selbst in den vom Militär dominierten Regionen. Nicht einmal ein Prozent des epigraphischen Befundes in der Germania Superior (S. 386) und praktisch keine Inschrift aus Köln (S. 304) sind dafür namhaft zu machen. Für Scheid ist der Kaiserkult »une partie très particulière du culte public, dont il convient de ne pas exagérer l'importance« (S. 304).

In Scheids Analyse zu Niedergermanien (S. 297–346) zeigt sich auch, dass der Status einer Gemeinde (Kolonie, Munizipium, peregrine Civitas) keinen Einfluss auf das lokale Pantheon hat; auch die Dedicanten – ob Peregrine oder römische Bürger – verehren dieselben Götter (S. 314). Für Scheid gibt es keine »religion à deux vitesses« und keinen Unterschied zwischen rö-

misch und indigen: Jede Provinz, Civitas und Familie konstruiert ihr eigenes Pantheon, das auf den lokalen Kontext zugeschnitten ist und ursprünglich vorhandene Kulte integriert, etwa den Matronenkult (S. 314). Der keltische Kalender im Fall von Villards (s. o.) zeigt für Scheid beispielsweise die doppelte Identität der Sequaner, die gallische und die römische (S. 443).

Aspekte von Synkretismus und Interpretatio romana beziehungsweise Interpretatio indigena werden nur beiläufig behandelt. Gerade der ostgallisch-obergermanische Raum bietet jedoch viele religiöse Synkretismen, doch in Raepsaet-Charliers Analyse der »géographie sacrée« Obergermaniens (S. 347–435) werden lediglich Inschriften und keine bildlichen Darstellungen berücksichtigt. Über siebenhundert Inschriften (davon ein Fünftel fragmentarisch oder unleserlich und mehr als neun Zehntel aus der Zeit 150–250 n. Chr. [S. 351]) sind jedoch kaum repräsentativ für eine differenzierte statistische Analyse für insgesamt neunzehn Civitates. (Trotz der Sonderrolle von Mainz ist die Annahme einer fiktiven Civitas der Aresaces, die bis nach Koblenz reichen soll, nicht gerechtfertigt [S. 347], siehe RGA² XXXIII [2006] 237–247 s. v. Wangionen [Rez.]). Dass die Panthea und Bevölkerungsstrukturen der obergermanischen Civitates jeweils ein eigenes Profil entwickeln (S. 395–397), ist wohl nicht überraschend, aber die grobe Dreiteilung der Analyse in rechtsrheinisch, linksrheinisch und »gallorömisch« – letzteres für die südlichen Civitates der Helveter, Lingonen und andere – ist wohl wenig hilfreich, genausowenig wie gewisse ethnische Etiketten, etwa »germanisch«.

Die rein epigraphische Analyse hat viele Nachteile, wie im Fall des Jupiter. Dass dieser als »dieu municipal par excellence« für Gallien beschrieben wird (S. 358), überrascht. Vorwiegend Merkur und Mars sind ja als Gott des »touta« (populus) in Gallien belegt und selbst in Griechenland war Zeus meist kein Poligott (vgl. Linke, Zeus als Gott der Ordnung. In: Klaus Freitag / Peter Funke / Matthias Haake, Kult – Politik – Ethnos. Überregionale Heiligtümer im Spannungsfeld von Kult und Politik. Historische Einzelschriften 198 (Stuttgart 2006). Für die Autorin hat Merkur dagegen »des liens non explicités« mit der Civitas (S. 359). Doch der Charakter des ostgallisch-obergermanischen Jupiters lässt viele Besonderheiten erkennen, wie etwa die Verehrung von Jupiter und Juno Regina als vermutlich aus der keltischen Religion stammendes Götterpaar und nicht als kapitolinische Trias zusammen mit Minerva. (Obwohl sie nur zweimal als Trias in Obergermanien vorkommt, ist die kapitolinische Trias übrigens für die Autorin »quasiment omniprésente« [S. 396].) Die weitverbreiteten Jupitergigantenreiter, die uns die Komplexität des lokalen Gottes näherbringen, werden von der Autorin nur in einem Nebensatz erwähnt, da sie sich meist »dehors des sanctuaires« und im privaten Kontext finden würden und somit nicht Teil des öffentlichen Kultes seien (S. 387). Eine derartige Schlussfolgerung erscheint aber fraglich, wenn man die Ansammlung von Jupitergigantensäulen in zentralen Kultstätten berücksichtigt,

beispielsweise auf dem Forum am heutigen Domhügel in Worms (Borbetomagus) und den vangionischen Vici wie Alzey. Aspekte, die das Argument einer Polisreligion sogar unterstützen würden, wären auch der Kult von Merkur und Rosmerta, wenn die Autorin die in Obergermanien weitverbreiteten Skulpturen für dieses Götterpaar berücksichtigen würde, sowie Mars Loucetius und Nemetona als »divinités poliades« der Vangionen, da fast alle uns bekannten Weihinschriften aus dem geographischen Umfeld von Borbetomagos stammen (vgl. RGA² a. a. O.).

In seinem abschließenden Fazit des Bandes (S. 439–448) kommt Scheid unter anderem zu dem Schluss, dass die Beiträge »la romanité institutionelle et culturelle« der Civitates nördlich der Alpen zeigen würden. Das religiöse Leben in Gallien und Germanien würde sehr den Modalitäten im römischen Italien ähneln, so dass sich die Kultpraktiken nur durch die Namen der Dedikanten und bestimmter Gottheiten von denen im übrigen römischen Reich unterscheiden würden (S. 448).

So viel vermeintliche Eindeutigkeit reizt aber auch zum Widerspruch. Es ist bedauerlich, dass der Band mit einer Konfrontation beginnt, nämlich der bereits im Vorwort erklärten kategorischen Ablehnung und Ausblendung jener angelsächsischer Arbeiten (S. vi–vii), in denen versucht wird, die Komplexität der Romanisierungs- und Akkulturationsprozesse differenzierter zu erfassen und religiöse und kultische Aspekte in ihrer Vielschichtigkeit nachzuvollziehen. Während die Herausgeber die Romanisation als einen »unbestreitbaren Prozess« sehen (S. vi), wird etwa Greg Wolfs Kritik an der Polisreligion pauschal in Gillots Methodenkapitel zurückgewiesen (S. 7). Aus diesem Misstrauen gegenüber »les théories toutes faites« möchte dieser Band laut Scheid eine empirische und komparativistische Arbeit entgegensetzen (S. 440). Aber stattdessen werden andere Modelle und Theorien fast unreflektiert angewandt: Das Konzept einer Polisreligion nach griechischem Vorbild erscheint nicht nur als Arbeitshypothese, sondern als Axiom. Ungeprüft wird vorausgesetzt, dass griechische Heiligtümer als Modell für unser Verständnis der gallorömischen Sakralbezirke dienen können (S. vii; 8; 24 f.; 440). Bei eingehender Betrachtung wird hingegen erkennbar, dass sich die Sakrallandschaften der westlichen Civitates voneinander sehr unterschiedlich entwickelt haben: Die Kulte in Nîmes (Nemausus) konzentrieren sich beispielsweise sehr auf die Stadt und ihr Augusteum im Gegensatz zu dem fast unüberschaubaren Netz an ländlichen Kultstätten im nahe gelegenen Aquae Sextiae. Beide haben übrigens den Status einer Kolonie. Ursachen dürften sowohl in den sozio-religiösen Strukturen der späten Eisenzeit als auch in den unterschiedlichen Strategien zu finden sein, welche lokale Eliten im Rahmen der sich verändernden kulturellen und politischen Parameter entwickelt haben. Darin wären aber entsprechend längerfristige Prozesse zu sehen, während einige Autoren der vorliegenden Beiträge anzunehmen scheinen, dass Bevölkerungen gera-

dezu ihre »neue religiöse Landschaft«, gemäß der *Lex coloniae Genetivae*, an einem bestimmten Stichtag einfach »kreieren« (S. 444), was zudem einen unrealistischen Konsens innerhalb der lokalen Eliten in den westlichen *Civitates* voraussetzen würde. Auch die meisten im vorliegenden Band vorgestellten Heiligtümer besitzen vorrömische Anfänge und schon in vorrömischer Zeit gab es – auch ohne die Institution der *Civitas* – Unterschiede zwischen privaten und öffentlichen, häuslichen und kollektiven Kulturen.

Viele der Autoren sind sich der Unzulänglichkeit der Quellenlage für öffentliche Kulte durchaus bewusst, umso bedauerlich ist die Tatsache, dass alternative Erklärungsmodelle oft ausgeklammert werden. Scheid räumt immerhin ein, dass er trotz des relativ guten epigraphischen Befundes für Köln (*Colonia Claudia Ara Agrippinensium*) keine konkrete Aussage zum »panthéon public« machen kann (S. 304 f.). Für Befunde, die dem Denkmodell der Polisreligion widersprechen, finden sich Erklärungen. So wird zum Beispiel im Fall der Senonen deutlich, dass Mars primär in der Stadt und Merkur auf dem Land verehrt wird. Doch wird dies als unbedeutend verworfen, da Merkur – so wie Mars – auf einen »*dieu celtique souverain et guerrier*« zurückgehen würde, man somit die »*même fonctions que les divinités poliades*« erkennen dürfe und sich die Bevölkerung »*autour de valeurs communes*« versammelt haben könne (S. 175).

Die Rolle der *Civitas* wird oft überbewertet und andere Strukturen vernachlässigt. In diesem Zusammenhang sind die »Clans« interessant, die John Scheid in den Mittelpunkt des niedergermanischen Matronenkultes stellt (S. 297–346). Ebenso geht Ton Derks in seiner sehr überzeugenden Neuinterpretation des Lenus-Mars-Kultes in Trier (S. 239–270) auf Initiationsriten ein, in denen Familien das Erwachsenwerden ihrer Kinder zelebrieren. Diese »*rites de passage*« sind für Derks keine Kreation *ex nihilo* nach der römischen Eroberung, sondern basieren auf vorrömischen Vorstellungen (S. 265), die in Trier eine römische Form annahmen. Derks argumentiert aber überzeugend, dass diese Riten und Ausdrucksformen je nach Region, Gottheiten und persönlichem Status variieren können (S. 265). In seinem Fazit interpretiert Scheid das Lenus-Mars-Heiligtum als Indiz dafür, dass germanische und gallische Heiligtümer demselben »*modèle formel*« gehorchen und sich nicht von den übrigen Heiligtümern des römischen Reiches unterscheiden würden (S. 442).

Es ist unbestritten, dass durch Urbanisierung und Integration gallischer Volksgruppen in übergeordnete sozialpolitische Strukturen der Kaiserzeit die Rolle indigener Kulte neu definiert werden musste. Doch sollte man kritisch hinterfragen, inwieweit Munizipalstrukturen alleine dafür verantwortlich sind. Wären dann nicht vergleichbare Prozesse bereits in den latinischen Kolonien und den Munizipien der voraugusteischen Epoche, etwa in der *Gallia Cisalpina* oder *Narbonensis*, zu erwarten? Ist die Monumentalität eines Heiligtums wirklich ein Indiz für einen öffentlichen Kult (S. 215;

294)? Der Ausbau von Kultstätten, ebenso wie Skulpturen und lateinische Inschriften, erscheint vor allem als ein kulturelles Phänomen. Würden beispielsweise Quellheiligtümer, wie Villards und Bath (S. 121–134), nur deshalb monumentalisiert, weil sie dem Zusammenhalt einer *Civitas* dienen? Oder spiegelt ihre Popularität in der Kaiserzeit nicht auch Erkenntnisse über die medizinische Heilwirkung des Wassers wider? Die Architektur einer Kultstätte drückt zudem das Selbstverständnis einzelner Mäzene aus, und bestimmte soziale Gruppen innerhalb einer *Civitas* (*gentes, socii, ethnische Gruppen*) versuchten durch den Ausbau von Kultstätten, denen sie sich zugehörig fühlen, ihre gesellschaftliche Position und Identität zu demonstrieren, wie etwa die *Socii* von Apt und ihr Merkurheiligtum in Villars (Vaucluse). Und finanziell wäre selbst ein einzelner Grundbesitzer, der sich eine prachtvolle Villa leisten kann, eher als eine *Civitas* in der Lage gewesen, ein Heiligtum zu errichten.

Das in diesem Band herausgestellte Modell der Polisreligion sorgt unter anderem dafür, dass lokale Unterschiede zwischen den *Civitates* in den Hintergrund gedrängt werden; dieses einseitige Interpretationsschema lässt zu wenig Spielraum für die Einbeziehung von Widersprüchen und abweichenden religiösen Kultpraktiken. Die anzunehmende Vielfalt lokaler religiöser Vorstellungen wird ausgeblendet, ebenso wie der individuelle Charakter der Kulte. Funktion, Mythologie und Evolution lokaler Götter, wie im Fall des vielschichtigen Jupitergigantenreiters, finden in den vorliegenden Untersuchungen nur wenig Berücksichtigung. Außerdem scheint es fraglich, inwieweit eine kaiserzeitliche *Civitas* beziehungsweise Polis tatsächlich Kontrolle über die auf ihrem Territorium ausgeübten Kulte besessen hat: Mysterienkulte und Christentum wären Beispiele für religiöse Entwicklungen jenseits der Einflussphäre der Polis.

Den Autoren und Herausgebern verdanken wir einen umfangreichen und grundlegenden Überblick über wichtige epigraphische und archäologische Materialgrundlagen zur Religion im römischen Westen; die zum Teil zum Widerspruch herausfordernden Schlussfolgerungen einiger Autoren bieten darüber hinaus Anregung zu vielfältiger Diskussion.

Osnaabrück

Ralph Häußler

Jean-Charles Moretti und Dominique Tardy (Hrsg.), *L'architecture funéraire monumentale. La Gaule dans l'Empire romain*. Archéologie et histoire de l'art 24. Editions du Comité des Travaux historiques et scientifiques, Paris 2006. 522 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Das Buch ist ein eindrucksvoller Sammelband von dreißig Artikeln, die die Ergebnisse eines Kolloquiums darstellen, das vom 11. bis 13. Oktober 2001 in Lattes statt-

fand. Organisatoren der Veranstaltung waren Christian Landes und das Institut de Recherche sur l'Architecture Antique (IRAA) des Centre National de la Recherche Scientifique (CNRS). Gleichzeitig wurde im Musée Archéologique Henri-Prades von Lattes die Ausstellung ›La mort des notables en Gaule romaine‹ gezeigt, für die Christian Landes einen Katalog unter demselben Titel zusammenstellte (erschien Lattes 2002) mit einer Übersicht aller Grabmonumente im römischen Gallien. Anlass für das Kolloquium, die Publikation der Akten und die Ausstellung war die Entdeckung zahlreicher monumentaler Grabmäler in Frankreich und den umliegenden Ländern in den letzten Jahrzehnten und vor allem die »absence totale de toute synthèse sur ce type d'édifice« (S. 7). Während sich der Ausstellungskatalog auf Frankreich beschränkt, bezog das Kolloquium die Grabarchitektur des ganzen römischen Reiches ein, um auch wichtiges Vergleichsmaterial zu den Grabmälern aus anderen Provinzen des Reichs zusammenzubringen. Dadurch konnten Besonderheiten der gallorömischen Grabarchitektur, ihres Ursprung, ihrer Entwicklung und ihrer Bedeutung näher betrachtet werden, so dass anschaulich wurde, was aus der mediterranen Welt stammte und was auf eigenem Boden gewachsen war.

Die Reihenfolge der Beiträge in den Akten ist im Wesentlichen diejenige des Kolloquiumsprogramms geblieben. Sie sind in drei Abschnitte gegliedert: ›Regionale Synthesen‹, ›Monumente aus den gallischen und germanischen Provinzen‹ und ›Spätantike bis Neuzeit‹. Die Artikel sind zumeist auf Französisch verfasst, nur je ein Beitrag erscheint auf Spanisch beziehungsweise Italienisch.

Die Herausgeber haben wie die Kongressorganisatoren ihre Ambitionen nicht in allem verwirklichen können. Das Buch liefert letztlich keine Gesamtsynthese, aber sehr wohl eine Fundgrube von regionalen Übersichten und Betrachtungen von Teilaspekten der römischen Grabarchitektur, daneben werden nahezu alle jüngst entdeckten Grabmonumente aus Frankreich und der Schweiz besprochen und neue Untersuchungen vorgelegt.

Im ersten Teil des Buches (›Synthèses régionales‹) finden sich Übersichten zur römischen Grabarchitektur in Norditalien, den Donauprovinzen, Griechenland und Spanien; Italien kommt noch einmal vor beim Typus der Rundmausoleen. In Syrien und Jordanien werden einige regionale Entwicklungen behandelt, für Palmyra und das Gebiet der Nabatäer eine Bibliographie gegeben. Kartenmaterial fehlt bei den meisten Artikeln. In diesem Teil des Sammelbandes wird auch früheren Entwicklungen in der hellenistischen Architektur Aufmerksamkeit gewidmet, und es findet sich eine interessante neue Hypothese zur Entwicklung der Grabtürme.

Bedauerlich ist, dass die gut dokumentierte Grabarchitektur der nördlichen Regionen Galliens und der beiden germanischen Provinzen kaum angesprochen wird. Alle Kenntnisse und Ergebnisse, die im Lauf von über einem Jahrhundert in diesem hauptsächlich

deutschsprachigen Untersuchungsgebiet gewonnen wurden, bleiben ausgeblendet. Auch die Anmerkung der Herausgeber, dass es keine Synthesen zur Grabarchitektur gebe, ist wissenschaftsgeschichtlich gesehen nicht richtig: Schon Jean-Jacques Hatt publizierte ein beeindruckendes Werk (La tombe gallo-romaine [Paris 1951]), wohl gemerkt auf Französisch. Seitdem ist von verschiedenen Verfassern eine größere Anzahl zusammenfassender Arbeiten geschrieben worden, auf die auch Autoren des Sammelbandes verweisen. Zu nennen sind als Werke, die einen generellen Überblick bieten: Death and burial in the Roman World (London 1971) von J. M. C. Toynbee, Römische Grabbauten der frühen Kaiserzeit (Stuttgart 1979) von H. Gabelmann, Römische Grabdenkmäler (Waldsassen 1983) von W. K. Kovacovics, Römische Grabbauten (Darmstadt 1992) von H. von Hesberg, Römische Gräberstraßen. Selbstdarstellung – Status – Standard (München 1987), herausgegeben von H. von Hesberg und P. Zanker, und Monde des morts, monde des vivants en Gaule rurale (Tours 1993), herausgegeben von A. Ferdière. An regionalen oder einzelne Provinzen betreffenden Arbeiten sind zu nennen: W. Gauer, Die rätischen Pfeilergrabmäler und ihre moselländischen Vorbilder. Bayer. Vorgeschbl. 43, 1978, 57 ff.; J.-N. Andrikopoulou-Strack, Grabbauten des 1. Jahrhunderts n. Chr. im Rheingebiet. Beih. Bonner Jahrb. 43 (Köln/Bonn 1986); T. Panhuyzen, Romeins beeldhouwwerk tussen Rijn en Maas, in het bijzonder uit Maastricht. In: CSIR Nederland. Germania inferior – Maastricht (Maastricht/Assen 1996) 79 ff.; B. Numrich, Die Architektur der römischen Grabdenkmäler aus Neumagen. Beih. Trierer Zeitschr. 22 (Trier 1997); Y. Freigang, Die Grabmäler der gallo-römischen Kultur im Moselland. Jahrb. RGZM 44, 277–440; S. Willer, Römische Grabbauten des 2. und 3. Jahrhunderts nach Christus im Rheingebiet. Beih. Bonner Jahrb. 56 (Mainz 2005). Auch ein Band wie der von V. Kockel, Die Grabbauten vor dem Herkulaner Tor in Pompeji (Mainz 1983), mit seinem wichtigen Beitrag zur monumentalen Grabarchitektur, muss hier erwähnt werden.

Nun zu den Beiträgen des ersten Buchteils.

Henner von Hesberg, Les modèles des édifices funéraires en Italie. Leur message et leur réception (S. 11–39). Ausgangspunkt ist die Rekonstruktion eines tiberischen (?) Mausoleums in Köln für einen Dispensator Augusti, das aus einem viereckigen Unterbau mit einem architektonisch gegliederten, geschlossenen Oberbau (Monopteros) mit bekrönendem Dach bestanden haben dürfte. Der Verfasser sucht nach möglichen Vorbildern im Mittelmeerraum, besonders in Italien. Dabei geht er davon aus, dass nicht nur ein spezifischer Monumenttypus in seiner Entwicklung betrachtet werden sollte, sondern dass die Grabkunst in Italien einen ununterbrochenen Strom von Formen und Strukturen bildet, die miteinander kombiniert werden konnten zu vielen, zuweilen regionalen Varianten. Er bespricht Säulenmonopteroi, Sockel mit Tänzerinnenfries, Monumente auf dreieckigem Grundriss, geschlossene Monopteroi und

Tumuli. Er endet mit den wenigen engen Parallelen in Gallien, dem Juliermonument in St. Rémy-de-Provence, einem Fragment in Arles und dem Tour de l'Horloge in Aix-en-Provence, vermutet aber auch, dass vergleichbare Monumente bei den Militärlagern in Germanien während der Eroberungsphase standen. Das Monument in Köln gehört nach Meinung des Autors in die mediterrane Entwicklung, wie er nicht zuletzt durch den Vergleich mit der Rotunde von der Porta Marina in Ostia zu zeigen versucht.

Jean-Charles Balty, *Des tombeaux et des hommes. À propos de quelques mausolées circulaires du monde romain* (S. 41–54). In Rundmausoleen werden seit der Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. Personen aus den Kreisen um den Princeps und die letzten Imperatores der Republik beigesetzt. Aber das Mausoleum des Augustus übertraf mit einem Durchmesser von dreihundert Fuß alle anderen dreimal an Größe. In den Provinzen folgen diesem Muster in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. zahlreiche Grabbauten, die von den sozialen Eliten der Städte, vor allem aus der Klasse der Equites, genutzt werden. Diese Mausoleen haben Durchmesser von zwanzig bis sechzig Fuß.

Monika Verzár-Bass, *Il mausoleo in Italia Settentrionale* (S. 55–77). Norditalien zerfällt bezüglich der Grabformen in zwei verschiedene Kunstlandschaften: Die Regio VIII und die Regio X lassen deutlich Einflüsse aus dem östlichen Mittelmeerraum erkennen mit Ädikulen und Monopteroi auf hohen Podien (die ›Mausoleumsgrundform‹ nach Hanns Gabelmann) sowie runden und achteckigen Formen. In der Gallia Cisalpina gibt es deutlich weniger Grabmonumente, die dann vor allem Einflüsse aus Mittelitalien erkennen lassen. Die monumentale Grabarchitektur beschränkt sich größtenteils auf die augusteische Zeit; danach kommen monumentale Grabaltäre vor, ›Grabcippi‹ und Grabsteine, die große Grabarchitektur im Kleinen imitieren.

Gabrielle Kremer-Molitor, *L'architecture funéraire monumentale dans la Norique, la Pannonie et la Dacie* (S. 79–98). Die Untersuchung aller großen Grabmonumente von Noricum durch die Autorin im Jahre 2001 (Antike Grabbauten in Noricum. Sonderschr. Österr. Arch. Inst. 37 [Wien 2001]) ermöglichte es, eine regionale Typologie zu erarbeiten. Zu unterscheiden sind die aus zwei Stockwerken bestehenden Mausoleen mit Ädikulavarianten, Altäre auf einem Podium oder einem Stufensockel, bekrönt von einer Pyramide oder einem Medaillon, Grabmäler in Form eines Pfeilers oder in Baldachinform. Das architektonische Formenrepertoire und ikonographische Vorlieben zeigen eine regionale Sonderentwicklung. Die wichtigste Periode für die monumentale Grabkunst in diesen Provinzen beginnt etwa in der Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr.

Jean-Charles Moretti, *L'architecture monumentale en Grèce continentale sous le Haut-Empire* (S. 99–123). Achaia, Macedonia und Epirus weisen nur wenig römische Grabarchitektur auf und lassen auch ein anderes Bild erkennen als Italien und der Westen. Im ersten Jahrhundert gibt es Grabmonumente nur aus römi-

schen Kolonien, im zweiten sind sie weiter verbreitet. Hypogäen, architektonisch gestaltete Grabaltäre, Kammergräber mit und ohne Krypta, einige Grabtempel und Heroa werden angesprochen. Besonders wird das Grabmal des Philopappos (um 115 n. Chr.) erwähnt. Die Architektur der Gräber ist schlicht und schließt an diejenige der öffentlichen und kultisch genutzten Gebäude an.

Annie Sartre-Fauriat, *Influences exogènes et traditions dans l'architecture funéraire de la Syrie du Sud* (S. 125–139). Trotz seiner abgesehenen Lage hat der Hauran viele Einflüsse aufgenommen, die zum Beispiel an den monumentalen hellenistischen Gräbern aus dem Beginn der ersten Jahrhunderts n. Chr. erkennbar sind. Nach der Eingliederung in das Römische Reich im zweiten Jahrhundert erlebt die Grabkunst dann eine Blüte: Es gibt nun Sarkophage, monumentale Inschriftplatten und Grabporträts in Relief. Die regionale Architektur bleibt einfach; ebenso wird weiter der harte, dunkle Basalt verwendet. Im Laufe der Zeit entwickeln sich lokale Varianten.

Jacques Seigne, *Les monuments funéraires de Gérasa de la Décapole (Jordanie)* (S. 141–158). Der Autor bespricht kurz vier erhaltene Grabmonumente von Gerasa. Er schließt daran die Besprechung eines Komplexes von fünfundzwanzig skulptierten Steinen an, die 1993 in der Südnekropole gefunden wurden. Diese verbindet er mit einer Reihe von Werkstücken, die 1932 am Fuß des Hadriansbogens, dessen oberste Teile er 1994 studieren konnte, dokumentiert worden waren. Dabei entdeckte er aufs Neue einige wiederverwendete Steine, die mit seiner Fundgruppe verbunden werden können. Er rekonstruiert daraus einen monumentalen Grabbau mit zwei Stockwerken auf rundem Grundriss und bekrönt von einem konisch zulaufenden Dach. Der architektonisch gegliederte Unterbau hat einen Durchmesser von sechseinhalb Metern; auf ihm wird eine Tholos mit Säulenkranz rekonstruiert. Die Höhe der drei Bauglieder betrug knapp fünfzehn Meter. Seignes äußert die überzeugende und Aufsehen erregende Hypothese, das Grabmal sei von dem aus Gerasa selbst stammenden Architekten Diodoros, Sohn des Zebedas, nach 27/28 n. Chr. errichtet worden. Dafür sprechen konstruktive und stilistische Übereinstimmungen mit dem von Diodoros errichteten dortigen Zeusheiligtum, etwa das ungewöhnliche System geteilter Architrave, die mit Steindübeln verbunden sind. Da Abbruchmaterial vom Grabmal im Hadriansbogen wieder verwendet wurde, bestehen in chronologischer Hinsicht keine Einwände.

Pascale Clauss, *Typologie et genèse du mausolée-tour* (S. 159–180). Die Autorin hat 1999 ihre Dissertation über die Grabtürme in Nordafrika und im Nahen Osten aus hellenistischer und römischer Zeit an der Pariser Sorbonne I abgeschlossen (›Les tombeaux en forme de tour en Afrique du Nord et au Proche-Orient aux époques hellénistique et romaine‹). Ihr Beitrag fasst die Resultate dieser Arbeit zusammen, mit neuen Gedanken zu Ursprung, Verbreitung und Entwicklung der Grabtürme. Clauss unterscheidet zwei Arten von

Grabtürmen: Bei der einen werden in der Ädikula die Verstorbenen dargestellt, bei der anderen nicht. Abweichend von den üblichen Vorstellungen wird das Mausoleum von Halikarnass nicht als Anfangspunkt für die Entwicklung der Turmmausoleen gesehen, sondern nur als Glied in einer längeren Kette. Nach Ansicht der Autorin war nicht Kleinasien für die Genese der römischen Grabtürme bestimmend, sondern Karthago. In seiner römischen Umwelt entwickelte der Grabturm viele Varianten für den monumentalen Rahmen der Selbstdarstellung der Auftraggeber. Der Beitrag enthält eine grafisch gestaltete Zeittafel mit allen wichtigen Grabmonumenten vom sechsten Jahrhundert v. Chr. bis zum vierten Jahrhundert n. Chr., aufgeteilt in die Kategorien Grabtürme und Prototypen.

Andreas Schmidt-Colinet, *L'architecture funéraire de Nabatène et de Palmyre. Une bibliographie* (S. 181–189). Der Autor bietet eine sehr knappe Übersicht der Grabarchitektur der betreffenden Region mit einer Typentafel und einer Bibliographie.

Anne-Marie Guimier-Sorbets, *Architecture funéraire monumentale à l'époque hellénistique. Des modèles macédoniens aux nécropoles alexandrines* (S. 191–203). Die Autorin bespricht einige architektonische und dekorative Details makedonischer Grabmäler und ihre Übernahme in den Hypogäen Alexandriens; dazu liefert sie eine besondere Betrachtung zu Kline und Baldachin.

María Luisa Cancela y Ramírez de Arellano, *Los monumentos funerarios hispanos* (S. 205–219). Die hispanische Grabarchitektur unterscheidet sich nicht sehr von derjenigen der anderen westlichen Provinzen und hat wegen der Lage und der frühen Kolonisierung viel mit der Narbonensis gemein. Die größte Dichte an Grabmonumenten findet sich in den Tälern von Ebro und Guadalquivir, entlang der ganzen Mittelmeerküste und an der Via Augusta.

Der zweite Teil des Buchs (*Monuments des Gaules et des Germanies*) besteht aus einer Reihe von Aufsätzen, die den heutigen Kenntnisstand über römische Grabarchitektur in Frankreich, der Schweiz und Luxemburg bündeln.

Gilles Sauron, *Architecture publique méditerranéenne et monuments funéraires en Gaule* (S. 223–233). Der Aufsatz bietet einige Betrachtungen zur äußeren Ähnlichkeit zwischen der öffentlichen Architektur im Mittelmeergebiet und der gallorömischen Grabkunst.

Michel Christol, *Élites, épigraphie et mémoire en Gaule méridionale* (S. 235–251). Die Ausübung öffentlicher Ämter von einzelnen Mitgliedern der Nobilitas kann auf verschiedene Art verewigt werden: manchmal durch die Errichtung eines monumentalen Grabes, dann wieder nur durch eine Grabtafel, die an die Karriere des Verstorbenen erinnert, durch die wir Einsicht gewinnen können in die gesellschaftlichen Strukturen.

Emmanuelle Rosso, *Le décor sculpté des mausolées de Narbonne. Problèmes d'interprétation. À propos de l'auto-représentation des élites narbonnaises sous les*

Julio-Claudiens (S. 253–271). Der interessante Beitrag beschäftigt sich mit den verborgenen Schätzen von Narbonne. Dreißig aus der gewaltigen Masse von skulptierten Blöcken ausgewählte Steine tragen sogenannte historische Darstellungen von Rechtspflege, Opfern, Likatoren und Amtssymbolen. Die monumentalen Mausoleen, von denen sie stammen, wurden im Auftrag der obersten Beamten aus dem *Ordo decurionum* der Stadt vielleicht in Serie gefertigt. Der Autor schlägt aber mit überzeugenden Argumenten eine andere Gruppe als Auftraggeber vor, die *Seviri Augustales*, die den gleichen Ehrgeiz hatten wie die städtischen Beamten.

Anne Roth Congès, *Le mausolée d'Argenton (Le Fugeret, Alpes-de-Haute-Provence). Un problème de restitution* (S. 273–287). Von einem bekannten Fundplatz in den Südalpen wurden auf einer Seehöhe von tausenddreihundert Metern nahe bei Annot zwischen den Flüssen Var und Verdon in den Jahren 1988/1989 rund hundert Fragmente eines Grabbaus ohne Fundament ausgegraben. Die Autorin hatte auf dem Kongress eine Rekonstruktion vorgestellt, die viel Kritik fand, an dem sie aber in ihrem Artikel festhält. Der Unterbau mit einer Breite von fünf Metern ist würfelförmig; in Nischen sind dort Porträts von Familienmitgliedern angebracht. Auf dem Würfel folgt ein sich gut einfügender Quadrifrons. Problematisch ist aber, dass ein weiteres Stockwerk in Form einer Tholos mit einer sitzenden Grabstatue und einer konischen Dachpyramide hinzugefügt wird. Die Proportionen zwischen dem Unterbau und dem kleinen Baldachin stimmen nicht. Eine Möglichkeit, das Problem zu lösen, wäre, aus dem Fundkomplex zwei Grabmonumente zu rekonstruieren, einen Grabturm und ein Baldachingrab, eine Lösung, die die Autorin zurückweist.

Jean-Marc Mignon und Stéphanie Zugmayer, *Les mausolées de Fourches-Vieilles à Orange (Vaucluse; S. 289–320)*. Eine Notgrabung im Sommer 1999 führte zur Entdeckung von vier Grabarealen längs der Agrippastrasse, einen knappen halben Kilometer nördlich des Bogens von Orange. Anhand der Architekturteile und Fundamente sind zwei monumentale Grabbauten zu unterscheiden, ein reichverzierter Grabturm und ein schlichter monumentaler Rundbau. Die vorgeschlagene Rekonstruktion des etwa neunzehn Meter hohen Gebäudes zeigt einen würfelförmigen, architektonisch gestalteten Sockel, einen geschlossenen achteckigen *Monopteros* mit Sphingen an den Ecken des Sockels, einen achteckigen offenen *Monopteros* für die Grabstatuen und ein Pyramidendach. Der Bau wird mit dem von Faverolles verglichen, der aus typologischen Gründen ebenfalls augusteisch datiert wird. Eine sehr große Menge an Daten gibt die Grundlage für Beschreibung und Rekonstruktion des Rundbaus für Titus Pompeius Phrixus Longus, der mit seinem Durchmesser von fünfzig Fuß und einer rekonstruierten Höhe von fünfundzwanzig Fuß ein großartiges Beispiel für diesen Grabmaltypus bietet. Aufgrund epigraphischer Befunde wird er in die Zeit zwischen Augustus und Claudius datiert.

Jacques Planchon und Gérard Charpentier, *Le monument funéraire d'Aulus Pompeius Fronto à Saillans (Drôme; S. 321–335)*. Untersuchungen im Jahre 1989 an einem seit Jahren bekannten Fundort mit einer Furt und vermutlich einem Hafen, Meilensteinen, einer Brücke und bearbeiteten römischen Steinblöcken an der Straße von Valence nach Italien, der mit der *Mutatio Darentiaca* identifiziert wird, haben Reste der Fundamentierung eines monumentalen Rundbaus von fünfundzwanzig Metern Durchmesser freigelegt. Gefunden wurden auch Steine des Epistyls, von Gesimsen und einem Fries. Schon 1982 war eine Inschrift entdeckt worden mit dem Text »A(ulo) Pompeio Sex(ti) f(ilio) / Volt(inia tribu) Frontoni / Vocontei«, eine ungewöhnliche Weihung eines Stammes an eine Privatperson. Das Mausoleum wird in die augusteische Zeit datiert.

Jean-Claude Béal und Gérard Charpentier, *Nouvelles remarques sur le mausolée d'Andance (Ardèche) (S. 337–354)*. Yves Burnand identifizierte 1979 die noch bis zu einer Höhe von acht Metern aufrecht stehenden Ruinen »de la Sarrasinière« auf dem Westufer der Rhône als einen monumentalen Grabbau. Das massive Mauerwerk besteht aus einem Sockel und einer Exedra, die nach Osten auf den Fluss hin ausgerichtet ist. Der Mauer Kern war ursprünglich mit Kalksteinblöcken verkleidet, die nur noch als Negativ im Mörtel zu erkennen sind. Der Bau wurde ins erste Jahrhundert n. Chr. datiert.

Djamila Fellague, *Les mausolées de la nécropole de Trion à Lyon (S. 355–376)*. Eine höchst willkommene, wichtige Darstellung der 1885 ausgegrabenen und dann schlecht publizierten Gräberstraße von Trion (Lyon) mit zehn turmförmigen Mausoleen nebeneinander, vergleichbar zum Beispiel mit der Gräberstraße von Sarsina. Dazu präsentiert die Autorin ein kolossales Kapitell (H. 84 cm; B. oben 144 cm, unten 82 cm), das einen Pfeiler (82 cm × 82 cm) mit architektonisch geformten Eckpilastern (B. 17 cm) bekrönt. Es wird in dieselbe Zeit wie das Mausoleum von Glanum datiert (40/30 oder 30/20 v. Chr.). Die Autorin rekonstruiert aus diesem Kapitell einen »tombeau-pilier« und deutet diesen anschließend wegen des Fundkontextes mit Grabtürmen als ein Grabmonument, aber sie kann dafür keine einzige Parallele aufzeigen. Sie erwähnt auch die Gattung der Iuppitersäulen als Vergleichsstücke und erinnert an die weite Verbreitung dieser Art von Weihe-monumenten, ohne jedoch mögliche Verbindungen aufzuzeigen. Dennoch scheint gerade diese Gruppe von Denkmälern ergiebige Material zu enthalten, nämlich die monumentalen Götterpfeiler mit scheinbarer und echter architektonischer Verzierung: Nimwegen, Tiberiuspfeiler; Paris, Nautenpfeiler; Pfeiler von Mavilly in Dijon; auch zum Beispiel den Sockel der Großen Mainzer Iuppitersäule; weiter Vinsobres, Pfeiler mit Iuno und Minerva; Maastricht, Pfeiler von Derlon. Das Kapitell von Trion könnte am Anfang dieser Reihe stehen.

Serge Février, *Description du décor architectonique du mausolée de Faverolles et données métrologiques (S. 377–386)*. Der Autor beschreibt den Grabturm von

Faverolles, der aus einem würfelförmigen Sockel mit Eckpilastern, einem achteckigen, geschlossenen und architektonisch gegliederten Monopteros, einer achteckigen offenen Tholos und einem pyramidenförmigen Dach besteht. Die Gesamthöhe des Monuments muss ungefähr dreiundzwanzig Meter betragen haben, wobei ein Fußmaß von 29,4 cm verwendet wurde.

Simone Deyts, *La décoration architectonique du mausolée de Faverolles (S. 387–394)*. Leider fehlen epigraphische Angaben, aber die Skulpturreste bieten einige Anhaltspunkte, die Deyts in ihrem knappen Text über die Ikonographie des Monuments verwendet, um es in die Zeit zwischen 20 und 40 n. Chr. zu datieren.

Jean-Claude Barçon, Lydie Joan und Hervé Laurent, *Le monument funéraire de Chavéria (Jura) (S. 395–406)*. Von 1997 bis 2001 wurde ein umfangreiches Ausgrabungsprojekt bei einem 1976 durch Luftbilder entdeckten kultischen Komplex von achthundert auf dreihundert Metern durchgeführt. In den Jahren 1992 und 1997 war ein im Grundriss erhaltenes Gebäude untersucht worden, das man für einen gallorömischen Tempel hielt, der sich nun als Grabturm aus einem würfelförmigen Unterbau und einem viersäuligen prostylen Grabtempel des zweiten Jahrhunderts n. Chr. erwies.

Laurent Flutsch und Pierre Hauser, *Les mausolées d'Avenches-en-Chaplix. Mythologie et démolition (S. 407–418)*. In den Jahren 1988 und 1989 wurden im Norden von Avenches (Schweiz) zwei außergewöhnliche, eng verwandte Mausoleen aus den Jahren 25/30 beziehungsweise um 40 n. Chr. unter äußerst günstigen Bedingungen untersucht. Die Rekonstruktion der beiden um die fünfundzwanzig Meter hohen Monumente, eine Kombination von stark überhöhten Grabtürmen mit viersäuligen prostylen Ädikulen und Dachpyramiden sowie vorgelagerten Exedren ist erstaunlich und wird zu Diskussionen führen. In diesem Beitrag wird kurz eingegangen auf die Diskussion über die Ikonographie der mythischen Darstellungen. Thematisiert wird auch der Verfall und endgültige Abbruch der Monumente im Verlauf des dritten Jahrhunderts, durch den über neun Zehntel des ursprünglichen Baumaterials verloren gingen.

Philippe Bridel, *Le mausolée de Wavre (Suisse). Restitution et présentation muséographique (S. 419–433)*. Der Autor legt eine neue Rekonstruktion des 1976 von ihm publizierten Grabmals von Wavre vor. Er schlägt nun einen zehn Meter hohen Bau des frühen zweiten Jahrhunderts vor, der aus einem architektonisch gegliederten würfelförmigen Sockel und einer viersäuligen prostylen Ädikula besteht. Diese ist bekrönt von einem Satteldach mit Dreieckgiebel, dessen Schrägen oben bekrönt werden von einem Ornament aus miteinander verbundenen gegenständigen S-förmigen Motiven.

Jean Krier, *Le mausolée de Betrange et les monuments funéraires du 1er siècle ap. J.-C. en région mosellane (S. 435–444)*. Sehr genaue Notuntersuchungen zwischen 1997 und 2003 auf dem Gelände einer *Villa rustica* erbrachten unter anderem die Ergebnisse, dass

der Gutshof im dritten Jahrhundert zweimal befestigt wurde und das Gelände im sechsten und siebten Jahrhundert als Begräbnisplatz einer adeligen Familie genutzt wurde. Im dritten Jahrhundert wurden etwa sechzig Blöcke von einem monumentalen Grabbau für die Befestigung verwendet. Krier bespricht die wichtigsten dieser Werkstücke und gelangt zu der Vermutung, dass das Mausoleum vielleicht für den Gründer der Domäne errichtet wurde, dass es eine enge stilistische Verwandtschaft mit südfranzösischen Monumenten gibt und dass eine Datierung in die zwanziger Jahre des ersten Jahrhunderts denkbar ist. Vermutlich machte nach seinen Darlegungen die Grabkunst in der Region Trier eine eigene und frühere Entwicklung durch als in der Rheinzone (Köln, Mainz). Dagegen spricht freilich, dass auch die frühe Skulptur in der Rheinzone eine starke Beeinflussung durch die Narbonensis zeigt, die besonders an der dichten Reihe der durch Gabelmann bekannten Reitergefechtdarstellungen abzulesen ist.

Jean-Luis Paillet und Dominique Tardy, *Les monuments funéraires des Cars en Corrèze: premier bilan des recherches* (S. 445–472). Grabungskampagnen seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts, vor allem in den Jahren 1937–39, 1949–55 und 1974–76 wurden erst 1996–99 aufgearbeitet. Die Präsentation zweier monumentaler Grabtempeln vom Ende des zweiten oder dem Beginn des dritten Jahrhunderts n. Chr. ist ein Resultat davon. Es sind zwei in der gallorömischen Grabarchitektur einzigartige Bauwerke, Tempel auf einem dreigliedrigen, rechteckigen Grundriss mit einer Treppe im Osten, von denen einer eine Apsis im Westen aufweist. Der Beitrag bietet genaue Detailinformationen über die Grundlagen der eindrucksvollen Rekonstruktionen.

Georges Soukiassian, *Les piles funéraires du Sud-Ouest* (S. 473–477). Soukiassian bietet eine knappe Übersicht mit Typentafel über die fünfzehn bekannten Grabpfeiler des heutigen Départements Gers und der alten Aquitania. Sie sind acht bis fünfzehn Meter hoch, bestehen aus einem Sockel und zwei Stockwerken, in deren oberem eine Nische für das Bild des Verstorbenen vorhanden ist, und einer Dachpyramide oder einem Satteldach. Sie gehören in das erste oder spätestens das zweite Jahrhundert n. Chr.

Der dritte Teil (*Monuments de l'antiquité tardive et héritage antique dans l'architecture moderne*) ist als eine interessante Zugabe zu betrachten, die aber keinen Beitrag zur thematischen Fragestellung des Sammelbandes bietet.

Jean Guyon, *Les mausolées romains tardifs à plan centré* (S. 481–496). Der Aufsatz präsentiert einige Grabbauten in Rom aus den ersten Jahrzehnten des vierten Jahrhunderts, einer Zeit, in der dort einige originelle Architekturformen entstanden, darunter auch der Zentralbau. Die kaiserlichen Rotunden des Maxentius an der Via Appia und der Helena an der Via Labicana waren die Prototypen. Guyon geht auch auf die Diskussion ein über die Bedeutung dieser Bauwerke für die Entwicklung der christlichen Architektur.

Jerko Marasović, Katja Marasović und Snježana Pe-rojević, *Le Mausolée de Dioclétien à Split* (S. 497–506). Es werden die Resultate der systematischen Ausgrabungen der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts vorgestellt, die durchgeführt wurden, um über das Aussehen des Mausoleums und die Einrichtung der umliegenden Räume genauere Kenntnisse zu erlangen.

Jean-Pierre Adam, *Un conservatoire de l'héritage antique et de l'académisme dans l'architecture funéraire. Le cimetière du Père-Lachaise* (S. 507–520). Der Aufsatz zeigt anhand des Pariser Friedhofs, wie die antike Grabkunst als Quelle der Inspiration für den Neoklassizismus diente.

Wenn wir die thematischen Absichten des Kolloquiums betrachten und den hier besprochenen Sammelband, halten wir es für eine vertane Chance, dass die Herausgeber keinen Versuch unternommen haben, dem Band einen zusammenfassenden Beitrag, eine Synthese, hinzuzufügen. Die Reihe guter Beiträge, die neuen Entdeckungen und die reiche Literatur hätten eine gute Basis dafür geboten. Für alle, die sich mit provinziäl-römischer Grabarchitektur beschäftigen, ist dieses Buch aber ein unverzichtbares Nachschlagewerk und eine echte Fundgrube. Das Werk ist zudem vorzüglich redigiert und die Aufsätze sind gut illustriert.

Maastricht

Titus Panhuysen

Gestempelte südgallische Reliefsigillata (Drag. 29) aus den Werkstätten von La Graufesenque. Gesammelt von der Association Pegasus, Recherches Européennes sur la Graufesenque. Bearbeitet von Geoffrey B. Dannel, Brenda M. Dickinson, Brian R. Hartley, Allard W. Mees, Marius Polak, Alain Vernhet, Peter V. Webster. Kataloge Vor- und Frühgeschichtlicher Altertümer Band 34 A. Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz 2003, 13 Bände. Unpaginiert, zahlreiche Abbildungen.

Ein enormes Werk, außer aller Norm im wahren Sinn des Wortes: Dreizehn Ordner mit vierfach gelochten, unpaginierten Blättern, einseitig bedruckt, der erste Band mit sieben kurzen Vorworten von beteiligten Autoren in den vier Sprachen Englisch, Französisch, Niederländisch und Deutsch, einer halben Seite »Ziel der Vorlage« und einer halben Seite »Aufbau des Kataloges« in Deutsch mit Übersetzungen in Englisch und Französisch. Was folgt, sind Hunderte von Seiten mit Abbildungen ohne Kommentar. Auf festen Einband und Paginierung ist verzichtet, damit Supplementa eingefügt werden können. Bereits jetzt sind drei Lieferungen mit Korrekturen und Nachträgen erschienen.

Am Schluss jedes Bandes findet sich eine Folge von Nachweislisten zu den Abbildungen, zunächst Angaben zu Fundort, Fundstelle und Aufbewahrung. Es folgt der

englische Terminus »die«, ein nicht erklärter Begriff, den meines Wissens Brian R. Hartley geprägt hat. Es handelt sich um die Vorlage für den jeweiligen Stempel, eigentlich um die Patrizie. (Eine exakte Definition erhofft man sich in dem soeben angezeigten Werk B. R. Hartley / B. M. Dickinson, *Names on Terra Sigillata*, Bull. Inst. Class. Stud. Univ. of London, Suppl. 102 [London 2008]). Abschließend folgt die Kategorie »Publikation«, ein Literaturkürzel, das am Schluss der Liste aufgelöst wird. Der Katalog enthält mehr als dreitausend Eintragungen.

Mitgearbeitet haben zahlreiche Institutionen: die Universität von Cardiff, Archaeology and Ancient History; die Direction Régionale des Affaires culturelles de Midi-Pyrénées, Service régional de l'archéologie, Toulouse; die Katholische Universität Nimwegen, Provinzialrömische Archäologie; das Musée de Millau; das Musée Fenaille, Rodez; die Universität von Toulouse, Le Mirail, Unité toulousaine d'archéologie et d'histoire; und schließlich die Universität von Leeds, School of Classics.

Die Wandknickschüsseln Dragendorff 29, um die es hier durchwegs geht, entstanden aus Formschüsseln mit innerem Dekor, die sich durch den beim Trocknen verursachten Schrumpfungprozess aus der Form herauslösten. Rand und Boden wurden in einem separaten Arbeitsgang angedreht. Der Formschüsseldekor wurde zum großen Teil mit Punzen eingestempelt, das lineare Werk wie Rankenbögen freihändig zugefügt.

Auf den Tafeln sind Abriebe der Reliefverzierung und der dazugehörigen Töpferstempel auf dem inneren Gefäßboden besagter Schüsseln in Originalgröße ausgebreitet. Sie sind nach Töpfernamen geordnet, bei den *Tria nomina* ist das Cognomen maßgeblich. Die lockere Anordnung, die gekonnte Montage, die feinfühlig überarbeitete Vorlagen – Zigarettenpapiere, die über den Dekor gelegt und mit Graphitstaub überstrichen wurden – lassen ein Tafelwerk von hoher Qualität und besonderer Art entstehen, eine Zusammenschau antiker Ornamentik, die gallisch-keltisches Formempfinden mit hellenistisch-klassizistischem Bildrepertoire verbindet. Welch hohes Niveau an technischer Perfektion, linearer Sicherheit und Sinn für Gestaltung den Formschüsselherstellern in den Werkstätten von La Graufesenque bei Millau (Dep. Aveyron), dem antiken Condatomagus, eigen war, zeigt sich bereits bei einem ersten Durchblättern: Die Aufgliederung in zwei Zonen ist kanonisch, der Zonenteiler ist meist ein mit Perlschnüren gesäumter Halbrundstab. Großzügige Ranken und florale Muster wechseln mit metopenartig unterteilten Bändern, Sequenzen von geometrischen Motiven wie Kreis, Quadrat und Rechteck. Die Gallier vermochten Schwung und architektonisch strenge Gliederung zu kombinieren. Blättchengeschuppte, geriefelte und mit schlanken Blattzungen überzogene Flächen belegen den Bezug zu toreutischen Vorlagen aus dem mediterranen Bereich. Seltener sind figurliche Motive, einzeln eingefügte Tiere und Tierfriese, noch rarer menschliche Figuren oder gar figurale

Szenen. Es ist, als scheuten die Gallier die Darstellung von Lebewesen.

Auch wenn diese reliefverzierten Schüsseln durchaus im modernen Sinn Fabrikware sind, so kann ihre künstlerische Qualität nicht in Frage gestellt werden. Der vorliegende Katalog ist ein sprechendes Zeugnis dafür; möge er dazu beitragen, dass die Gattung in der Geschichte der Ornamentik ihren gebührenden Platz erhalten wird.

Abriebe von Dekor auf südgalischem Geschirr wurden bereits im frühen zwanzigsten Jahrhundert im Zuge eines allgemein wachsenden Interesses an kunsthandwerklichem Schaffen gesammelt. Der Stuttgarter Zeichenlehrer Robert Knorr (1865–1957) verfasste eine Reihe von Publikationen, in denen er Umzeichnungen von Abrieben zusammen mit den Töpferstempeln vorlegte. Bis heute sind sie Referenzwerke für Zuschreibungen von Reliefsigillata ohne erhaltene Signatur an eine Manufaktur. Die Herausgeber des neuen Opus sehen sich *expressis verbis* in der Fortsetzung dieser Tradition. Die verbesserte Bildqualität eröffnet grundlegend neue Dimensionen, nämlich die Sicherstellung von Punzenidentität und das Erkennen von Fehlstellen an Punzen. Die Abbildungen von Knorr sind bestenfalls auf die Hälfte verkleinert, während die neuen Vorlagen durchgehend im Originalmaßstab sind. Knorr hat die Abriebe mit großem Können umgezeichnet, seine Graphiken entsprechen aber oft doch nicht ganz den Originalen. Sie erreichen daher nie die Zuverlässigkeit der direkten Reproduktion der Abriebe. Einen Punzenkatalog nach dem vorliegenden Werk bereitet Allard Mees vor.

Für Knorr und seine Zeitgenossen besaß die Sigillata neben dem kunsthandwerklichen Aspekt einen zusätzlichen Reiz: das antike Objekt mit namentlicher Nennung des Herstellers. Das signierte Werk kam der positivistisch ausgerichteten Forschung des späten neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts sehr entgegen. Es war die Zeit der großen Schöpfungen von Corpora, in der unter anderem Beazley für die griechische Keramik sowie Felix Oswald und August Oxé für die römische Sigillata ihre Namenlisten anlegten. Im gleichen Zug erhielt die Sigillata durch die Ausgrabungen im Lippetal ihren Stellenwert, wo historische Quellen die archäologischen Befunde chronologisch sicherten.

Die Datierung der Fundstellen stand natürlich nicht von Anfang an fest. Scharfsinn und Kenntnis der historischen Quellen führten die damals tätigen Ausgräber aber bald zu Ergebnissen, die später nur noch modifiziert oder gefestigt wurden. Exemplarisch ist der Fall von Oberaden, wo die Dendroanalysen die historische Datierung von Loeschcke auf ein halbes Jahr bestätigten. Die Gattung der Terra Sigillata wurde für die Provinzialrömische Archäologie zum chronologischen Leitfossil ersten Ranges und ist es bis heute geblieben. Sie erlaubt als weltweit verhandeltes Gut aus zentraler Produktion dank der Cross-dating-Methode und mittels geschlossener Fundkomplexe aus kurzen Zeiteinheiten, archäologische Stätten in ein historisches Gefüge einzubauen.

Mehrere Generationen provinzialrömischer Forscher bemühen sich seither um tieferes Eindringen in die Kenntnis des antiken Sigillatahandwerks. Der Ablauf der einzelnen Produktionsschritte, die Organisation der Manufakturen und die Vermarktung sind Themen, die neben dem Streben nach Verfestigung der Chronologie von verschiedenen Seiten und immer wieder angegangen werden.

Fundamentale Kenntnislücken erschweren jedoch den Fortschritt. Der Einsicht, dass nur eine breite Materialaufnahme zu Resultaten führen kann, haben die Autoren des vorliegenden Werks in extenso Folge geleistet. Die unpublizierten Bestände in Museen und Ausgrabungsdepots sind aber erschlagend und eine Auswahl ist unabdingbar. Die Autoren haben sie nicht systematisch getroffen. Den Schwerpunkt bildet der Produktionsort La Graufesenque, die übrigen Aufnahmen decken sich mit den Forschungsregionen der Autoren: Gallien, Germanien, Britannien, vereinzelte Komplexe aus Italien. Dieses pragmatische Vorgehen ist verständlich; dadurch wird die Beurteilung auffälliger Unterschiede in den Absatzgebieten einzelner Töpfer oder Töpfergruppen aber stark beeinträchtigt. (Vgl. A. Mees, *Diffusion et datation des sigillées signées et décorées de La Graufesenque en Europe. L'influence de l'armée sur l'évolution du pouvoir d'achat et du commerce dans les provinces romaines.*, Kongr. Langres [2007] 145–208). Trotz guter statistischer Grundlage und speziellen Auswertungsprogrammen sind Registrierungslücken für die Beurteilung der gesamten Verbreitung problematisch. Allerdings ist die publizierte Version der Sammel-tätigkeit eine Etappe auf dem Weg zur angeblich notwendigen Vollständigkeit; die Internetversion (www.rgzm.de/samian/home/frames.html) enthält bereits fast die doppelte Menge Einträge.

Dass die Signatur auf dem Gefäßboden und der Reliefdekor in direkter Verbindung zueinander stehen, ist eine nahe liegende Arbeitshypothese. Sie bildet die Grundlage für die Zuschreibung fragmentierter Stücke an einen Töpfer, wenn gleiche Punzen festgestellt werden können; aus solchen Zuschreibungen werden Datierungen abgeleitet. Die wackeligen Füße dieses Systems sind seit langem bekannt: Es lässt sich verfolgen, dass Punzen- und Formschüsselhersteller nicht immer identisch sind. Der Vergleich genauer Punzeninventare für die einzelnen Manufakturen beziehungsweise Töpfer zeigt, dass bildgleiche Punzen von verschiedenen Formschüsselherstellern verwendet werden.

Ebensowenig müssen Formschüsselhersteller und der sogenannte Töpfer, dessen Name im Inneren des Gefäßes steht, identisch sein. (Zum Problem der Töpfersignatur und dem daraus ableitbaren Wissen über Modelhersteller und Fabrikbesitzer siehe J. Kees Haalebos / A. W. Mees / M. Polak, *Arch. Korrb.* 1991, 79–91). Offensichtlich konnten die Betriebe in Condatomagus Punzen und Formschüsseln von Spezialisten erwerben, oder diese arbeiteten wechselnd in verschiedenen Betrieben. Die Struktur der Töpfermanufakturen war auf riesigen Warenausstoß ausgerichtet: Dank der Töpfer-

rechnungen wissen wir, dass Ofenbestückungen mit mehr als dreißigtausend Stücke gängig waren. Die riesige Produktion ist als Antwort auf die Marktlage zu verstehen. Wohl im Zuge von Rationalisierungsmaßnahmen schlossen sich Ateliers zudem zeitweilig zusammen und verwendeten gemeinsam ihre Punzeninventare.

All diese wechselnden Zusammenhänge der Betriebe lassen sich bis heute nur bedingt entflechten. Daher sind Zuschreibungen an Töpfer grundsätzlich mit Fragezeichen zu versehen; wer sich intensiv mit der südgal-lischen Keramik abgibt, weiß dies.

Weiß das aber der durchschnittliche Benutzer des Kataloges? Oder anders gefragt: wer konsultiert die dreizehn Ordner? Kaum ist es der engere Kreis der Forscher, die sich mit südgal-lischer Ware beschäftigen; sie werden vermutlich vor allem den digitalen Katalog im Internet mit seinen Sucherleichterungen konsultieren. Hingegen werden Feldforscher, die gerne ihre Funde in nützlicher Zeit anhand von Parallelen bestimmen und zeitlich einordnen möchten, den Katalog als Bestimmungsbuch verwenden; die robusten Ordner sind sogar dem schmutzigen Klima in einer Grabungsbaracke gewachsen und die gegenüber Knorr verbesserten und vervielfachten Abbildungen erleichtern den Zugang. Für diesen Benutzerkreis wäre ein Kommentar, der den heutigen Wissensstand zusammenfasst und die offenen Probleme schildert, unbedingt notwendig. Natürlich ist es möglich, sich anhand der reichlich zitierten Literatur ein Bild zu machen, aber wie viele Nichtspezialisten verfügen über diese Zeit? Wer kann abwägen, was heute gesichert ist und wo die Schwachstellen des Wissensgebäudes sind? – Es sind die Autoren, die kompetent und kritisch den Katalog verfasst haben. Sie sind die führenden Forscher zur südgal-lischen Sigillata. Wenn sie ihr Wissen in einem kurzen Bericht über den Stand der Forschung zusammenfassen würden, wäre der Sache außerordentlich gedient. Das Faszinosum des hier vorgelegten Werkes, das mit seiner großen Anlage besticht, würde noch gesteigert.

Basel

Katrin Roth-Rubi

H[ilary] E. M. Cool, **The Roman Cemetery at Brougham, Cumbria. Excavations 1966–67.** Mit Beiträgen von Julie Bond, B. Dickinson, Jeremy Evans, A. P. Fitzpatrick, S. Greep, B. R. Hartley, Jacqueline I. McKinley, Quita Mould, H. W. Pengelly, Fay Worley sowie Lindsay Allason-Jones, M. J. Baxter, Justine Bayley, Sarnia Butcher, Gill Campbell, David Dungworth, Martin Henig, Frank Jenkins, Jacqui Watson, Tony Wilmott. *Britannia Monograph Series 21.* Society for the Promotion of Roman Studies, London 2004. xxviii und 514 Seiten, 349 Abbildungen, 112 Tabellen, eine CD-ROM.

Die Ortschaft Brougham (ausgesprochen wie ›broom‹, lat. Brocavum) liegt in der Grafschaft Cumbria im

Nordwesten Englands zwei Kilometer von Penrith entfernt am Westrand des Edentals an einer strategisch neuralgischen Stelle im römischen Fernstraßennetz: Von der wichtigsten nordsüdlichen Straße westlich der Pennines, die Carlisle (Luguvalium) nahe der Hadriansmauer mit dem Süden verband, gabelte sich hier am Zusammenfluss der beiden kleinen Flüsse Eamont und Lowther eine Fernstraße nach Südosten hin über Brough (Verteris) nach Catterick (Cataractonium) und weiter nach York (Eburacum). Eine weitere Straße führte nach Südwesten über ein Lager in Ambleside (Galava) zum Lager und Hafen Ravenglass (Glannaventa) hin. Früh entdeckte Einzelfunde, zwei Münzhorten sowie Inschriften weisen auf eine Belegung des Ortes vornehmlich im dritten Jahrhundert hin, obschon strategische Überlegungen eine solche bereits seit 72/73 n. Chr. denkbar erscheinen lassen (S. 6f.). Die einzigen inschriftlich bezeugten Militäreinheiten sind ein »numerus equitum Stratonicianorum« (RIB I, Nr. 780), der bislang nur hier bezeugt ist, sowie ein unbekannter »cuneus equitum«, der hier wohl später diente. Sechs Inschriften erwähnen eine lokale Gottheit Belatucadrus, die wohl mit Mars gleichgesetzt wurde.

Ausgelöst durch den Bau eines Abschnittes der Fernstraße A 66 wurden 1966 und 1967 Notbergungen östlich des Lagers und Vicus von Brougham durchgeführt. Dabei wurde ein römischer Friedhof ergraben, der sich als das bislang größte freigelegte Gräberfeld eines Militärstandortes im Norden Englands erwies. Anschließend fiel es dem Straßenbau zum Opfer. Vornehmlich durch Hilary Cool wurde erst 2000 bis 2002 eine Auswertung vorgenommen, deren Ergebnisse hier vorgelegt werden. In diesem Fall kann man es eher als einen Vorteil sehen, dass man eine Generation auf die Bearbeitung hat warten müssen, denn vor allem die Ergebnisse einiger Spezialisten sind beeindruckend und lassen darüber hinaus erahnen, welche Information aus bereits vorgelegtem Material ähnlicher Fundstätten noch gewonnen werden könnte. Da auf der damaligen Grabung nicht gesiebt wurde, konnten Pollenanalysen leider nicht durchgeführt werden. Dass dies sowieso kaum möglich gewesen wäre, offenbart eine (Not-)Grabungsgeschichte, die sich zum größten Teil nicht vor, sondern während der Straßenbauarbeiten abspielte (S. 10f.). Auch das spätere, oft unglückliche Schicksal der Unterlagen und Funde wird beleuchtet (S. 12–14). Die Ausgräber erkannten Scheiterhaufenreste vielfach nicht. Die Kriterien für deren Identifizierung waren nämlich unklar, da römische Friedhöfe in Britannien zum Zeitpunkt der Entdeckung noch nicht adäquat publiziert waren (S. 14–17). Viel weiter ist man in den vier dazwischen liegenden Dekaden auch nicht gekommen, denn das zu besprechende Buch stellt erst die zweite monographische Vorlage eines römischen Friedhofes im Nordengland überhaupt dar (zuvor L. P. Wenham, *The Romano-British Cemetery at Trentholme Drive, York* [London 1968]), so dass es wohl als Standardreferenz für die britischen Kollegen für die nächste Zeit dienen wird, obschon die Fundensembles ungewöhnlich sind.

Die Dokumentationslücken führten zu Unklarheiten, welche Befunde überhaupt als Gräber anzusprechen sind, was vermutlich zu einigen Widersprüchen in der Publikation geführt hat: Während in der Tabelle 4.1 (S. 42) 293 grabrelevante Befunde erfasst werden, weist der Katalog (S. 46–265) drei Befunde mehr und Anhang 5 (S. 274–279) zwei weniger auf. Dabei werden in der genannten Tabelle unter anderem 123 Urnengräber und 73 Befunde unbekannter Bestimmung angegeben (darunter wohl Grab 25 als fragliches Körpergrab), während der Anhang demgegenüber ein Urnengrab mehr und vier Befunde unbekannter Bestimmung weniger auflistet (einschließlich Grab 25 sind es 70). Die Tabelle 11.6 (S. 446) listet ebenfalls 123 Urnengräber, die Tabellen 11.13 und 11.14 (S. 455f.) einen weiteren Befund mehr auf als die Tabelle 4.1. Der Vergleich mit dem Katalog zeigt, dass im Anhang 5 das Doppelurnengrab 90 (das dort erwähnte »Grab 90« müsste »Grab 91« heißen) sowie die Befunde 119, 319, 349 und 350 keinen Eingang gefunden haben. Etwas unglücklich ist die Behandlung des Doppelgrabes 135/138, das einen Grabkomplex bildete. Dennoch werden die beiden gleichzeitigen Bestattungen separat behandelt, mit der Folge, dass Begräbnis 135 (S. 139f.) der Phase 3 zugeordnet wird, Bestattung 138 (S. 142f.) dagegen der Phase 2. Die Datierung der Gräber erfolgte offenbar über die Einzelbestimmung der Keramik, eine Kombinationstabelle oder eine Korrespondenzanalyse wurden nicht erstellt. Vielleicht führte die chronologische Aufsplitterung von Grab 135/138 zur kleinen Diskrepanz zwischen Tabelle 4.1 (S. 42) und Tabelle 7.2 (S. 314), wo die grabrelevanten Befunde für die drei Phasen um einen Eintrag abweichen. Es finden sich einige Tipp- bzw. Druckfehler, vor allem in deutschsprachigen Titeln, die meist aber keine ernsthaften Verwechslungen hervorrufen; die Terra-Sigillata-Stempel auf den Gefäßen 69.4, 90.12 und 160.4 werden verbalhornt wiedergegeben. Die fehlende Seitenangabe »000« auf S. 282 konnte ich nicht auflösen. Eine letzte, sorgfältige Überprüfung des Gesamtwerkes hätte manche Ungereimtheiten beseitigt.

Der Friedhof erstreckte sich entlang eines vorher ungenutzten, etwa zehn Meter höher gelegenen Hügels einen halben Kilometer östlich des Lagers beziehungsweise hundertfünfzig Meter östlich des Vicus und bildete somit einen Blickfang in der Lokaltopographie an der Nordseite der Fernstraße in Richtung York. Nur ein Teil des Gräberfeldes wurde ergraben, die Gesamtausdehnung bleibt unbekannt. Eindeutige Friedhofs- oder Grabgruppenbegrenzungen konnten nicht beobachtet werden (S. 26). Dagegen fanden sich ein Areal mit Pflastersteinen sowie die Fundamente zweier steinerter Grabmonumente (Beitrag Fitzpatrick S. 28–33), von denen das eine drei Meter auf drei Meter groß ist, das andere etwa viereinhalb Meter Durchmesser hat; beide wiesen Skulpturen auf (S. 425; 429f.). In einer an Steinbrüchen reichen Gegend wie dieser ist es nicht verwunderlich, dass mindestens 81 Grabgruben mit Sandsteinplatten als Teil- oder Vollumfassung versehen sind (S. 34–38); von diesen können sieben oder acht als meist

nordsüdlich ausgerichtete Körpergräber gedeutet werden, deren einstige Inhalte vergangen sind und die eventuell nachrömisch zu datieren wären (S. 462). Ein Grab (227; S. 191) scheint mit einem angenagelten Korbwerk ummantelt gewesen zu sein. Von Interesse ist die Feststellung, dass manchmal eine rituelle Reinigung der Grabgruben vorgenommen wurde, was inzwischen in mehreren Friedhöfen, jüngst gar in Körpergräben beobachtet wurde (zuletzt J. Topál, *Changes in the funerary practice in the western cemeteries of Aquincum, Pannonia*. In: A. Faber / P. Fasold / M. Struck / M. Witteyer [Hrsg.], *Körpergräber des 1.–3. Jahrhunderts in der römischen Welt*. Schr. Arch. Mus. Frankfurt 21 [Frankfurt/M. 2007] 137–152, hier 146, mit früherer Literatur). Auch wird vermutet (S. 444), dass die Urnen absichtlich neben den Scheiterhaufen gestellt wurden, um sie ebenfalls mittels Feuers rituell zu reinigen. Ustrina konnten nicht ausgemacht werden (S. 267).

Der ausgegrabene Teil des Brandgräberfeldes gehört in die Zeit vom ersten Viertel des dritten bis zum Anfang des vierten Jahrhunderts; es gibt keine Hinweise auf eine frühere Belegung und nur wenige für eine spätere. Dies deutet auf einen neuen Friedhof für eine neue Bevölkerung, die vermutlich mit einer neuen Besetzung des Lagers zusammenhängt. Die Belegung wird in drei Hauptphasen von je dreißig oder vierzig Jahren gegliedert, wobei mit der Phase 3 eine spätere Phase 3B vergesellschaftet wird. Neben der im dritten Jahrhundert in Britannien vorherrschenden Black-Burnished-Ware tritt eine signifikante, ja ungewöhnlich hohe Anzahl von Terra Sigillata, vorwiegend aus dem mittel- und ostgallischen Raum, sowie engobiierte Ware aus Trier beziehungsweise dem Rheinland auf. Bei der Relief-sigillata handelt es sich meist um Schüsseln der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, also um Altstücke, die vornehmlich als Sekundärbeigaben in die Gräber gelangten. Ein weiterer Import aus Germanien war eine in Köln hergestellte Venusstatuette aus Terrakotta (S. 122 f.). Amphoren, Krüge und Trinkgefäße in Terra Sigillata treten kaum auf, dagegen sind Schalen oder Schüsseln dieser Ware sowie Becher und Feinkeramik allgemein häufig (S. 335–349). In den allermeisten Urnengräber (88,7 Prozent) dienten Töpfe als Knochenbehälter.

Erwartungsgemäß bildet der Katalog das längste Kapitel des Buches (S. 41–265), das insgesamt 227 Gräber beziehungsweise 296 grabrelevante Befunde behandelt. Erfreulicherweise werden Text, Befund- und Fundzeichnungen zusammengehalten. Der Text ist meist knapp gehalten: Der Phasenzuweisung und anthropologischen Bestimmung folgt eine Auflistung der Grabbeigaben – wobei zwischen einerseits den Objekten, die auf dem Scheiterhaufen mitverbrannt worden waren, und andererseits den unverbrannten Beigaben unterschieden wird – sowie anschließend eine Befundinterpretation. Im Text wurde bei der Keramik auf Maßangaben, bei Gefäßen allgemein auf Nennung des Fassungsvermögens verzichtet; diese Werte findet man in der Datenbank auf der mitgelieferten CD, die neben

den Erklärungen die Information in Access- und Excel-Dateien wiedergibt. Die Gläser werden im Katalog nicht typologisiert. Die von S. Greep bearbeiteten Beinartefakte werden einer eigenen Typologie (*bone veneer types*) unterworfen, die auf S. 276–282 entschlüsselt ist. Bei den Fundabbildungen zeigt ein kreisförmiges Piktogramm in Form einer Mondphasendarstellung den jeweils verwendeten Maßstab zwischen 2:1 und 1:8 an. Die meisten Grabpläne werden mit etwa 1:14 (sic!) eigentlich zu großzügig wiedergegeben.

Nur wenige Bestattungen können als beigabenreich bezeichnet werden: Gräber 36 und 273 enthielten acht, Grab 307 mindestens neun Beigaben, darunter eine Pfeilspitze, einen Gagatarmring sowie Perlen. Weil Perlen im Brougham normalerweise Frauen vorbehalten waren, führt dieser Befund zur Spekulation, ob der eindeutig männliche Tote eine eher weibliche Rolle im Leben einnahm (S. 452 f.). Ein ähnlicher Fundkomplex fand sich unlängst in Xanten (C. Bridger / K. Kraus, *Römische Gräber in Xanten*. Die Grabung Viktorstraße 21 im Jahr 2000. *Bonner Jahrb.* 200, 2000 [2003] 45–48; 51; 54 f. Grab 10). Acht Gräber beinhalteten Schmuckgegenstände aus Gold und andere Gräber enthielten durchaus kostbare Objekte. Aus Grab 273 kam ein Silberring mit Gemme aus Karneol, welche die Darstellung einer Ameise aufwies, während Grab 280 einen Goldanhänger mit Gemme aus Karneol mit einer Steinbockdarstellung enthielt. Als museales Prachtstück gilt eine emaillierte Patera aus Grab 107, die mindestens ein Jahrhundert alt war, als sie als Sekundärbeigabe im Grab eines fünfundzwanzig bis fünfundvierzig Jahre alten Erwachsenen deponiert wurde (S. 124–128), während alle andere Metallgefäße (38 Stück) auf dem Scheiterhaufen mitverbrannt wurden (Beitrag Mould S. 373–379). Ein Unikat im Rahmen romano-britischer Friedhöfe ist das Fragment eines Goldblattglases, leider nur ein Streufund (S. 370). Gänzlich oder beinahe völlig fehlen Münzen sowie Objekte, die in Verbindung mit Schreiben, Spielen, Nähen, Beleuchtung, Toilette und Transport zu bringen wären. Unter der Rubrik der Gerätschaften kamen lediglich drei Messer vor (S. 396). Insgesamt 56 Befunde enthielten Schuhnägel, meist wenige, was vermutlich auf ein Aufsammeln *pars pro toto* aus dem Scheiterhaufen hindeutet.

Die eingehende Analyse der Grabformen und -beigaben zeigt eine Reihe von statistisch relevanten Auffälligkeiten auf (vgl. S. 469 Anhang 1). Kindern und Jugendlichen wurden keine oder nur wenige Objekte beigegeben. Im Falle einer Mitgabe wurden manche Gegenstände nur Kindern zugewiesen, so etwa importierte Glanztonkeramik sowie Näpfe von Form *Dragendorff 33*, die nur Kindern bis acht Jahren beigegeben wurden (S. 362 f.). Dagegen fanden sich Metallgefäße und Schuhnägel ausschließlich in Gräbern Erwachsener. Auch gab es eine bewusste geschlechtsspezifische Selektion mancher Beigaben (vgl. Rez., *Das römerzeitliche Gräberfeld ›An Hinkes Weißhof‹ in Tönisvorst*, Kreis Viersen. Rhein. Ausgr. 41 [Köln 1996] 260 f.; G. Rasbach, *Römerzeitliche Gräber aus Moers-Asberg*,

Funde aus Asciburgium 12 [Duisburg 1997] 32): Beispielsweise wurden nur Männern Trinkgefäße aus Glas beigegeben (S. 371), was im Norden Englands grundsätzlich als selten gilt. Auch sind die Formen als solche selten und die meisten Stücke weisen Abnutzungsspuren auf. Da aber Gläser vornehmlich in Gräbern mit zahlreichen Beigaben vorkamen, könnte es sich weniger um geschlechtskennzeichnende, denn mehr um statusspezifische Beigaben handeln. Gläser, die Flüssigkeiten enthielten, waren dem Scheiterhaufen vorbehalten. Keine Glasperle fand sich in einem eindeutig männlichen Grab (21 Fälle; S. 389), während eine kupferlegierte Melonenperle im Männergrab 227 lag.

Gill Campbell widmet sich den noch erhaltenen Holzkohlenstücken aus 69 Gräbern (S. 267–271). Im Gegensatz zu bislang publizierten römischen Brandgräberfeldern in Deutschland und der Schweiz, wo die Holzarten bestimmt wurden (vgl. A. Kreuz, *Functional and conceptual archaeobotanical data from Roman cremations*. In: J. Pearce u. a. [edd.], *Burial, Society and Context in the Roman World* [Oxford 2000] 45–51) und meist Buche und Eiche die dominierenden Holzarten für den Scheiterhaufenbau sind, überwiegen in Brougham die Birke mit zwei Drittel der Befunde (47 Fälle, 68 Prozent) und die Erle bei fast jedem zweiten Befund (31 Fälle, 45 Prozent). Beide sind wenig geeignet für Scheiterhaufen, bildeten aber sicherlich die häufigsten Waldhölzer der Umgebung, die vornehmlich durch feuchte Alluvium- und Tonböden geprägt ist. Tendenziell wurde die langsam brennende Erle für Männerkremation, die kurzer aufflammende Birke aber für die Einäscherung der zierlichen Körper von Frauen und Kindern verwendet. Zehn Vorkommen von Esche scheinen von Möbelteilen herzurühren, denn drei waren mit beinernen Zierelementen vergesellschaftet, die von Klinen stammen dürften. Kleinere Eisennägel scheinen ebenfalls von Klinen oder Holzkästchen zu stammen (Beitrag Mould S. 271 f.).

Die auffälligsten Funde im Friedhof von Brougham sind über tausend Fragmente verzierten Beins und Geweihs aus 92 Befunden – die Angabe von 32 Prozent auf S. 273 würde bedeuten, dass man mit 288 Gräbern rechnet –, die jedoch eventuell aus wenigen Verbrennungen herrühren könnten. Alle Teile weisen Verbrennungsspuren auf und werden als zu Totenbetten zugehörige Zierelemente interpretiert (Beitrag Greep S. 273–282). Sie kommen nahezu ausschließlich in Gräbern von Erwachsenen vor, nie bei Kindern und kaum bei Jugendlichen (4 Prozent).

Signifikant für die romano-britische Archäologie ist die Untersuchung der Knochenbrände durch Jacqueline McKinley (S. 283–309), denn mit 322 Proben stellen sie das größte Ensemble menschlicher Überreste aus einem Militärstandort Nordenglands dar. Diese Proben rühren von mindestens 146, höchstens von 207 (S. 288) oder gar 237 (S. 309 mit Anhang 5) Personen aller Altersgruppen her. Die Verfasserin bezeichnet die Gräber »that ... contain very small quantities of bone« als Kenotaphien (S. 284; 306 f.; 457–460; vgl. M. Mackensen,

Das römische Gräberfeld auf der Keckwiese in Kempen. *Materialh. Bayer. Vorgesch.* A 34 [Kallmünz 1978] 142 f.; zuvor R. v. Uslar, *Westgermanische Bodenfunde des ersten bis dritten Jh. n. Chr. aus Mittel- und Westdeutschland*. *Denkmäler d. Frühzeit* 3 [Berlin 1938] 159), deren überwiegende Anteile an Knochenbrand nach außerhalb des Friedhofes gelangten. Dabei hält sie es für möglich, dass die Überreste mancher Verstorbenen zurück in ihre – eventuell germanische – Heimat überführt worden waren, nachdem sie zuvor temporär bestattet und wieder gehoben wurden (S. 459 f.). Darüber hinaus geht sie grundsätzlich davon aus, dass bei fast jeder Verbrennung Knochenbrand außerhalb des Friedhofes entsorgt wurde (S. 301). Demographische Überlegungen beruhen auf der Annahme von mindestens 146 Bestatteten aus sicheren Grabkontexten beziehungsweise 207 Individuen unter Berücksichtigung aller Befunde. Hiervon waren mindestens 29 Prozent (bzw. 23 Prozent) unter achtzehn Jahren alt, ein deutlich höherer Anteil als in den meisten bislang anthropologisch untersuchten römischen Friedhöfen in den Nordwestprovinzen. Dabei fehlten die Säuglinge, die eher inhumiert wurden und taphonomisch bedingt nicht mehr nachweisbar sind. Tendenziell fallen die meisten Kleinkindergräber in die früheren Phasen der Belegung, was auf eine damals jüngere Population gegenüber der späteren Phase hindeutet (S. 288–290). Hingegen fanden sich kaum eindeutig alte Personen, obwohl drei Grabsteine eine Frau sowie einen Mann von achtzig Jahren und eine dritte Person von siebzig Jahren erwähnen (S. 414 f. Nrn. 14, 17 und 19). Bei der Hälfte der Erwachsenen (51 Prozent) konnte das Geschlecht festgestellt werden, was zu einer Aufteilung von 32 zu 19 zugunsten der Frauen führt. Die Bearbeiterin (S. 291) sieht hierin eine Bestätigung ihrer Erfahrung, dass weibliche Knochenbrände leichter als männliche zu erkennen sind, obschon andere Bearbeiter das Gegenteil empfinden (z. B. M. Kunter, in *Rez. a. a. O.* 270 sowie ebd. S. 284 Anm. 1445). Der Grad der Verbrennung war allgemein gut. Die Autorin unterscheidet unter anderem zwischen Gräbern mit zwei bestatteten Individuen, die entweder vereinzelt oder zusammen verbrannt und dann im selben Grab niedergelegt wurden (»dual deposits«), und acht, die neben der Hauptniederlegung eine meist kleine, zusätzliche Knochenansammlung desselben Individuums aufwiesen (S. 303 f. »accessory burials«; leider werden sie nicht aufgelistet, so dass man sie nur mit großer Mühe aus dem Katalog herausfiltern kann; vgl. S. J. de Laet / A. van Doorselaer / P. Spitaels / H. Thoen, *La nécropole gallo-romaine de Blicquy* [Hainaut-Belgique]. *Diss. Arch. Gandenses* 14 [Bruges 1972] 22 Grabform A/b; *Rez. a. a. O.* 228, Form 1.1.1; 233 Form 1.2.1). Mit »redeposited pyre debris« (S. 304–306) bezeichnet sie etwas ungenau Brandschüttungsgräber, wobei in einem Fall (Grab 158) zwei Individuen bestattet worden waren.

Im Beitrag von Julie Bond und Fay Worley (S. 311–331) werden auch die Tierüberreste eingehend betrachtet, was bisher erst einmal bei einem römischen Fried-

hof in England geschah (zuvor K. Rielly in: B. Barber / D. Bowsher, *The Eastern Cemetery of Roman London. Excavations 1983–1990*. Museum London Arch. Service Monogr. 4 [London 2000] 366–368). Nahezu 23 Prozent der Befunde enthielten Tierüberreste, dabei waren Kindergräber deutlich unterrepräsentiert. Im Gegensatz zu normalen römischen Gräberfeldern (vgl. eine Zusammenstellung bei H. Hiddink, *Het grafritueel in de Late IJzertijd en Romeinse tijd in het Maas-Demer-Scheldegebied, in het bijzonder van twee grafvelden bij Weert*. Zuidnederlandse Arch. Rapp. 11 [Amsterdam 2003] 169–177) war das Schwein mit nur drei Fällen kaum vertreten. Statt dessen findet man neunmal Pferde sowie mindestens achtzehnmal Schaf und Ziege, außerdem mindestens zehnmal Rind, zweimal Hund und zusammen fünfzehnmal Huhn und Gans. Zum Teil stellen die Knochen die Reste von Speisebeigaben dar, zum Teil aber eher persönliche Habe, denn in einigen Fällen sind komplette Tiere mit verbrannt worden, darunter ganze Pferde, und zwar in den Gräbern 102, 215 und eventuell auch in 217 (bezüglich Grab 194 gibt es eine Diskrepanz zwischen Tab. 7.4 [S. 316], wo ein ganzes Tier, und S. 325 f. mit Tab. 7.18, wo nur ein Hinterbein erwähnt wird). Dies ist der erste Fall in Britannien, wo man verbrannte Pferdeknochen aus römischen Brandgräbern erkannt hat. Bei den Gräbern 194 und 303, in denen ebenfalls Pferdeknochen vorkamen, handelt es sich um Bestattungen einer zwanzig- bis vierzigjährigen und einer einundzwanzig bis fünfundvierzigjährigen Frau, wo sich Teile von Schwertscheidenbeschlägen (*scabbard slides*) aus der Militärausrüstung fanden. Dieser Befund führte zur These, dass es sich hier um Reiterinnen der lokalen Militäreinheit handelte und zu weiteren Spekulationen über die Grenz- und Straßenüberwachung in diesem Teil des Reiches. Wurden hier Frauen in einer irregulären Einheit als berittene Botinnen, Späherinnen und ähnliches eingesetzt oder erhielten sie Funde von ihren Männern? Betrachtet man die anthropologische Bestimmung, werden beide freilich nur mit »female??« angeführt, was McKinley lediglich als »most likely« bezeichnet. Demnach müssten wir hier Vorsicht walten lassen bei Komparanda aus benachbarten Friedhöfen gesammelt sind.

Kupferlegierte Objekte wurden größtenteils am Scheiterhaufen verbrannt, darunter Teile von vier Hemmer Eimern (S. 374), die selten in Britannien und eher in germanischen als in römischen Gräbern zu finden sind (vgl. unlängst C. Reichmann, *Neue spätantike Gräber mit Kreisgräben in Gellep*. Arch. Rheinland 2005 [Stuttgart 2006] 95). Solche Gefäße dürfen Kostbarkeiten dargestellt haben. Einige andere Funde deuten auf eine Verbindung mit dem germanischen und transdonauländischen Raum hin (S. 464–466): vier Miniaturreimeranhänger, die vor allem aus sarmatischen sowie gotischen Kontexten im Karpatenraum bekannt sind und nun erstmals in einem vorangelsächsischen Kontext in Britannien gefunden wurden (S. 384); Perlen in rot-blau sowie Goldperlen, die ebenfalls in sarmatischen und gotischen Zusammenhängen, vornehmlich

in der Maslomeczgruppe gefunden werden; ein Graffito auf einem Topf im Grab 152 mit dem Frauennamen Bata, dessen männliche Form Bato in erster Linie bei den Breuci aus Pannonien belegt ist; es ist nicht auszuschließen, dass sich auch hinter dem Graffito »]HILA« ein germanischer Name verbirgt (vgl. CIL 13, 8666 aus Kalkar-Burginatum); auch die rituelle Reinigung von Grabgruben scheint im Balkangebiet ihren Ursprung zu haben. Ein Grabstein erwähnt eine Person aus Pannonien (S. 414 Nr. 14), ein zweiter einen Germanen namens Vidaris (RIB I, 785). Aus Grab 75 stammt ein Zierelement in Form einer Swastika, die ebenfalls nicht im Norden Britanniens autochthon war.

Mit 29 Grabsteinen bietet Brougham eine weitere wichtige Quelle für die Friedhofsarchäologie (Beitrag Fitzpatrick S. 407–435), zumal 18 davon bei oder nach den Ausgrabungen zu Tage kamen. Sie zeigen, dass viele Gräber oberirdisch gekennzeichnet waren, was auch in der niedrigen Anzahl angeschnittener Bestattungen erkennbar ist. Weiterhin bezeugen sie eine Gesellschaft mit engen Familienbindungen und kein rein militärisches Milieu, wo Soldaten ihre verstorbenen Kameraden beerdigten. Etwa zwei Drittel der Namen weisen einen keltischen Ursprung auf.

Wer die Aufgabe übernommen hat, Altgrabungen zu bearbeiten, auf denen man vorher nicht gearbeitet hat, weiß aus eigener Erfahrung, welche Schwierigkeiten sich dort verbergen. Hilary Cool und ihrem Team gebührt unser Dank, das Fundmaterial von Brougham aus mit vielen Fragezeichen behafteten Befunden sorgfältig bearbeitet zu haben. Für die romano-britische Archäologie wird sie in der nächsten Zukunft oft konsultiert werden, denn es gibt nur wenige moderne vergleichbare Studien aus England (zuletzt Barber / Bowsher a. a. O.; A. Mackinder, *A Romano-British Cemetery on Watling Street*. Museum London Arch. Service, Arch. Studies Ser. 4. [London 2000]). Vielleicht wird im Buch daher auf viele Eigentümlichkeiten aufmerksam gemacht, die in der kontinentalen Archäologie bereits seit längerer Zeit erkannt und oft diskutiert sind, etwa primäre Beigaben oder Scheiterhaufenabfälle (vgl. M. Polfer, *Das gallorömische Brandgräberfeld und der dazugehörige Verbrennungsplatz von Septfontaines-Déckt* [Luxemburg]. Doss. Arch. Musée National d'Hist. et d'Art 5 [Luxemburg 1996]; M. Witteyer, *Die Gräberstraße von Mainz-Weisenau*. In: A. Haffner / S. v. Schnurbein [Hrsg.], *Kelten, Germanen, Römer im Mittelgebirgsraum zwischen Luxemburg und Thüringen* [Bonn 2000] 329 f.; M. S. Kaiser, *Das keltisch-römische Gräberfeld von Wederath-Belginum 6*. Die Aschengruben und Aschenflächen ausgegraben 1954–1985. *Trierer Grabungen u. Forsch.* 6, 6 [Mainz 2006] 20–30). Im Text ist es auffallend, dass relativ wenige Vergleiche mit Fundorten auf dem europäischen Festland getätigt werden, obschon öfters eine germanische oder donauländische Verbindung diskutiert wird. Da die insulare Archäologie immer noch verhältnismäßig wenige Vorlagen römerzeitlicher Gräberfelder aufzuweisen hat, könnten die britischen Kollegen davon pro-

fitieren, noch öfter den Blick auf die reiche zömeteriale Palette diesseits des Ärmelkanals zu werfen.

Xanten

Clive Bridger

Sven Ahrens, **Die Architekturdekoration von Italica**. Iberia Archaeologica, tomo 6. Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2005. 354 láminas, 105 tavolas y ocho anexos.

El presente trabajo fue la Disertación del autor en la Universidad Humboldt de Berlín, ampliada y corregida. Tiene como primordial interés el tratarse de uno de los primeros trabajos que estudia la totalidad de la decoración arquitectónica en una ciudad de la provincia bética: Italica. El hecho de ser ésta una ciudad bien conocida en lo que fue la ampliación adrianea (nova urbs) otorga al trabajo un especial interés. El autor desarrolla en nueve capítulos y un apéndice su trabajo que abarca desde las primeras piezas conocidas fechadas en el siglo segundo a. de C. hasta el año 712, momento en que Italica fue conquistada por los árabes.

En el primer capítulo se define el objeto de estudio (p. 135), es decir, la decoración arquitectónica italicense entendida como aquellos elementos arquitectónicos esculpidos empleados en la arquitectura de interior y exterior; así mismo, enumera y define (p. 13 s.) los distintos términos empleados; afirma el autor que la finalidad del trabajo es doble (p. 15 s.): conocer mejor la historia de Italica a través del análisis comparativo de su decoración arquitectónica, para lo cual la datación de las piezas estudiadas en el catálogo se establece a partir del análisis estilístico-comparativo con otros elementos a nivel local, regional o supraregional. Pero además, el conocer la procedencia del material ayudará, según el autor, a fechar la evolución de edificios singulares.

La cronología es la línea argumental del trabajo, analizándose en cada periodo todas aquellas construcciones edificadas o reformadas. El material estudiado (p. 18) procede de museos, del propio yacimiento, de colecciones particulares y otras piezas has sido documentadas mediante trabajo de archivo.

Para conocer el estado de la investigación en Italica, el autor plantea un resumen sobre las noticias de aquella localidad (p. 19–21) y unas breves notas sobre la historia de las colecciones y excavaciones (p. 22 s.). Sabemos así que Scipión el Africano fundó la ciudad tras la batalla de Iliipa en el año 206 a. de C., si bien hay muchas dudas sobre este primer momento. Ascende al rango municipal con César o Augusto y al colonial con Adriano. Por su cercanía al río Guadalquivir, navegable en esta zona, estaría bien comunicada con Roma y Ostia, donde podría llegarse en ocho días. Las excavaciones realizadas en los últimos siglos han depositado su material en museos y colecciones privadas, entre las que destaca la de la Condesa de Lebrija.

El capítulo 2 analiza (p. 25 ss.) la arquitectura de la vetus urbs (hoy bajo la moderna Santiponce) y de su historia desde la fundación hasta el nacimiento de la nova urbs en el periodo adrianeo. Pocos son los materiales hallados de este momento, destacando las piezas que estudiara Heinrich Drerup (Zwei Kapitelle aus Italica, AEspA 45–47, 1972–1974, 91 ss.) que se suman a algunas terracotas diseminadas por la ciudad. Especial énfasis se hace en el análisis del teatro por ser un edificio bien conservado y situado en la vetus urbs, excavado en las últimas décadas de donde además se conoce abundante material. Su construcción se fecha en época augustea y su primera construcción alternaría la piedra caliza con el mármol. Una primera refectio se observa en el tercer cuarto del siglo primero y una segunda en la segunda mitad del siglo segundo. La porticus post scae-nae tendría la misma cronología fundacional. El edificio escénico puede presumir de contar con un gran lujo, característica similar a otros teatros como los de Arles y Cartagena. El capítulo finaliza analizando otros elementos arquitectónicos sueltos del siglo primero de nuestra era.

El capítulo 3 (p. 58 ss.) analiza la producción del siglo segundo comenzando por el análisis de un discutido edificio conocido como Templo de Diana. Su existencia se fundamenta en la planta incisa sobre una placa de mármol, hasta hoy inédita, hecha en 1900 por Francisco Aurelio Álvarez. Puede demostrarse, como lo hace el autor, la presencia de un abundante lote de piezas en la zona donde presumiblemente apareció este edificio, al norte del teatro. Cosa muy distinta y que habría que analizar con mayor detenimiento, es la certeza de hallarnos ante un edificio de cuya existencia sólo tenemos una planta incisa en mármol.

Será el periodo adrianeo cuando se observe por primera vez la igualdad entre ciertos elementos arquitectónicos italicenses y algunos modelos de Roma, Ostia y Villa Adriana. La construcción de la nova urbs (p. 64 ss.) magno proyecto cuya denominación se debe a García y Bellido, supuso la construcción de algunos edificios donde se observa la presencia de maestranzas urbanas en Italica. Tal sería el caso del templo de culto imperial o Traianeum (p. 67 ss.), así denominado por Pilar León, quien excavó e interpretó de manera magistral dicho edificio. La similitud de plantas con la biblioteca de Adriano en Atenas y el templo de Trajano en Pérgamo fecharía el comienzo del proyecto en los años veinte de la segunda centuria. Importante papel tiene en el análisis de este edificio la investigación sobre la decoración arquitectónica pues de ese modo se pueden conocer las distintas dimensiones de las piezas y su respectiva ubicación. La similitud en la factura de algunas piezas respecto a otras de Roma, Villa Adriana y Ostia (confirmado por algunas letras inscritas tanto en Italica como en Ostia) permiten asegurar el trabajo de los mismos talleres en ambas penínsulas.

Otros edificios fechados en esta época son las termas menores y las mayores (Baños de la Reina Mora) que han sido excavadas de antiguo y por ello se desconoce su

decoración. También a este momento pertenece el anfiteatro, documentado desde el siglo decimosexto y muy expoliado. Su construcción se fecharía en el mismo momento en que se construyó la nova urbs. También se documenta una refectio del teatro en los momentos finales del siglo segundo o en los inicios del tercero.

El autor aborda en el capítulo 4 (p. 83 ss.) los elementos que forman parte de la decoración arquitectónica de los siglos segundo al cuarto, momento en que se evidencia una clara herencia de los talleres pujantes en el periodo adrianeo. De interés en este momento es la llegada de capiteles corintio-asiáticos, algunos de los cuales se han realizado en mármol de Luni y procedentes de la capital; otras influencias orientales se detectan en este mismo momento. Finaliza este capítulo analizando el resto de materiales de este momento, destacando en este punto las balaustradas.

Al análisis de la decoración fechada en los siglos quinto al séptimo se dedica el capítulo 5 (p. 107 ss.) y ello por el destacado papel que tuvo Itálica en el periodo visigodo. Destacan los elementos litúrgicos en este momento y también son destacables las más estrechas relaciones con Mérida, de donde seguramente vendrían muchos de los modelos empleados.

Las cuestiones de técnica se tratan en el capítulo 6 (p. 114 ss.), donde se analizan las líneas incisas sobre superficies lisas que señalan la forma de las molduras o bien los límites de determinados elementos, aunque también sirven para ubicar correctamente los orificios de anclaje.

Uno de los apartados más interesantes del trabajo del autor se expone en el capítulo 7 dedicado a los talleres (p. 119 ss.). Ya desde fines del segundo siglo a. de C. llegan influencias itálicas a esta zona que pudieron ser transformadas en piezas bien por talleres locales o regionales. El análisis de las terracotas parece evidenciar la presencia de un taller en Itálica o sus cercanías que abastecerían a otros centros urbanos como Munigua. La aparición de tegulae con el sello del Legatus pro praetore Marcus Petronius en distintas ciudades parece indicar unos proyectos edilicios comunes dirigidos por una entidad superior a la local.

También urbanos son algunos modelos que plantean la posibilidad de la intervención de talleres de Roma en Itálica, posibilidad demostrada en otros puntos de la Bética como es el caso de su capital, Colonia Patricia. Sí hay talleres de índole regional que abastecerían de material a ciudades como Itálica y Carmona, documentándose piezas idénticas realizadas por los mismos. La presencia en el periodo adrianeo de talleres urbanos encargados de hacer proyectos como el Traianeum y la llegada de talleres orientales en este mismo momento se demuestra por la similitud de siglas con que firman las piezas dichos artesanos. Las letras P, D e I demuestran dicha similitud toda vez que se encuentran en Itálica y en Ostia. Además de ello se constata la llegada de productos de talleres cordobeses que formarían parte de importaciones de piezas en el siglo segundo y tercero. También serían importados los capiteles corintio-asiáticos

que en este momento llegan a toda la zona bética, teniendo su foco más importante en las principales ciudades aledañas al río Guadalquivir. Para este mismo siglo segundo puede aceptarse la presencia de talleres locales que abastecerían el mercado para la edificación doméstica.

El capítulo 8 (p. 128 ss.) resume las principales aportaciones de este trabajo.

El libro que hasta aquí hemos resumido tiene un indiscutible valor para la investigación de las ciudades de la Bética, cual es el que por primera vez se lleva a cabo un estudio sistemático de toda la decoración arquitectónica de una ciudad que, en buena parte, fue abandonada de antiguo, con lo que las investigaciones que en las últimas décadas se han realizado ofrecen una información complementaria del más alto valor. En la península Ibérica, el primer trabajo que recogía un análisis similar en ciudades superpuestas fue el de Sagunto (Paloma Chiner, la decoración arquitectónica en Sagunto, Valencia 1990) y hasta finales de esa misma década no se publicó el correspondiente a una capital de provincia (C. Márquez, Decoración arquitectónica de Colonia Patricia. Una aproximación a la arquitectura y urbanismo de la Córdoba romana [Córdoba 1998]). El trabajar en ciudades superpuestas dificulta la labor de análisis de material; el autor del libro que ahora reseñamos tuvo el acierto de trabajar sobre un yacimiento en parte libre de esas limitaciones. Es así como ha podido analizar en detalle edificios clave en la arqueología clásica andaluza como son el teatro y el Traianeum. Sobre el teatro baste decir que en la reciente monografía que lo estudia (O. Rodríguez Gutiérrez, El teatro romano de Itálica. Estudio arqueoarquitectónico [Madrid 2004]) se validan los resultados obtenidos por Ahrens y que le han sido de gran interés a la autora para poder estudiar la evolución de las distintas partes que definen el edificio. Respecto al Traianeum, ya fueron puestos de manifiesto en 1988 los elementos esenciales de aquel magno proyecto edilicio (P. León, Traianeum de Itálica [Sevilla 1988]) que han sido tratados con posterioridad en trabajos monográficos dedicados a la decoración arquitectónica (S. Rodero, Algunos aspectos de la decoración arquitectónica del Traianeum de Itálica, Romula 1, 2002, 75-106) Mérito de Ahrens es profundizar en dichas líneas y demostrar la intervención de talleres urbanos en aquella privilegiada ciudad de la Bética.

He de plantear mis dudas acerca del denominado Templo de Diana. Tal como dije anteriormente, el material localizado al norte del Teatro indica la presencia de un edificio o conjunto que difícilmente podemos admitir se trate del mencionado templo. El único argumento en que se basa para definir su imagen es el plano de un edificio realizado sobre una placa de mármol. No conocemos caso semejante y no entendemos porqué no se hizo dicha planta sobre el papel; a partir de aquí, cualquier análisis del edificio resulta, desde mi punto de vista, arriesgado, lo que no resta mérito en absoluto al intachable tratamiento que el autor hace del material. Ciertamente, el material hallado en la zona debió pertenecer a un edificio o a un conjunto del que hasta el mo-

mento sólo podemos acercarnos a través del material arquitectónico.

Resulta destacable el capítulo dedicado a los talleres. El hecho de que dicho tema ocupe un capítulo indica la importancia que el autor le da a este tema, y no le falta razón en ello; los talleres son los artífices de esta arquitectura porque confirman las directas vinculaciones entre la Urbs y la provincia bética no sólo en el principado de Adriano, algo que sería perfectamente comprensible, sino también en momentos anteriores y posteriores. La dificultad en demostrar la actividad de estos talleres acentúa el mérito del autor.

La metodología empleada es la habitual en este tipo de estudios. El análisis comparativo entre las piezas y la definición de los detalles en los que basa esta comparación resultan intachables en este sentido. Se observa una clara preferencia de modelos urbanos (ya sea a través de piezas importadas o mediante el concurso de talleres que habían trabajado en proyectos adrianeos localizados en Villa Adriana, Ostia y Roma) o también a través del influjo de la capital de provincia, Colonia Patricia, con la que mantiene vínculos claramente destacables.

En resumen, el trabajo de Ahrens supone una aportación muy importante al conocimiento de la arquitectura romana en la Bética en general y de la decoración arquitectónica en particular. Su publicación será una referencia obligada también para quienes quieran aproximarse a la historia del emblemático yacimiento italicense.

Córdoba

Carlos Márquez

José María Blázquez Martínez, **El Mediterráneo y España en la Antigüedad**. Historia, religión y arte. Ediciones Cátedra, Madrid 2003. 847 páginas, 30 figuras.

Superados los ochenta años y con un acervo científico de más de cinco décadas, el profesor Blázquez sigue en activo. Prueba de ello son las recopilaciones de trabajos propios que desde inicios de los años noventa viene publicando en la editorial Cátedra bajo enunciados como el que nos ocupa. El presente volumen se enmarca por tanto en la tradición de estudios recopilatorios del autor, de la que son muestra títulos como *Religiones en la España antigua* (1991), *España romana* (1996), *Mitos, dioses y héroes en el Mediterráneo antiguo* (1999), *Los pueblos de España y el Mediterráneo en la Antigüedad*. Estudios de arqueología, historia y arte (2000), *Religiones, ritos y creencias funerarias de la Hispania prerromana* (2001), *El Mediterráneo: historia, arqueología, religión, arte* (2006) o *Arte y religión en el Mediterráneo antiguo* (2007). Ya antes, en la editorial Istmo, había iniciado esta tendencia con una serie de compilaciones sobre la Hispania romana: *La Romanización I. II* (1986), *Nuevos estudios sobre la romanización* (1989), *Aportaciones al estudio de la España romana en el Bajo Imperio* (1990) o *Urbanismo y sociedad en Hispania* (1991).

La obra recoge treinta y nueve contribuciones agrupadas en seis partes. Las mismas no aparecen nombradas o definidas temáticamente, aunque se reconozca en ellas los campos de interés de Blázquez en su dilatada trayectoria. Pensando en un público general no familiarizado con la producción del autor, hubiera sido deseable una introducción a cada uno de los bloques además de su titulación. Un breve prólogo justifica la edición, cuyo «leitmotiv» no es otro que «recoger en un volumen diferentes trabajos, publicados en diversas revistas y congresos españoles y extranjeros, varios de ellos difíciles de consultar por su dispersión, y de este modo facilitar su consulta para el gran público interesado en la Antigüedad» (p. 11). Como único complemento editorial se relaciona al final la procedencia de los textos originales (pp. 845–847), donde se advierte la coautoría de algunos de ellos, como los escritos en colaboración con María Paz García-Gelabert (parte II, capítulos 7 y 8 y parte V, capítulo 2), Javier Cabrero (parte II, capítulo 5 y parte III, capítulo 10) y Guadalupe López Montea-gudo, María Luz Neira y Pilar San Nicolás (parte VI, capítulo 6). Los trabajos que nutren la obra están publicados entre 1987 y 2001, la mayoría en la década de los noventa. De ellos los más tempranos han renovado parcialmente su aparato crítico en la presente edición.

Compartido por la totalidad de estudios que lo integran, el principal aporte del libro, además del conocimiento de la obra y metodología del autor, es sin duda la actualización bibliográfica de todos y cada uno de los temas que aborda, bien sean éstos monográficos o secundarios a la narración. En todos los casos hay profusión de notas con extensas citas bibliográficas, en ocasiones desbordantes (así, p. 80 n. 1, p. 122 n. 1, p. 199 n. 5, p. 253 n. 1, p. 464 n. 1, p. 506 n. 38 y pp. 672 sq. n. 2). Las referencias, oportunamente incluidas pero poco comentadas, responden más a una enumeración de títulos que a una disección analítica o crítica, lo cual no invalida su caudal informativo. Desde un legado positivista, el autor suele proceder presentando primero las fuentes primarias del asunto en cuestión y compilando después la bibliografía moderna. No existe sin embargo un criterio unívoco de cita, acaso aconsejable, pues mientras en unos artículos las referencias van en notas a pie de página, en otros se relacionan al final del capítulo. En cualquier caso el potencial documental de los trabajos de Blázquez, su utilidad con vistas a profundizar en muy diversas materias, son tan incuestionables como elogiables.

Haciendo un recorrido por el contenido de este volumen, la primera parte se compone de tres estudios sobre la Protohistoria hispana. El primero de ellos referido a las estelas de guerrero del Suroeste, y los dos siguientes, algo redundantes, a las relaciones entre la Meseta y Oretania sobre una serie de indicadores arqueológicos y onomásticos. Las corrientes céltica e ibérica que caracterizan la Edad del Hierro peninsular tienen su registro blazquiano en la región oretana. Este espacio de la alta Andalucía receptor de influencias mediterráneas e indoeuropeas, es bien conocido por nuestro autor gra-

cias sobre todo a sus excavaciones en Cástulo (Linares, Jaén), yacimiento privilegiado para conocer el proceso urbano desde el Orientalizante hasta la Tardoantigüedad. Además de llamar oportunamente la atención sobre los recursos naturales y la impronta púnica de la región (fueron los cartagineses los primeros en sacar provecho de las minas de Sierra Morena), el autor se centra en la presencia de elementos meseteños en Oretania que a su juicio avalarían una irrupción de mercenarios celtibéricos. Blázquez aborda el tema desde un difusionismo celta (ya presente en su artículo La expansión celtíbera en Carpetania, Bética, Levante y sus causas, *Celticum* 3, 1962, 409–428) algo obsoleto, y en este sentido entiende que los rasgos de ciertas armas recuperadas en necrópolis ibéricas, incluso la panoplia de los guerreros de Porcuna o el «ritual descarnatorio» representado en ese conjunto escultórico (pp. 72 sq.), entre otras evidencias, denunciarían su adscripción celtibérica. Y tras ella, la llegada de hordas guerreras al valle del Guadalquivir, tesis en la que coincide con García-Gelabert, con quien nuestro autor firma varios artículos. Sin embargo, como algunas revisiones ponen de manifiesto (F. Quesada, Porcuna, Cástulo y la cuestión del supuesto carácter meseteño, indoeuropeo o céltico de su panoplia. In: *Actas del II Congreso de Arqueología Peninsular. Vol. II* [Zamora 1999] 425–434, la filiación céltica de esos elementos es más pretendida que real. Y lo que resulta más instructivo, en el registro arqueológico un elemento foráneo no tiene por qué significar siempre una intrusión étnica; por el contrario caben otras explicaciones que van desde la asimilación cultural al comercio o al intercambio de prestigio, ninguna de las cuales presupone necesariamente una irrupción de extranjeros y, sin embargo, son acordes al carácter aglutinador e interactivo de las sociedades ibéricas.

La segunda parte del libro es la más miscelánea de todas al mezclar trabajos de variada temática, ocho en total. Desde las guerras en Hispania y su importancia para la carrera militar de grandes generales romanos – además de Aníbal – a la red viaria hispanorromana, y desde la epigrafía de Cartago Nova a los productos de la tierra en fiel tradición a las laudes Hispaniae que cantaran Estrabón, Plinio o Justino. Otros cuatro artículos abordan en parejas de dos aspectos más concretos. Son los relativos a sectores arqueológicos y la historia de Cástulo («El complejo de El Olivar» y «Cástulo en el Bajo Imperio») y las excavaciones en el Monte Testaccio de Roma. Desde 1989 Blázquez dirige junto a José Remesal los trabajos arqueológicos en este excepcional yacimiento, formado a lo largo de tres siglos por la acumulación de cascos anfóricos que transportaron aceite bético. El conocimiento directo del lugar y la disponibilidad de datos propios dan interés y solvencia a estas contribuciones sobre producción oleícola, con el añadido de complementarse, siendo la primera de carácter divulgativo (Un monte de aceite andaluz), y la segunda de mayor calado científico (Las excavaciones españolas en el monte Testaccio). Por lo demás, esta sección testimonia por igual el basto conocimiento del autor en los

temas tratados y su puesta al día bibliográfica (el artículo sobre la historia militar de Hispania, desde la Segunda Guerra Púnica hasta el sometimiento de los cántabros, es en este sentido ejemplar; pp. 79–121), y los topoi que arrastran algunos de sus enfoques, como el de las invasiones germanas del siglo tercero y sus secuelas catastrofistas (pp. 207–214 y más adelante de nuevo, p. 684).

La tercera parte reúne diez estudios sobre mitología, religiosidad y ritual en el Mediterráneo antiguo. Mientras algunos no tienen relación alguna con la Península Ibérica («La mitología entre los hebreos y otros pueblos del antiguo Israel», «Alejandro Magno, homo religiosus», «La vinculación de la novela con la mitología religiosa»), pareciendo por ello poco afines al título del libro, otros abordan uno de los temas que desde un principio más han interesado al autor: Oriente en Occidente. Más explícitamente, los influjos fenicios – o semitas como le gusta denominarlos a Blázquez – en la concepción ideológica y plástica de las culturas protohistóricas, particularmente Tarteso y el mundo ibérico. Desde su célebre Tartessos y los orígenes de la colonización fenicia en Occidente (publicado en 1968 y varias veces reeditado), que junto a las aportaciones de Antonio García y Bellido y Antonio Blanco, sus maestros, son el punto de partida en el estudio del fenómeno orientalizante en nuestro país, Blázquez se ha seguido ocupando de estas cuestiones. Así, a la vez que revisado el corpus de importaciones mediterráneas en la Península, cuya iconografía analiza desde la extrapolación directa de los mitos orientales, nuestro autor se ha ido haciendo eco de nuevos datos y lecturas sobre la presencia de fenicios, púnicos y griegos en Iberia. En ello abogan trabajos aquí incluidos como «El impacto fenicio en la religiosidad indígena de Hispania», «El santuario de Cancho Roano y la prostitución sagrada» o «Temas religiosos en la pintura vascular tartésica e ibérica y sus prototipos del Próximo Oriente fenicio», contemplando en todos ellos últimas novedades arqueológicas.

La cuarta parte también tiene un claro hilo argumental: el cristianismo primitivo. Estamos ante un campo predilecto del profesor Blázquez al que ha contribuido con tesón. Reflejo de ello son los nueve estudios aquí reunidos. De nuevo sobre una encomiable base documental, el autor aborda múltiples cuestiones: desde principios teológicos e ideológicos («Filosofía y cristianismo: el temor ante la muerte», «La Academia de Atenas como foco de formación humanística para paganos y cristianos»), hasta la evolución del cristianismo en el Imperio («El cristianismo, religión oficial») o trayectorias vitales de personajes («Relaciones de los grandes ascetas de finales de la Antigüedad con las altas magistraturas del estado»), sin olvidarse de extremos más anecdóticos («Los anticonceptivos en la Antigüedad», «Usos religiosos del aceite en el Próximo Oriente en la Antigüedad Tardía y sus precedentes») no exentos de interés.

Más breve es la quinta parte del libro. La componen tres artículos difícilmente relacionables – salvo el común

denominador de su tiempo romano –, a saber: »Nerón, el mecenas asesino«, »Historiografía de la España romana imperial« y »La situación de los artistas y artesanos en Grecia y Roma«. Como fácilmente se deduce, sólo el segundo tiene conexión con la Antigüedad peninsular. Constituye éste un prolijo ensayo bibliográfico – más que historiográfico, pese al título – de todo lo competente al estudio de la Hispania romana: lo esencial de la historiografía de los siglos decimosexto, decimoséptimo y principios del vigésimo, las colecciones de fuentes, las historias de España romana, los corpora epigráficos, síntesis regionales de romanización – muy en boga en los últimos años ochenta coincidiendo con la creación de las Autonomías españolas (p. 688) –, monografías de ciudades hispanas, congresos, revistas y homenajes, etcétera, sin desatender capítulos temáticos como las vías romanas, aspectos de colonización, municipalización y administración, la historia económica y social, los espectáculos públicos, el evergetismo, la epigrafía jurídica, el ejército o la religión. Cuarenta páginas inundadas de referencias, ¡cerca de quinientos títulos comprendidos entre 1754 y 2001! Blázquez en esencia.

La sexta y última parte es la más compacta al destinarse específicamente a la musivaria antigua. A través de seis artículos advertimos la dedicación del profesor Blázquez al estudio de los mosaicos romanos e hispanorromanos con títulos tanto generales (»El mosaico romano en Hispania«), como centrados en motivos iconográficos (»El grifo en mosaicos africanos y su significado«, »Grifos y ketoi en mosaicos de Italia, Hispania, África y el Oriente«, »Retratos en los mosaicos hispanos y del Próximo Oriente en el Bajo Imperio«) o ejemplos concretos (»Mosaico báquico de Baños de Valdearados«). Desde hace más de tres décadas constituye ésta una de sus líneas de investigación más consagradas, en la que ha fraguado un buen equipo de colaboradoras entre las que cabe citar a Guadalupe López Monteaudo, María Luz Neira y Pilar San Nicolás. Con la salvedad de dos imágenes previas de monedas de Alejandro Magno (pp. 267 y 283), esta parte final incorpora el material gráfico – más bien escaso – del libro: en todos los casos fotografías de mosaicos en blanco y negro (entre pp. 733 y 837).

¿Qué se obtiene de un libro como el que nos ocupa? El lector, conviene advertirlo, no hallará en él un ensayo unívoco de la Antigüedad hispana y mediterránea, lo esperable del título. Tampoco la historia de fenicios, griegos y romanos en el far west; ni una síntesis ordenada de temas que sitúen a Iberia en un marco cultural o geográfico más amplio. Es, nullo modo minimus, un reconocimiento al trabajo de uno de los más fecundos y laureados estudiosos de la Hispania antigua, felizmente entre nosotros. Una ventana abierta a cuarenta de sus paisajes escritos. En este sentido la presente recopilación de estudios, como otras suyas similares, dan perfecta cuenta de los intereses que han guiado al profesor Blázquez a lo largo de los años: el legado semita en Occidente y las religiones antiguas, Cástulo y el monte Testaccio, los mosaicos y la Tardoantigüedad. Igualmente

plasman, síntesis como la que nos ocupa, el empeño de su autor por mantenerse al día y, a partir de lo mismo, su particular método recopilatorio-documental. Si bien este último ha sido superado, Blázquez y su obra tienen en su favor, nadie lo pondrá en duda, el haber sido respectivamente maestro y guía de las varias generaciones de historiadores y arqueólogos que han avanzado en el conocimiento del Mediterráneo y España en la Antigüedad.

Madrid

Eduardo Sánchez-Moreno

Jonas Eiring und John Lund (Hrsg.), **Transport Amphorae and Trade in the Eastern Mediterranean**. Monographs of the Danish Institut at Athens, Band 5. Aarhus University Press 2004. 539 Seiten, 257 Schwarzweißfotos, 25 Farbfotos, 207 Zeichnungen, 43 Diagramme, 31 Tabellen, 11 Verteilungskarten und 23 Landkarten.

Das Buch ist das Ergebnis eines archäologischen Kongresses, der vom 26. bis 29. September 2002 am Dänischen Institut in Athen stattfand und das hundertjährige Bestehen der dänischen Ausgrabungen auf der Insel Rhodos feierte. Schon 1909 publizierte Martin P. Nilsson aus dem Zusammenhang dieser Forschungen heraus seine ersten Ergebnisse über die Transportamphoren von Rhodos (Exploration archéologique de Rhodes 5), die für weitere Studien zu Amphoren des östlichen Mittelmeers richtungweisend wurden.

Die Ergebnisse dieses Kolloquiums präsentieren sich im vorliegenden Band, der schon zwei Jahre später erschien. Er umfasst sechsundvierzig Beiträge, eine Einleitung und eine Zusammenfassung, eine Bibliographie und eine Teilnehmerliste des Kolloquiums. Als kleiner Makel sei bemerkt, dass die Artikel alphabetisch nach Autorennamen geordnet sind und nicht nach thematischen Schwerpunkten, die sich hier anbieten würden.

Das Buch gibt einen umfassenden Einblick in die heutigen Methoden der Forschungen zu Amphoren aus dem östlichen Mittelmeer. Gerade in den letzten zwanzig Jahren haben sich die wissenschaftlichen Ansätze auf diesem Gebiet massiv verändert und stützen sich nicht mehr ausschließlich auf epigraphische Untersuchungen.

So stellt Catherine Abadie-Reynal (S. 15–21) ihre ersten vorläufigen Ergebnisse aus Zeugma vor. Dieser Ort ist nun mit Wasser des neu gebauten Birecik-Staudamms am Euphrat bedeckt, so dass keine weiteren Ausgrabungen mehr möglich sind. Die Mehrzahl ihres Materials kommt aus den späten römischen und byzantinischen Perioden. Nur fünf Prozent der Amphoren stammen vom Mittelmeer, während die restlichen als lokale oder regionale Stücke anzusehen sind. Beispiele von anderen Fundorten zeigen, dass ein solcher Anteil an Importstücken nicht ungewöhnlich ist. Bemerkenswert ist der Hinweis, dass sogar eine kleine Anzahl an

Mittelmeeramphoren in das etwa hundertfünfzig Kilometer von der Stadt entfernte Hinterland Zeugmas weitertransportiert wurde.

Auch die Beiträge von Donald T. Ariel (S. 23–30), Kristian Göransson (S. 137–142), Gerhard Jöhrens (S. 149–153), Georgiy Lomtadze und Denis Zhuravlev (S. 203–209), Grzegorz Majcherek (S. 229–237), Ewdoksia Papuci-Władyka und Tatiana N. Kokorzhitskaia (S. 313–324) sowie Vivien G. Swan (S. 371–382) lassen durch die differenzierte Betrachtung der Amphorentypen und die unterschiedliche Verbreitung bestimmter Formen in einer Periode, in einer Region oder auch an einem Ort, Rückschlüsse auf die Erschließung der Ansiedlung und ihrer Geschichte zu.

Etlche Beiträge befassen sich mit den zentralen Datierungsfragen, die mit dieser Fundgattung unweigerlich verbunden sind. Auf Grund neuerer Grabungen und einer wachsenden Anzahl von Funden sowie differenzierter Grabungstechniken stehen heute sehr feine chronologische Gerüste für die rhodischen, knidischen und thasischen Amphoren zur Verfügung und erleichtern damit die Datierung neuer lokaler Amphorengruppen. Niculae Conovici (S. 99–101), Gérald Finkielstejn (S. 117–121), Carolyn G. Koehler, Philippa M. Wallace Matheson (S. 163–169), Mark L. Lawall (S. 171–188), Vasilica Lungu (S. 217–227), Sandrine Marquié (S. 251–262), Vinnie N rskov (S. 285–291), Jane Timby (S. 383–392) und David F. Williams (S. 441–450) versuchen überzeugend jeweils mit ihren Untersuchungsmethoden das chronologische Raster der östlichen Amphorenchronologie zu modifizieren und sozioökonomische Aspekte mit einfließen zu lassen. Mark L. Lawall führt zudem überzeugende Argumente dafür auf, die bisher nicht eindeutig bestimmbare sogenannte Nikandrosgruppe in Ephesos zu lokalisieren.

Mit jedem neu dazukommenden Amphorenstempel sind nach wie vor epigraphische und ikonographische Studien nötig, die heute vielschichtig interpretiert werden wollen. Catherine Aubert (S. 31–41), Chrysa Karadima (S. 155–161), Henryk Meyza (S. 273–284), Anna de Vincenz (S. 403–406). Die neuesten ikonographischen Untersuchungen von Nathan Badoud (S. 57–65) sowie Yvon Garlan und Francine Blondé (S. 123–136) zeigen, dass die abgebildeten Gegenstände oder Figuren auf den Stempeln sehr spezifische Aussagen und Bedeutungen für den Produzenten beziehungsweise den Konsumenten hatten. Gleichzeitig zeigen beide Beiträge, dass die Forschung mit der Entschlüsselung der Bilder erst am Anfang steht.

Schon seit langem sind für werkstoffwissenschaftliche Studien mineralogische Analysen notwendig. Nun haben sich petrographische (Ephesos, S. 85–97) und geochemische (Sinope S. 103–115, Rhodos S. 325–327) Untersuchungen auch in der östlichen Amphorenforschung etabliert. So wird mit Hilfe naturwissenschaftlicher Methoden eine differenzierte Warengruppeneinteilung des Amphorenmaterials möglich. Importe lassen sich besser identifizieren und deren Produktionsorte finden. Es ist möglich, Tonlagerstätten und deren

Produktionsorte miteinander zu verknüpfen und zum anderen die Benutzung bestimmter Tone zeitlichen Perioden zuzuordnen. Zudem konnte im Fall der Sinopeamphoren festgestellt werden, dass auch optisch vollkommen unterschiedlich aussehende Amphoren aus identischem Tonmaterial hergestellt sind. Nur unterschiedliche Brennbedingungen im Ofen haben eine andere Oberflächenfarbe und eine andere Mineralstruktur hervorgerufen.

Fragestellungen über die Nutzung und die Wiederverwendung von Amphoren diskutieren Craig Barker (S. 73–84), John Lund (S. 211–216), Natalia Vogeikoff-Brogan und Stavroula Apostolakou (S. 417–427) sowie Kathleen Warner Slane (S. 361–369).

Natürlich können Beiträge über den antiken Handel in diesem Buch nicht fehlen. Die Beiträge von Rita Auriemma und Elena Quiri (S. 43–55), John R. Leonard und Stella Demesticha (S. 189–202), Daniele Malfitana (S. 239–250), Andrei Opait (S. 293–308), Roberta Tomber (S. 393–402) und Samuel R. Wolff (S. 451–457) bieten neue Einblicke und lassen Strukturen des antiken Warenaustauschs sichtbar werden. Die Untersuchungen von Elizabeth Lyding Will (S. 433–440) und David F. Williams (S. 441–450) zeigen enge Verknüpfungen des römischen Weinhandels zwischen Italien und Indien in den beiden Jahrhunderten um die Zeitenwende. Diese Handelsbeziehungen kommen jedoch nach dem Vesuvausbruch 79 n. Chr. und dem dadurch hervorgerufenen Zusammenbruch der Weinproduktion in Kampanien vollständig zum Erliegen. Gleichzeitig gibt es noch viele ungelöste Fragen hinsichtlich der Export- und Importbeziehungen zwischen den einzelnen Regionen. Dies wird auch noch einmal am Beispiel der punischen Amphoren und deren geringem Auftauchen im östlichen Mittelmeerraum deutlich (Samuel R. Wolff, S. 451–457).

Amphorenstudien stützen sich traditionell auf epigraphische, historische und chronologische Aspekte. Die Beiträge in diesem vorliegenden Band zeigen, dass die Amphorenforschung sich verstärkt auch auf die Fragestellungen und Methoden der modernen Keramikforschung ausrichtet und damit vielschichtigere Aussagen möglich sind. So ist allen Autoren gemeinsam, dass sie auf Grund der komplexeren Fragestellungen mehrere keramologische Bearbeitungsmethoden anwenden. Der Tagungsband zeigt die Vielfältigkeit und das enorme Potenzial hinsichtlich typologischer, chronologischer, ökonomischer, historischer Aussagen, die die Autoren in herausragender Weise darstellen. Sie geben somit auch die Richtung an, die die Amphorenforschung zukünftig beschreiten sollte.

Lindlar

Christiane Römer-Strehl

Georgios I. Despinis, **Hochrelieffriese des 2. Jahrhunderts n. Chr. aus Athen**. Mit einem Vorwort von Klaus Fittschen. Hrsg. Deutsches Archäologisches Institut,

Athenische Abteilung. Hirmer Verlag, München 2003. 336 Seiten, 91 Tafeln.

Das Buch stellt zunächst eine große Zahl von Relief-fragmenten aus Athen zusammen, die stilistisch und zum Teil auch typologisch dem Fries des Phaidrosbemas im Dionysostheater nahestehen und wiederholt mit diesem in Zusammenhang gebracht worden sind. Ihr Fundort ist in den allermeisten Fällen unbekannt. Despinis bespricht sie zunächst nach ihren aktuellen Aufbewahrungsorten gruppiert und klärt schrittweise ihre Zugehörigkeit zu der von ihm konstituierten Gattung der Hochrelieffriese. Wo technische Indizien nicht weiterhelfen können, ist dabei der stilistische Habitus entscheidend (S. 7). Auf diese Weise entstehen vier zusammenhängend besprochene Gruppen: Fragmente im Athener Nationalmuseum (Kat. I 1 – I 62, S. 7–38); im Akropolismuseum (Kat. II 1 – II 9; S. 38–43); im Magazin der Hadriansbibliothek (Kat. III 1 – III 20, S. 43–51) sowie Fragmente in Sammlungen außerhalb Griechenlands (Kat. IV 1 – IV 5, S. 52–55). Stücke, deren Zugehörigkeit zu den Hochreliefs nicht mit Sicherheit nachzuweisen ist, werden entsprechend gekennzeichnet; ebenso sind einige Teile angeführt, die von früheren Bearbeitern einbezogen und photographisch dokumentiert worden sind, sich heute aber nicht mehr mit Gewissheit auffinden lassen. Im Anschluss daran sind auszuscheidende Stücke aufgeführt, bei denen sich eine früher vermutete Zugehörigkeit nicht bestätigen lässt (Kat. V 1 – V 10, S. 55–60). Alle Katalogstücke sind durch die Angabe von Maßen, Bibliographie, Erhaltungszustand und erhaltenem Formenbestand detailliert und genau aufgenommen, wobei auch auf die Beschreibungen früherer Bearbeiter verwiesen wird. Die technischen und stilistischen Verwandtschaften, die entscheidend sind für die Zuweisung an die Hochrelieffriese, werden in den Katalogtexten vermerkt, jedoch nicht im Einzelnen erläutert. Der vorzügliche Abbildungsteil des Buches macht eine Bestätigung der vorgeschlagenen Zuweisungen aber leicht nachvollziehbar. Dass Fragmente unterschiedlicher Aufbewahrungsorte zusammengehören können, wird durch die Anpassung eines Kopfes in Atlanta (Kat. IV 3, vgl. S. 111) an eine weibliche Gewandfigur im Athener Nationalmuseum (Kat. I 26) evident.

In einem eigenen Kapitel (S. 61–70) werden die Provenienzen und Fundstellen der Fragmente behandelt. Hinweise dafür geben Eintragungen in den Inventarbüchern und Markierungen an den Stücken selbst, doch sind diese Informationen nicht selten verwirrend und widersprüchlich. Despinis kann nachweisen, dass die meisten Fragmente im Nationalmuseum zwischen 1872 und 1875 gefunden wurden und bis 1875 im Turm der Winde magaziniert waren, wo Funde aus dem Stadtgebiet nördlich der Akropolis aufbewahrt wurden, vor allem von der Plaka und der Römischen Agora (S. 65). Mörtelreste legen die Vermutung nahe, dass sie in spätere Mauern verbaut gewesen waren. Für Fragmente der Gruppe III wird eine Provenienz von der Hadrians-

bibliothek und von der Römischen Agora ausdrücklich angegeben. Auch die Stücke im Akropolismuseum stammen ursprünglich sehr wahrscheinlich aus dem Bereich nördlich der Akropolis (S. 66).

In einem knappen Kapitel (S. 71–74) werden die technischen Merkmale der Fragmente behandelt. Die Maße der Basisstreifen und die Plattendicke sowie die Besonderheiten der Bearbeitung von Rückseiten und Unterseiten sind wichtig für die Zuweisung an die einzelnen Gruppen. Die Höhe der Figuren beträgt gut neunzig Zentimeter, die der Platten einen Meter oder etwas darüber. Die Konturen zahlreicher Figuren sind mit durchlaufenden Bohrrillen nachgezogen. Wichtig für das Verständnis der Gattung ist die Beobachtung von antiken Messpunkten am Fragment Kat. I 33, denn sie zeigen, dass die Figuren maßgetreu nach einer Vorlage kopiert worden sind (S. 73).

Daran schließt sich der Vergleich der rekonstruierbaren Figuren mit dem Fries am Phaidrosbema an, dessen Forschungsgeschichte in diesem Zusammenhang ebenfalls besprochen wird (S. 75–91). Mindestens zehnmal entsprechen die von Despinis untersuchten Fragmente Figurentypen, die auch an dem Bema vorkommen; technische und stilistische Unterschiede zeigen jedoch zugleich, dass sie nicht zu dem selben Denkmal gehören können. Vielmehr stammen sie von einem Monument, das ebenfalls Dionysos, Ikarios, die Kureten und Peplophoren darstellte und wohl ebenfalls acht Platten mit zweiunddreißig Figuren umfasste. Von diesen in der Gruppe A zusammengefassten Fragmenten eines dionysischen Frieses sind Stücke zu trennen, die zu einem Kampffries gehören (Gruppe B) sowie zu Darstellungen mit stieropfernden Niken (Gruppe C) oder Frauengestalten (Gruppen D und E). Die stilistische Analyse ergibt, dass alle Gruppen wohl aus derselben Werkstatt stammen, vielleicht mit Ausnahme der besonders qualitätvollen Gruppe C (S. 114). Für alle ergibt sich eine Datierung in die hadrianische Zeit (S. 119 f.), während der Fries des Phaidrosbemas etwas später angesetzt und in die frühe Regierungszeit des Antoninus Pius datiert wird.

Nicht mit Sicherheit zu klären ist wegen des fragmentarischen Erhaltungszustandes und wegen der fehlenden Fundnachrichten die Frage nach den Monumenten, zu denen die Hochrelieffriese ursprünglich gehört haben. Ihre Zurichtung spricht für eine Anbringung an großen Basen oder Altären. Wegen des Themas ist für die Gruppe A ein Zusammenhang mit einem Dionysosheiligtum anzunehmen, das wegen der erschlossenen Fundorte wohl nördlich der Akropolis zu vermuten ist, so dass das von Despinis dort lokalisierte Lenaion in Frage käme (S. 130–135). Für die Reliefs am Phaidrosbema wird vermutet, dass sie in frühantoinischer Zeit für den Altar des Dionysos-Eleutherios-Heiligtums nach dem etwas älteren Fries kopiert wurden (S. 142–144). Über den ursprünglichen topographischen Kontext der anderen Gruppen von Hochrelieffriesen sind zur Zeit allenfalls Mutmaßungen möglich.

Im Anschluss an seine eigenen Untersuchungen dokumentiert der Verfasser die Forschungen Margarete Biebers, die sich intensiv mit demselben Material beschäftigt hatte. Er druckt ein fast zweihundert Blätter umfassendes, unvollendetes und unpubliziert gebliebenes Manuskript, das die ausführlichste frühere Beschreibung mit den Reliefs darstellt und das sich seinerseits mit den älteren Untersuchungen von Alfred Brückner, Joannes N. Svoronos und Richard Delbrück auseinandersetzt. Es behandelt zunächst die Reliefs des Phaidrosbemas; im Anschluss daran die Fragmente unter technischen, typologischen und stilistischen Aspekten. In einem zweiten Anhang wird der wissenschaftliche Briefwechsel zwischen Bieber, Brückner, Delbrück, Paul Wolters und anderen, meist deutschen Archäologen abgedruckt. Diese Dokumente, die Despinis in der Einleitung (S. 2–5) erläutert, verraten für den Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ein großes Interesse der Forschung an den Fragmenten, der sich zum einen an dem bereits von Brückner erkannten Zusammenhang mit den Reliefs aus dem Dionysostheater, zum andern aus der damals vermuteten Datierung in die Zeit der Hochklassik ergab. Wenn diese vielfältigen Bemühungen durchwegs erfolglos blieben, so hängt dies einerseits mit den großen politischen Katastrophen des vergangenen Jahrhunderts zusammen: Bieber hatte ihr Manuskript, wie Despinis nachweist, 1914/15 angefertigt, und die zunächst nur als vorübergehend geplante Zurückstellung der Arbeiten dürfte auch mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs zusammenhängen. Aber das Scheitern so vieler Anläufe war zweifellos auch eine Folge der problematischen Überlieferungssituation, die eine überzeugende Einordnung der Reliefs erschwerte.

Das vorliegende Buch löst diese Aporie, soweit dies heute möglich ist. Dies geschieht zum einen unter Einbeziehung der älteren, sorgfältig dokumentierten Studien von Brückner und Bieber, vor allem aber durch die eingehende und überaus gründliche Untersuchung der Fragmente selbst, durch die umsichtige und methodisch klare Auswertung aller verfügbaren Quellen sowie durch die überzeugende stilistische und typologische Einordnung. Die vorbildliche photographische Dokumentation erschließt die Fragmente ebenso wie die wichtigsten Vergleichsstücke. Die Monographie macht damit eine ganze Gattung von qualitativ hochwertigen Reliefs aus den attischen Werkstätten der hadrianischen Zeit bekannt, die eklektisch auf das Figurenrepertoire und den stilistischen Habitus der Klassik zugreift. Die Verwendung des Punktiervorgangs, das exakte Kopieren ermöglicht, zeigt die hohe Wertschätzung der zeitgenössischen Neuschöpfungen. Denn während kaiserzeitliche Reliefs sonst durchwegs frei gearbeitet wurden, bemühten sich Bildhauer hier um eine möglichst genaue Abbildung der Vorlagen, denen damit der gleiche hohe Rang zugewiesen wurde wie den Werken des fünften und vierten Jahrhunderts v. Chr. Despinis demonstriert eindrucksvoll, dass auch scheinbar disparate Trümmerstücke neues Licht auf vermeintlich gut untersuchte Epochen und Gattungen werfen können, wenn sie als

Monumente ernst genommen und mit Geduld und Kennerschaft systematisch aufgearbeitet werden.

Köln

Dietrich Boschung

Hartwin Brandt und Frank Kolb, *Lycia et Pamphylia. Eine römische Provinz im Südwesten Kleinasiens. Orbis Provinciarum*. Philipp von Zabern, Mainz 2005. vi und 146 Seiten, 176 Abbildungen.

Die Serie *Orbis Provinciarum*, deren Ziel die monographische Vorstellung aller Provinzen des Römischen Reiches ist, ist auf einem guten Weg. Nach den Bänden zu Noricum von Thomas Fischer und zu Pontus et Bithynia von Christian Marek kann hiermit als drittes Stück der Reihe die Provinz Lycia et Pamphylia vorgestellt werden, inzwischen liegen darüber hinaus auch die Bände zu Dacia von Nicolae Gudea und Thomas Lobüscher, zu Germania inferior von Tilmann Bechert sowie zu Moesia superior von Miroslava Mirkovic vor.

Auch bei dem vorliegenden Band ist es dem Verlag und seinem Beirat gelungen, zwei Bearbeiter zu gewinnen, die ausgewiesene Kenner der behandelten Region sind. Die Autoren haben seit über fünfzehn Jahren eine stattliche Anzahl an Arbeiten zu Lykien und Pamphylien vorgelegt und konnten für das vorliegende Buch aus einem reichen Materialfundus schöpfen.

Nach einem Vorwort und der Präsentation von Forschungsstand und Quellenlage führen die Verfasser in die Geographie des behandelten Raumes ein (Die Landschaften Lykien, Pamphylien und Pisidien, S. 12–19). Neben der für die historische Entwicklung der Region und ihrer Poleis wichtigen naturräumlichen Gliederung, nämlich der Querriegel des Taurus, die den Ostwestverkehr behindernden Gebirge, die nordsüdlich orientierten Flüsse als Verkehrsrouten, die Kleinräumigkeit Lykiens gegenüber der großen Schwemmlandebene Pamphyliens und das von Hochebenen geprägte Pisidien, geht es den Verfassern dabei auch um eine ethnographisch-kulturelle Definierung der Regionen Lykien, Pamphylien und Pisidien.

Während sich Pisidien einem solchen Unternehmen weitgehend entzieht, lässt sich über Sprach- und Bau Denkmäler der Süden der lykischen Halbinsel als Kerngebiet der lykischen Kultur rekonstruieren. Pamphylien ethnographisch und kulturell zu bestimmen ist dagegen schon wieder deutlich schwieriger, und die Uneinigkeit der Forschung setzt sich bis in die Reihen der beiden Verfasser fort: Idyros und Phaselis werden hier als bereits zu Lykien gehörige Poleis bezeichnet (so etwa auch Der Neue Pauly IX (2000) 756 f. s.v. Phaselis [A. Thomsen]), während bei der Beschreibung von Phaselis (S. 55; 60 f.) mit guten Gründen darauf hingewiesen wird, dass diese Polis trotz der späteren Zugehörigkeit zum Lykischen Bund kaum als lykisch betrachtet werden kann. Darüber hinaus ist auch Plin. nat. 5, 96 und 100 heranzuziehen, wo Phaselis als Endpunkt Pam-

phylis gilt, beziehungsweise die Darstellung Lykiens erst südlich von Phaselis beginnt.

Das folgende Kapitel widmet sich der Vor- und Frühgeschichte der Doppelprovinz (»Der Weg zur Provinzialisierung«, S. 20–24): Während Pamphylien bereits 133 v. Chr. mit dem Attalidenreich an Rom fiel, wurde Lykien erst unter Claudius provinzialisiert. Wie Kolb kürzlich nachgewiesen hat (In: N. Ehrhardt / L. M. Günther [Hrsg.], *Widerstand – Anpassung – Integration. Die griechische Staatenwelt und Rom. Festschrift für Jürgen Deininger zum 65. Geburtstag* [Stuttgart 2002] 207–221), ist dabei direkt die Doppelprovinz Lycia et Pamphylia geschaffen worden.

Die weitere Verwaltungsgeschichte der Provinz bis zu ihrer Teilung im vierten Jahrhundert verlief wenig spektakulär (»Die administrative Entwicklung der Provinz bis zum Ende der Antike«, S. 25 f.). Verschiedene Details bleiben angesichts der Quellenlage umstritten, doch die Verfasser steuern hier einen recht plausiblen Kurs.

Auf die gründliche Dissertation ihres Schülers Ralf Behrwald gestützt geben die Autoren in einem weiteren Abschnitt einen Überblick über »Das lykische Koinon in der Kaiserzeit« und die Entwicklung des vermutlich in den Abwehrkämpfen gegen Rhodos im zweiten Jahrhundert v. Chr. entstandenen Bundes (S. 27–30).

Dass der territoriale Bereich des Bundes als *Eparcheia* bezeichnet wird (S. 28 unter Bezug auf IGR III 676) ist eine etwas unglückliche Verkürzung. Tatsächlich ist in der Inschrift einer der auch aus anderen Regionen Kleinasiens bekannten Unterbezirke der kaiserlichen Verwaltung gemeint (vgl. IGR III 675, wo in der lateinischen Version auch von »provincia« gesprochen wird), die sich gewöhnlich an den traditionellen Landschaften orientierten. Das heißt, de facto wird sich dieser Bezirk zumindest weitgehend mit dem Gebiet des Bundes gedeckt haben, ohne dass er mit ihm genau identisch gewesen sein muss.

Ein weiterer Abschnitt gilt der Kommunikation zwischen Untertanen und Reichsadministration (»Provinzverwaltung und Polis-Autonomie«, S. 31–33), die in der behandelten Provinz durch einige eindrucksvolle inschriftliche Zeugnisse belegt ist.

Im folgenden Kapitel »Politische und gesellschaftliche Organisation der Poleis« (S. 34–39) haben sich kleinere Unebenheiten in die sonst konzise und sinnvolle Gliederung des Buches eingeschlichen: Eigentlicher Gegenstand sind die inneren Strukturen der Polis, so dass der Abschnitt zu Zusammenschlüssen von Poleis (S. 36) hier nicht recht passt. Dies umso mehr als er die wichtigen Ausführungen zu den städtischen Finanzen (36 f.) unnötig von dem thematisch eng verwandten Abschnitt zur politischen Organisation (S. 34 f.) trennt. Nicht ganz einsichtig erscheint auch, dass nach dem hier präsentierten Abschnitt zur städtischen Gesellschaft (S. 37–39) knapp siebzig Seiten später noch ein Kapitel »Die gesellschaftliche Elite der Provinz« (S. 105–108) folgt.

Souverän werden die Ämter, ihre Kompetenzen und die Gliederung der Bürgerschaften besprochen. Dage-

gen ist die Darstellung der städtischen Finanzen nicht ganz auf dem Stand der Forschung: So eindrucksvoll sich der Euergetismus gerade auch in Lykien mit der Ausnahmeerscheinung des sehr großzügigen Wohltäters Opramoas darstellt, ist es keineswegs die gängige Meinung, dass die Poleis »vor allem von den großzügigen Spenden wohlhabender Bürger abhängig waren« (S. 36). Vielmehr haben H. Galsterer, *Atti Accad. Roveretana d. Agiati* 248, 1998, 75–98 und W. Eck in: *Actes du Xe congrès international d'épigraphie Grecque et Latine*, Congr. Nîmes 1992 (Paris 1997) 306–331 darauf hingewiesen, dass die Bedeutung des Euergetismus bisher aufgrund der überproportional häufigen inschriftlichen Dokumentation überschätzt wird.

Der letzte Abschnitt des Kapitels gilt der wie in weiten Teilen des südlichen Kleinasien auffallend klar strukturierten Gesellschaft der Provinz. Die damit zusammenhängende große Bedeutung der Geburt kulminiert nicht umsonst in Lykien mit der umfangreichen genealogischen Inschrift auf dem Mausoleum der Licinia Flavilla (IGR III 500).

Die folgenden beiden Kapitel bilden in gewisser Weise die eindrucksvolle Zusammenfassung der Feldforschungen, welche die Verfasser bereits seit vielen Jahren im südlichen Kleinasien unternommen haben. Der erste Teil gilt – wieder nach den drei Regionen gegliedert – dem Thema »Die Zentralorte der Poleis in ihrer historischen und urbanistischen Entwicklung«, S. 40–82), während der zweite Teil »Ländliche Siedlungsstruktur und Agrarwirtschaft, Komen-Zentren, Dörfer, Weiler und Gehöfte« in den Blick nimmt (S. 83–98).

Der Handel und die verschiedenen Handwerkszweige werden anschließend auf Basis einiger Inschriften und vor allem der archäologischen Quellen vorgeführt (»Gewerbe und Handel«, S. 99–104).

Im folgenden Kapitel werden die Eliten am Beispiel der aus berühmten epigraphischen Zeugnissen bekannten Opramos von Rhodiapolis, Iason von Kyaneai und Gaius Iulius Demosthenes vorgestellt (»Die gesellschaftliche Elite der Provinz«, S. 105–108). Auffällig ist die starke Präsenz von Frauen in öffentlichen Funktionen, meist in Priesterämtern, und in epigraphischen Zeugnissen, ebenso das in Lykien und weiten Teilen Pisidiens mit der Ausnahme von Sagalassos offenbar eher geringe Interesse am Aufstieg in die Reichselite, während die Führungsschicht des wohlhabenderen Pamphyliens sich durchaus in der Reichsaristokratie nachweisen lässt.

In wenigen Regionen des römischen Reiches sind so viele lokale oder regionale Agone bezeugt wie im Raum von Lykien, Pamphylien und Pisidien (»Feste, Kulte und Agone«, S. 109–118). Viele von diesen gingen auf Stiftungen von Angehörigen der lokalen Aristokratie zurück, nach denen sie benannt wurden. Interessanterweise waren dabei Auswärtige meist ausgeschlossen, so dass die Teilnehmer ebenfalls fast ausschließlich aus den lokalen Eliten kamen. Die Autoren erschließen hierzu dem Laien eine Fülle von Spezialstudien vor allem britischer, französischer und niederländischer Gelehrter. Allerdings stammen die Münzen aus Selge (S. III Abb.

150) und Aspendos mit den berühmten Ringerdarstellungen mitnichten aus der römischen Kaiserzeit.

Der Besprechung der Agone als dem heute am besten greifbaren Phänomen der Religion folgt ein Überblick über die wichtigsten Kulte in den drei Regionen. Hier erweist sich die Kontinuität alter anatolischer Kulte in Lykien am stärksten, während in Pamphylien die Spuren abgesehen von der Artemis von Perge eher gering sind. Dagegen waren in Pamphylien Gründungs-heroen aus dem griechischen Mythos besonders präsent.

Der durch das Schwinden der epigraphischen und numismatischen Quellen deutlich schwerer zu erfassenden Spätantike ist das letzte Kapitel gewidmet (Lykien, Pamphylien und Pisidien in der Spätantike, S. 119–132). Während einzelne Städte bereits frühzeitigen Verfall erlebten oder ihre Zentralorte auf besser zu verteidigende Höhenlagen zurückzogen, scheinen gerade die größeren Städte oft noch eine Spätblüte erlebt zu haben, bis ihnen dann die Araberanriffe ein Ende setzten.

Eine Zeittafel, ein Glossar, ein Register und ein Anhang beschließen den Band.

Insgesamt haben die Autoren, wenn man von einigen kleineren Unebenheiten absieht, einen gelungenen Beitrag zur Reihe *Orbis Provinciarum* vorgelegt. Eine Vielzahl von schönen Fotos und Karten geben dem Band eine zusätzliche Attraktivität. Besonders der Epigraphiker freut sich, dass der Band eine Reihe von guten Inschriftenphotos vorlegt, in Abb. 174 sogar eine noch unpublizierte Bauinschrift von der Kirche der Gottesgebärerin Maria aus Kyaneai. Ein Band also, für den man dankbar sein kann.

Zürich

Jens Bartels

Taner Korkut, **Girlanden-Ostotheken aus Kalkstein in Pamphylien und Kilikien. Untersuchungen zu Typologie, Ikonographie und Chronologie.** Sarkophag-Studien Band 4. Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2006. 129 Seiten, 38 Abbildungen, 64 Tafeln.

Die Ostotheken aus Pamphylien und aus mehreren küstennahen Orten im westlichen Rauen Kilikien bilden durch die große Einheitlichkeit ihres Dekors eine geschlossene, auffällig homogene Denkmälergruppe. Girlanden aus unterschiedlichen Blattarten sind an Stierköpfen oder Palmetten befestigt, in den Girlandenschwüngen sind fast durchgehend Bildnisköpfe oder Büsten angebracht. Dieser Reliefschmuck ist bei den überwiegend eckigen Kästen auf drei Seiten wiederholt, während auf einer Schmalseite eine Tür dargestellt ist. Als Material wurde der lokal anstehende Kalkstein verwendet. Die Deckel haben Dachform. Nur gelegentlich sind einfache Namensinschriften von geringem Aussagewert angebracht (S. 38; 59).

Anton Luigi Pietrogrande hatte erstmals 1935 die gemeinsamen Züge im Dekor einzelner Kalksteinkästen in Sammlungen von Rom, Athen, Istanbul und Antalya

bemerkt und sie mit der Kunstlandschaft von Pamphylien und Kilikien verbinden können (siehe S. 1). Als Entstehungszeit nennt er das zweite und dritte Jahrhundert n. Chr. Seitdem ist nur eine kleine Zahl von Arbeiten erschienen, die einerseits das Material bereicherten und sich andererseits mit der Laufzeit der Gattung befasst haben. Einen wesentlichen Beitrag zur Definierung der regionalen Gruppe leistete Nu in Asgari in ihrer unpublizierten Dissertation von 1965, die dem Autor zur Verfügung stand. Unter den von ihm behandelten Stücken nahm Nikolaus Himmelmann nach den Porträtköpfen bereits eine chronologische Spanne vom späteren ersten Jahrhundert bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. an (siehe S. 2). Das Verhältnis der Gattung zu den Sarkophagen interessierte Guntram Koch, der zu dem Ergebnis kam, dass die beiden Denkmälergruppen mit Girlandendekor im zweiten Jahrhundert n. Chr. wohl gleichzeitig entwickelt wurden (siehe S. 2).

Der Verfasser hat sich in der an der Philipps-Universität Marburg eingereichten Dissertation die Klärung der Ikonographie, der Werkstätten und der Chronologie der Ostotheken zur Aufgabe gemacht und die Materialbasis durch mehrere Reisen in der Türkei auf die solide Zahl von 251 Stücken erweitern können, darunter zirka 44 einzelne Deckel. Das Material ist in einem Katalog präsentiert, der das notwendige Minimum an Informationen wiedergibt. Bis auf Ausnahmen ist allerdings sogar die Erwähnung der Girlandenträger fortgelassen, was bei den nicht abgebildeten Kästen zu lückenhafter Dokumentation und Problemen der Identifizierung führt. Wegen der alphabetischen Anordnung der Stücke nach den Aufbewahrungsorten kann das Fehlen eines Registers noch verschmerzt werden. Hinderlich für die Nutzung des Buches ist es allerdings, dass es keine Seitenhinweise auf den Text gibt. Eine repräsentative Auswahl des Materials ist auf 64 Tafeln wiedergegeben, die entsprechend der chronologischen Entwicklung angeordnet sind. Die Aufnahmen stammen überwiegend vom Autor und sind entsprechend den jeweiligen Bedingungen von etwas schwankender Qualität. Einzelheiten wie etwa eine Hochzeitskrone auf Taf. 34, 1 (Kat. 212) sind leider nicht zu erkennen. Ein Anhang mit Zeichnungen der Girlandenschemata erlaubt einen raschen Überblick und entspricht dem Standard der Publikationen des Sarkophagcorpus, in dessen Rahmen die Arbeit als Band der Sarkophag-Studien erschienen ist.

Die Untersuchung der regional spezifischen Ostothekengruppen Kleinasien ist hinsichtlich ihrer zeitlichen Entwicklung von größtem Interesse, da einerseits stets nach den autonomen Wurzeln der kaiserzeitlichen Grabkunst gefragt wird und andererseits die künstlerischen Impulse und ikonographischen Einflüsse von Rom und Attika auf Kleinasien beobachtet werden. Ferner ist das Aufkommen von girlandengeschmückten Sarkophagen in Kleinasien aufs engste mit den Ostotheken verknüpft, die das gleiche Schmuckschema verwenden und teils als Vorläufer, teils als Parallelprodukte auf-

treten. Die ältesten reliefgeschmückten Ostotheken in Kleinasien stammen aus den pisidischen Städten Termessos und Sagalassos, wo seit dem ausgehenden vierten Jahrhundert v. Chr. diese repräsentative Form von Bestattungsbehältern kontinuierlich nachweisbar ist. Schon in augusteischer Zeit lassen sich dort Ostotheken in lokalem Kalkstein mit Girlandendekor nennen, die Anregungen der ostionischen Grabaltäre aufgreifen (V. Köse, Eine augusteische Ostothek aus Sagalassos in Pisidien, *Istanbuler Mitt.* 48, 1995, 249–261). In Ephesos und seinem Umkreis kann ebenfalls bereits eine vorkaiserzeitliche Gruppe von truhnenförmigen Steinurnen nachgewiesen werden. Seit augusteischer Zeit werden dann Kästen mit Girlandendekor hergestellt, die bis ins ausgehende zweite Jahrhundert n. Chr. zu verfolgen sind. Bei ihnen wird intensiv die Frage diskutiert, ob sie maßgeblich von den hellenistischen Rundaltären inspiriert sind oder auch schon früh Einflüsse von der römischen Grabkunst aufgegriffen wurden, worauf die römischen Namen der Bestatteten in Ephesos deuten. Eine schon früh parallel einsetzende Sarkophagproduktion macht die Sonderstellung der Region der Provinzhauptstadt sichtbar (H. Thür, Der späthellenistisch-frühkaiserzeitliche Girlandensarkophag S 1 in: D. Knibbe / H. Thür [Hrsg.], *Via Sacra Ephesiaca II. Grabungen und Forschungen 1992 und 1993* [Wien 1995] 49–53; Chr. M. Thomas / C. Içten, *The Ephesian Ossuaries and Roman Influence on the Production of Burial Containers in:* H. Friesinger / F. Krinzinger [Hrsg.], *100 Jahre österreichische Forschungen in Ephesos, Symposium Wien 1995* [Wien 1999] 549–554).

In der Arbeit von Torkut hat die Anordnung des Kapitels zur Chronologie des Materials an vorletzter Stelle zur Folge, dass der zeitliche Faktor bei der Betrachtung der Typologie und auch der Ikonographie nicht berücksichtigt wird, und so mancher Sachverhalt ohne seine zeitliche Einbindung beziehungslos erscheint. So wird beispielsweise im Kapitel zur Typologie (S. 3) die Rundform einiger Ostotheken als offenkundige Übernahme von der Gattung der hellenistischen Rundaltäre gesehen, aber erst anlässlich der Werkstatt-scheidung (S. 50) und weiter hinten im Chronologiekapitel (S. 60) wird das Verhältnis zu den vorkaiserzeitlichen Altären erläutert, von denen offenbar der Prototyp einer ersten Rundurne (Kat. 224) abhängt. Sowohl nach ihrem Aufbau als auch nach der Form der schlauchförmigen Girlande ohne Lünettenschmuck gleicht die Ostothek hellenistischen Grabaltären beziehungsweise auch den vereinzelt Sarkophagen hellenistischer Zeit. Lediglich die verkleinerte Form und die große Aschenhöhle hebt sie von den Altären ab. Durch die ausschließliche Verwendung von Blättern für die Girlande ist hier jedoch schon eine regional typische Wahl getroffen. Die Rundform wird in der Folgezeit sporadisch aufgegriffen bis ins späte zweite Jahrhundert n. Chr. (Kat. 185; 226; 227), die Beispiele stammen jedoch ausschließlich aus Side und Perge (S. 50).

Die Grundlage für eine Chronologie der Ostotheken in Pamphylien und Kilikien erscheint ideal, da sie

nahezu durchgehend mit kleinen Porträtköpfen versehen sind. Der Verfasser hat dieses Kriterium auch vornehmlich genutzt und versucht, die Frisurdarstellungen mit den Porträts des Kaiserhauses und der rundplastischen Bildniskunst zu verbinden. Auf dieser Grundlage kommt er zu einer Einordnung der Büsten zwischen tiberische (Kat. 15) und severische Zeit. Wegen des Miniaturformates der Köpfe und der spezifischen Arbeitsweise in dem weichen Kalkstein, die flüchtig ist und nicht sehr detailliert, ist die unmittelbare Gegenüberstellung zu den lebensgroßen Porträts allerdings schwierig und kann nicht immer überzeugen. Im übrigen berücksichtigt der Verfasser nicht genügend die sehr traditionalistische Haltung der breiten Gesellschaftsschichten des griechischen Ostens in Kleidung und Frisur. Man folgt hier nur ausnahmsweise den rasch wechselnden Moden Italiens, wie die Grabreliefs mit ihren ganzfigurigen Darstellungen anschaulich machen und die häufige Wiedergabe der Frauen mit Kopfschleier auf den Ostotheken im übrigen bestätigt. Das ange-deutete Stirntoupet einiger weniger Frauenköpfchen (Kat. 5; 104; 154) dürfte kaum auf die flavische Zeit, also auf einen Zeitraum von gut zwei Jahrzehnten, beschränkt gewesen sein, sondern kann ohne Not auch mit Frisuren des früheren zweiten Jahrhunderts n. Chr. verbunden werden, als man hohe und in große Schnecken gelegte Haaraufbauten trug, die man in den Miniaturköpfen ebenso reflektiert sehen kann (etwa Kat. 5). Auf Kat. 104 könnte sogar eine tragische Theatermaske dargestellt sein. Bei einigen Beispielen kann die Einordnung in weit auseinanderliegende Zeiträume auf Grund der Frisuren nicht überzeugen und führt sicher dazu, dass über die zahlenmäßige Gewichtung der Ostotheken noch diskutiert werden wird. Frauenköpfe mit schuppenförmig nebeneinander geordneten Haarmotiven um die Stirn werden teils in flavische (Kat. 91), teils in frühantoninische Zeit (Kat. 100; 192) eingeordnet. Die starke zeitliche Differenzierung einer sehr verbreiteten Frisur mit gescheiteltem Haar, das in leichten Wellen zum Hinterkopf geführt ist, kann ebensowenig nachvollzogen werden, so zum Beispiel Kat. 15 (tiberisch), 11 (30–50 n. Chr.), 53 (10–120 n. Chr.), 43 (130–140 n. Chr.) und 2 (170–180 n. Chr.). Eine offenkundig sehr verbreitete Tracht sind seitlich herabhängende Haarstränge, die an den Enden meist eine Volute bilden oder auch dünn auslaufen. Der Verfasser erklärt sie bei der als ältestes Beispiel eingeordneten Rundostothek für geklappt dargestellte Haarstränge, wie sie bei frühkaiserzeitlichen Frisuren von den Ohren in den Nacken führen (S. 60 zu Kat. 15). Bei zeitlich späteren Gruppen bezeichnet er sie als ein von römischen Moden unabhängiges Trachtdetail (S. 62; 65). Die Datierung der spätesten Phase der Ostotheken wird von ganz ähnlich gestalteten Frauenköpfen getragen, deren Frisur mit gescheiteltem Haar und seitlich herabhängenden Strähnen (zum Beispiel Kat. 12; 212) vom Verfasser mit severischen »Helmfrisuren« in Verbindung gebracht wird (S. 71), die jedoch schwerlich von den übrigen, als lokal bezeichneten Frisuren mit seitlichen Haarsträhnen zu

unterscheiden sind, welche sehr viel früher eingeordnet werden. Diese Standardfrisur gleicht in vielen Fällen (z. B. Kat. 2; 6; 30; 119; 149; 150; 185; 193; 212; 213; 219; 243) recht genau der Vorderansicht rundplastischer Porträts aus severischer Zeit mit wellig gescheiteltem Haar und anschließenden herabhängenden Haarsträngen mit spiralförmiger Kerbung, die vor und hinter den Ohren erscheinen können (z. B. Selçuk, *Museum: J. Inan – E. Rosenbaum, Roman and Early Byzantine Portrait Sculpture in Asia Minor* [London 1966] 134 Nr. 163; 164 Taf. 95; 101, 1: 218–235 n. Chr. – Istanbul, Archäologisches Museum, Inv. 5062: J. Inan – E. Alföldi-Rosenbaum, *Römische und frühbyzantinische Porträtplastik aus der Türkei. Neue Funde* [Mainz 1979] 280 f. Nr. 272 Taf. 194; 195; vgl. M. Bergmann, *Chiragan, Aphrodisias, Konstantinopel* [Wiesbaden 1999] 19; 71 Taf. 24; 25, 1: Anfang 3. Jh. n. Chr.). Diese Vergleiche sprechen für eine entsprechend späte Einordnung weiterer Stücke und eine noch größere Konzentration von Ostotheken im früheren dritten Jahrhundert n. Chr. Für die These einer regional verbreiteten Frisur dieser Art schon in vorseverischer Zeit wäre eine bessere Absicherung und Begründung wünschenswert. An kleinformatischen Porträts auf stadtrömischen Urnen finden sich gelegentlich Schulterlocken in einer Zeit, als sie dort als Venusangleichung verstanden werden können (Rom, *Museo Nazionale Romano, Inv. VC 45: F. Sinn, Stadtrömische Marmorurnen* [Mainz 1987] 184 Nr. 385 Taf. 62 b).

Bei den Männerfrisuren wertet der Verfasser glattes Strähnenhaar als Hinweis auf eine Entstehung in Abhängigkeit der Frisur von Trajan und ordnet sie entsprechend zeitlich ein (S. 64 zu Kat. 80 und weiteren Stücken). Da diese einfache Frisur jedoch seit dem mittleren ersten Jahrhundert n. Chr. als einfache Knabenfrisur nachgewiesen und bis in severische Zeit unterschiedslos zu finden ist (K. Fittschen, *Zur Datierung des Mädchenbildnisses vom Palatin und einiger anderer Kinderporträts*. *Jahrb. DAI* 106, 1991, 304; P. Cain, *Männerbildnisse neronisch-flavischer Zeit* [München 1993] 76), stellt sie nur einen sehr vagen Anhalt dar.

Als zweites Kriterium der Chronologie dient der Girlandenschmuck, der vom Verfasser auch stets als Korrektiv bei der Taxierung nach den Büsten berücksichtigt wird. Vergleiche zum Schmuck der Sarkophage oder zu Architekturgirlanden können nur sehr eingeschränkt gezogen werden und gerade bei der zahlenmäßig großen Gruppe der Spätzeit bieten nur Ausnahmestücke (S. 76 zu Kat. 211) die Möglichkeit zu einem stilistischen Vergleich, während die Menge der Normalproduktion nur relativ innerhalb der Gattung beurteilt werden kann. Damit geht ein beträchtlicher Unsicherheitsfaktor einher, da sowohl Werkstattzugehörigkeiten als auch schwankende Qualität das Aussehen unterschiedlich prägen.

Die große Zahl von Kästen, die in die erste Hälfte des dritten Jahrhunderts n. Chr. eingeordnet sind, tragen vielfach die vereinfachte Form der Palmette als Girlandenträger und als Lünettenmotiv und werden maß-

geblich von der Einordnung zweier Kästen mit Frauenporträts getragen (S. 73 zu Kat. 48. 102), die gerade nicht so spät erscheinen und daher allenfalls den Beginn der Palmetten anzeigen können. Die Köpfe tragen bis in Höhe der Ohren reichende Melonenfrisuren, die allenfalls mit einer Mode in antoninischer Zeit verbunden werden können, wenn sie nicht sogar die zeitlose Jungmädchenfrisur wiedergeben, was angesichts des zweiten Frauenkopfes auf Katalogstück 48 möglich erscheint (K. Fittschen / P. Zanker, *Katalog der römischen Porträts in den Capitulischen Museen und anderen kommunalen Sammlungen der Stadt Rom III* [Mainz 1983] 86 zu Nr. 118). Die große Gruppe der Ostotheken mit Palmetten dürfte daher möglicherweise schon im späteren zweiten Jahrhundert n. Chr. einsetzen. Eine immer rationeller und abstrakter gestaltete Arbeitsweise zeichnet dann später entstandene Kästen aus, deren absolute Einordnung jedoch schwer zu fixieren ist.

Nach der skizzierten Methode kommt der Verfasser zu folgender zeitlicher Verteilung der Denkmäler: In das erste Jahrhundert n. Chr. datiert er zehn Stücke, in traianisch-hadrianischer Zeit sind es neunundzwanzig, in der Antoninenepoche neunundvierzig Beispiele, in die Periode zwischen 190 und 250 n. Chr. ordnet er dann das Gros von siebenundsiebzig Ostotheken ein. Nach den oben geäußerten Zweifeln an einigen Frisurenbestimmungen sollte besonderes Augenmerk auf die bisher früh datierten Stücke gelegt werden und beispielsweise durch die Untersuchung der eng mit ihnen verbundenen pamphyliischen Rundaltäre mit Porträtbüsten (z. B. Taf. 64, 4. 6) Sicherheit geschaffen werden. Dagegen ist die große Dichte des Materials im späten zweiten und in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts überzeugend. Nach den jetzt vorgelegten Ergebnissen setzen die Ostotheken in Pamphylien (Side und Perge) zwar früher als die Sarkophage ein, zeigen jedoch analog zu dieser Bestattungsart eine enorme Zunahme im mittleren zweiten Jahrhundert n. Chr., als in dieser Region auch die Verwendung der Marmorsarkophage beginnt, die jedoch größtenteils aus Importen besteht (S. 77) (zur Sarkophagproduktion siehe G. Koch, *Sarkophage der römischen Kaiserzeit* [1993] 183–185). Die Ostotheken beeinflussen dementsprechend auch nicht den Dekor der Sarkophage, auf denen keine Girlanden aus Akanthus oder Lanzettblättern zu finden sind. Umgekehrt kommt es auf den Ostotheken im späteren zweiten Jahrhundert n. Chr. zu einigen Übernahmen von Dekorformen von Sarkophagen (S. 81), die der Verfasser gleichermaßen auf attische, kleinasiatische und stadtrömische Vorbilder (S. 20 f. 27) zurückführt. Als Beispiele seien Erosen und Niken als Girlandenträger, tanzende Komasten und Eichblattgirlanden genannt. In den felsigen Gegenden des Rauhen Kilikien wird die große Zahl der Ostothekenbestattungen auf die Bodenbeschaffenheit zurückgeführt, die kaum Erdbestattungen erlaubte und damit auch den Brauch der Steinsarkophage nicht aufgriff (S. 77). Für Körperbestattungen verwendete man hier ausschließlich Ton- und Bleisarkophage (Koch a. a. O. 189 f.).

Einzig in der Nekropole von Side wurden Ostotheken in situ frei aufgestellt gefunden. Hinweise wie Dübellocher an der unteren Leiste und auf den Felsen der Nekropolen machen die freie Aufstellung auch für andere Kästen wahrscheinlich. Parallel wird jedoch auch die Unterbringung in Grabhäusern angenommen, in denen Bänke, Nischen und Arkosolien geeignete Stellflächen boten. Wegen der Regel, dass die Türdarstellung üblicherweise auf der Schmalseite rechts der Vorderseite liegt und die gegenüberliegende Schmalseite vernachlässigt ist, schließt der Verfasser auf eine Anordnung in paralleler Ausrichtung an Gräberstraßen oder in Grabhäusern (S. 79). Analog findet man auch bei Sarkophagen mehrfach die Hervorhebung einer Schmalseite (Koch a. a. O. 184).

Der Dekor der Kalksteinostotheken bleibt über die angenommene Periode von über zwei Jahrhunderten hinweg auffällig stabil. Blattgirlanden mit ein bis drei Schwingen sind zunächst an Bukephalien und in der Endzeit an Palmetten befestigt, die aus den gleichen Bossenformen ausgehauen sind und daher teilweise sogar noch Hörner haben. Die Blattgirlanden bestehen überwiegend aus Akanthus und langen glatten Blättern. Der Verfasser bezeichnet sie als Lotus, obwohl sich die von ihm genannten Autoren (S. 8 Anm. 51) alle von dieser alten Bezeichnung distanzieren haben, zumal sich die Blattform nicht botanisch bestimmen lässt. In jüngerer Zeit ist die Bezeichnung als Lanzettblatt üblich (Frank Rumscheid, zitiert ebd.).

In den Lünetten sind von Anfang an Köpfe oder auch vereinzelt Oberkörperbüsten angebracht, die offenbar einzelne Personen besonders hervorheben, da sie zwischen kleine Porträtköpfe eingefügt sind. Diese Eigenheit kann auch auf den pamphyliischen kaiserzeitlichen Rundaltären beobachtet werden, die allerdings bisher nur beiläufig behandelt sind (S. 15 Anm. 75 Taf. 64, 4. 6: Side, Museum, Inv. 11.5.72; Altar aus Perge, Antalya, Mus. – S. 25f. Anm. 166: Altar in Side, Museum, Inv. 155, nach Korkut um 100 n. Chr., nach Berges frühkaiserzeitlich). Als Vorläufer für die Tradition, Bildnisse der Toten auf den Bestattungsbehältern darzustellen, verweist der Verfasser denn auch auf späthellenistische Ostotheken aus dem benachbarten Pisidien. Das durchgehende Interesse an der Bildnispräsentation kann folglich als markantes Merkmal der Region gewertet werden. Mit diesen Büsten sollten die Toten in Erinnerung gehalten werden, auch wenn bei dem kleinen Format kaum eine individuelle Ähnlichkeit erreicht wurde. Meistens sind Paare dargestellt. Die ungleiche Zahl von weiblichen und männlichen Köpfen auf manchen Kästen sowie vereinzelt nicht ausgearbeitete Bossen (Kat. 243; 244) deuten auf eine Ausarbeitung nach Auftrag (S. 40). Bis zu vier und sogar fünf Köpfe auf einer Ostothek und der Fund von Ascheresten mehrerer Individuen machen anschaulich, dass die Kästen üblicherweise als Bestattungsbehälter mehrerer Personen dienen konnten. Der Verfasser kommt daher auch zu dem Schluss, dass die Büsten mit den Verstorbenen zu identifizieren sind und vergleicht sie mit den mittelitali-

schen Büstengrabsteinen, bei denen die Bildnisse ebenfalls gleichrangig nebeneinander gereiht sind und ohne Handlungszusammenhang Personen darstellen, die in dem Grab ihre letzte Ruhe gefunden haben (S. 37). Die durchgehend griechische Kleidung der Dargestellten und die große Zahl der traditionell verschleierten Frauen sprechen dafür, dass diese Grabmäler auf die Bedürfnisse der einheimischen Bevölkerung zugeschnitten waren und deren Bestattungsbrauch spiegeln. Es sind mehrheitlich relativ schlichte Gräber, die mit einfachen Mitteln die Erinnerung an die Verstorbenen wach halten sollten, ohne Zeichen von Erhöhung oder gar Heroisierung der Toten.

Ein weiteres durchgehend angebrachtes Schmuckelement auf den Kästen ist die Tür an einer Schmalseite, die zusammen mit dem dachförmigen Deckel die Ostothek als Haus charakterisiert. Der Verfasser (S. 34) verweist auf die ältere Tradition dieser Vorstellung in Kleinasien, Grabmonumente mit Türen zu versehen und damit als Haus des Toten zu gestalten. Für eine Anspielung auf den Eingang zum Hades, wie sie gelegentlich in Italien gemacht wird, fehlen jedoch eindeutige Hinweise. Eine symbolische Ebene darf man trotzdem unterstellen, auch wenn nicht konkret an die Vorstellung des griechischen Mythos angeknüpft wird. Vereinzelt figürliche Motive oder Waffen, Phialen, Kratere sind selten und stellen vermutlich sporadische Sonderanfertigungen dar oder entstanden auf Grund zufälliger Anregungen von Sarkophagreliefs, was jedoch in keinem Falle zur Übernahme in das Standardrepertoire führte.

In der Betrachtung des Materials nach den Herkunftsorten, die leider nur bei 35 Prozent der Stücke bekannt sind, ergeben sich plausible Ergebnisse (S. 51 ff.), die am Ende in der Zusammenfassung (S. 83) mit den chronologischen Dimensionen zu einem anschaulichen Überblick kombiniert sind. Die Ostotheken von Side, Perge, Laertes, Selinous und Syedra lassen sich nach ihrem Dekor scheiden und repräsentieren daher zugleich Werkstätten. Nur aus Perge und Side sind Stücke aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. zu sichern, sie können daher möglicherweise als Städte bezeichnet werden, in denen diese Art der Bestattung geformt wurde. In den Orten des Rauen Kilikien lassen sich dagegen erst im zweiten Jahrhundert n. Chr. Ostotheken nachweisen. Das Bild von einer Gattung mit stark regionaler Prägung wird dadurch abgerundet, dass offenbar nur ein Stück in Arles (Kat. 182) außerhalb des unmittelbaren Umkreises der produzierenden Orte gefunden wurde und die Gattung in der Regel nicht in den Exporthandel gelangte (S. 51).

Mit der Zusammenstellung des umfangreichen Materials und der Verknüpfung mit den verwandten Gattungen sowie den aktuellen Fragestellungen hat der Verfasser die Erforschung der kaiserzeitlichen Grabdenkmäler erfreulich vorangebracht und eine hochinteressante Gattung für die weitere Diskussion erschlossen.

Würzburg

Friederike Sinn

Tonnes Bekker-Nielsen, *The Roads of Ancient Cyprus*. Museum Tusculanum Press, Kopenhagen 2004. 308 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Karten.

Mit der vorliegenden Dissertation zum Straßenwesen des antiken Zypern hat sich der Autor einer ausgedehnten Thematik gewidmet und diese in Form einer ausführlichen Studie aufgearbeitet. Dabei stützt er sich vor allem auf eigene Feldforschung, die er durch zahlreiche Graphiken, Fotos und Karten dokumentiert, sowie auf die relevanten antiken Quellen, Reiseberichte und diverse Vorarbeiten; hierzu zuletzt T. B. Mitford in: ANRW II 7, 2 (1980) 1332–1337.

In seiner Einleitung legt der Verfasser anschaulich die im modernen Zypern nicht einfachen Rahmenbedingungen für Feldforschungen zum Straßennetz sowie die Notwendigkeit zur Durchführung derselben angesichts der raschen ökonomischen und damit baulichen Veränderungen dar. Genese und Methodik beruhen auf dem dänischen Akmas-Projekt (1990–1995), das unter anderem auch die Erkundung der Straßen in Westzypern umfasste. Bekker-Nielsen untersucht nun mittels eigener Anschauung vor Ort sowie anhand der literarischen wie epigraphischen Quellen das gesamte Straßensystem der Insel für die hellenistische und römische Epoche, wobei er im Ergebnis ein nützliches Modell der Straßennetzes schaffen und nicht jede Meile verifizieren will.

Die einführenden Bemerkungen (S. 13 f.) bieten mit der Erklärung von Begriffen (stadion, roads), Straßenzählung, Koordinaten und Karten die notwendigen Benutzerhinweise des Buches; gefolgt von einer Abkürzungsliste. Im ersten Kapitel zur Auffindung antiker Wege (S. 17–32) resümiert der Autor zunächst Methoden der Straßenforschung ausgehend von frühesten Studien (Nicolas Bergier, Ernst Curtius), die allein auf Schriftquellen beruhten, bis hin zur Schwierigkeit, archäologische Reste als antike Straßen zu identifizieren, weshalb folgerichtig die diversen Quellengattungen (literarische und epigraphische Dokumente, Karten und Reiseberichte) gemeinsam heranzuziehen sind. Im Detail vorgestellt und bewertet werden dann exemplarisch drei Untersuchungen zu verschiedenen Regionen und mit unterschiedlichen Forschungsansätzen, und zwar (a) zum römischen Britannien (»morphological approach«) (b) Sizilien (»text-based approach«) (c) Israel (»contextual approach«). Aufbauend auf diesen Vorgehensweisen zeigt der Verfasser, dass die jüngere Forschung von technischen Entwicklungen profitiert, indem nun Luft- und Satellitenaufnahmen, großangelegte archäologische Surveys sowie die Anwendung von Geoinformationssystemen (GIS) einbezogen werden. Er definiert schließlich seinen sogenannten integrierten Ansatz (»integrated approach«), der die Feldforschung, das Textquellenstudium und den kontextuellen Zugang miteinander verbindet. Im folgenden Teil zu den Quellen (S. 33–45) werden die relevanten antiken Dokumente einschließlich moderner Reiseberichte und Karten, insbesondere des neunzehnten Jahrhunderts, kurz vorgestellt. Bekker-Nielsens kritische Bemerkungen zum

Quellenwert der Meilensteine treffen die zentralen Punkte, wie besonders die Frage der zum Teil unsicheren Identifizierung, des Fundortes (mit relevanter Kritik S. 39 Anm. 22 an Mitford a. a. O.) sowie des In-schriftentextes beziehungsweise Formulars, das den Straßenbau nur selten deutlich offen legt.

Das Kapitel zum historischen Hintergrund (S. 46–64) behandelt im Überblick die Topographie und historische Entwicklung der Insel von der Perserherrschaft bis zur arabischen Eroberung, wobei auch die wirtschaftliche und soziale Situation in hellenistischer Zeit und unter römischer Herrschaft sowie der Status der römischen Provinz Berücksichtigung finden. Danach folgen in »The travellers« (S. 65–79) nur unvollständige Hinweise auf die Besucher Zyperns wie auf die Popularität des paphischen Heiligtums der Aphrodite. Unbegründet bleibt die Behauptung »her sanctuary does not appear to have attracted large numbers of visitors compared with, for instance, Delphi or Epidauros«. Angesichts der Berichte wie etwa bei Strabo oder Tacitus sowie der erhaltenen Weihgeschenke mit zahlreichen Inschriften erscheint die These nicht einleuchtend (vgl. F. G. Maier / V. Karageorghis, *Paphos. History and Archaeology* [Nikosia 1984] 182 f.; 208; 239–244; 270–278; D. Leibundgut Wieland, *Arch. Anz.* 2003, 157–172; siehe in Kürze umfassend zu den Weihgaben dies. / L. Frey-Asche, *Weihgeschenke aus dem Heiligtum der Aphrodite in Alt-Paphos. Terrakotten, Skulpturen und andere figürliche Kleinvotive*. Ausgr. Alt-Paphos auf Cypern VII [im Druck]). Die sich anschließenden ganz allgemeinen Informationen über Transportarten und deren Dauer, die man nicht zwingend in diesem Buch suchen würde, weisen – auch mangels Zeugnissen – nur gelegentlich Bezug zur Insel auf, was ebenso für die gut bekannten Wagendarstellungen auf Münzen und Reliefs (aus Arlon, Langres) gilt. Zu verkürzt erscheinen Informationen über die Nachrichtensysteme bei Persern und Ptolemäern, wenn sie mit dem staatlichen Transportwesen der Römer (*cursus publicus*) gleichgesetzt und als »Roman imperial post« bezeichnet werden.

Mit dem Kapitel »Road design and construction« (S. 80–100) dringt Bekker-Nielsen langsam zur engeren Thematik des Buches vor, indem er nun die wichtigen Informationen, die man sich schon im Methodenkapitel (S. 17–32) gewünscht hätte, insbesondere über juristische und bauliche Kriterien zur Definition und Differenzierung antiker Straßen beziehungsweise Wegetypen liefert. Hier werden primär die Verhältnisse in Italien geschildert, obwohl im Hinblick auf Zypern eine klarere Definition von *Viae publicae* in den Provinzen und den dortigen Bedingungen notwendig erscheint. (Obwohl im Literaturverzeichnis S. 286 genannt, hat der Beitrag von M. Rathmann in: E. Olshausen / H. Sonnabend [Hrsg.], *Zu Wasser und zu Land. Verkehrswege in der antiken Welt. Kolloquium 1999*. Stuttgarter Koll. z. hist. Geogr. d. Altert. 7 [Stuttgart 2002] 410–418, offenbar keine Berücksichtigung gefunden.)

Auch die schwierige Frage nach der Finanzierung des Straßenbaus wird kurz angesprochen, kann jedoch im

Rahmen der Arbeit kaum adäquat behandelt werden. So kulminieren die Überlegungen in der unzureichend begründeten Behauptung (S. 99) »the statement on a Cypriot milestone (appendix. No. 5), that Titus »(via) novas fecit«, is no evidence of financial involvement«. (Die falschen Klammern – es müsste heißen: »[via]s« – sind im Appendix korrigiert.) Die im Folgenden (S. 100) vom Verfasser angeführten Meilensteine aus Zypern, die ein Weihformular (mit dem Namen des Kaisers im Dativ) aufweisen, zeigen, dass die Steine zu Ehren des Herrschers von der Gemeinde gesetzt wurden, können jedoch die genannte These nicht untermauern. Die oben zitierte Formulierung aus dem Namen im Nominativ – hier dem Kaisernamen – plus dem Begriff »fecit« dagegen ist in Bauinschriften, zu denen die Meilensteine im weiteren Sinn gehören, üblich und dokumentiert das finanzielle Engagement des Bauherrn, also des Kaisers. Freilich werden Umfang und Art des kaiserlichen Beitrags in der kurzen Formel nicht spezifiziert, sind jedoch damit klar bezeugt.

Ab S. 101 folgt der Hauptteil des Buches: Zunächst wird er eingeleitet durch einen historischen Überblick über die Entwicklung des zypriotischen Straßensystems (S. 101–113). Hilfreich sind die beigelegten Kartenskizzen, denen allerdings eine Nummerierung der Straßen fehlt, wie sie von Bekker-Nielsen im Folgenden erarbeitet ist. Man hätte damit dann zugleich eine zeitliche Einordnung der Haupttrouten, die jedoch nicht immer begründet ist, klar erkennen können.

In den folgenden Kapiteln werden die Ergebnisse der Untersuchung im Einzelnen vorgelegt und die Straßen im Uhrzeigersinn, ausgehend vom Westen, vorgestellt (S. 114–219). Schmerzlich vermisst man hier eine Überblickskarte, in der alle Wege oder zumindest doch die Hauptstrecken mit Nummern verzeichnet sind. Dadurch ist man gezwungen, sich jedes Mal durch die Detailkarten am Ende des Bandes (dazu s. u.) zu blättern. Immerhin wird im abschließenden Teil der Studie über das Straßennetz (S. 220–227) und die Ergebnisse des Bandes (S. 228–231) dann eine Liste aller Straßen gegeben (S. 220–222).

Nicht zur Kenntnis genommen hat der Autor den römischen Straßenabschnitt von »road 112« (S. 119), der über den Resten des Nordosttores des Aphroditeheiligtums von Alt-Paphos fassbar ist. (Diese ist bereits angezeigt in den Grabungsberichten F. G. Maier, Arch. Anz. 1968, 678; ders., Arch. Anz. 1971, 6 f.; ders., Arch. Anz. 1977, 35; ders. – M.-L. v. Wartburg in: V. Karageorghis (Hrsg.), *Archaeology in Cyprus 1960–1985* (1985) 159; siehe jetzt ausführlich F. G. Maier, Nordost-Tor und Belagerungsrampe II. Grabungs- und Baubefund. Ausgr. in Alt-Paphos auf Cypern VI [Mainz 2008] 17; 133; 141.) Ferner lässt die Vorlage von »road 11« Präzision vermissen.

Es folgen Appendix, Bibliographie, Register zu Quellen, Personen und Orten sowie Karten. Ein Anhang legt die Texte der neunundzwanzig zypriotischen Meilensteine vor (S. 232–276). Der Epigraphiker hätte sich zum Teil mehr oder präzisere Angaben sowie eine bildliche Dokumentation der Meilensteine gewünscht, was aber letztlich die Aufgabe eines Inschriftencorpus wie CIL XVII ist, für das hiermit eine sehr nützliche Zusammenstellung vorgelegt wurde. Bei den Karten ist zu beklagen, dass die hier verwendete historische Karte von Lord Horatio Herbert Kitchener etwas unscharf wiedergegeben ist; nur die Namen größerer Orte lassen sich einigermaßen lesen. Die kleineren Toponyme sind praktisch nicht lesbar und damit ist einiges nicht auf dem Plan verifizierbar.

Der Band beeindruckt vor allem durch die Vorlage großangelegter und umfassender Feldforschungen sowie durch die reiche Ausstattung, da neben Karten und Graphiken zahlreiche Fotos – auch farbige – vor allem von Straßen in der Landschaft beigelegt sind. Auch die Breite der angesprochenen Themen trägt dazu bei, das gesetzte Ziel zu erlangen. Geschmälert werden die Errungenschaften der Studie zum Teil durch Verkürzungen beziehungsweise Unachtsamkeiten sowie eine nicht immer umfassende Kenntnis von Quellen und Forschungsliteratur.

Zürich

Anne Kolb

ALTE GESCHICHTE

Andreas Luther, Mischa Meier, Lukas Thommen (Hrsg.), **Das frühe Sparta**. Franz Steiner, Stuttgart 2006. 224 Seiten.

Nachdem in den vergangenen Jahren vielerlei didaktisch angelegte Werke zur Geschichte Spartas erschienen, liegt unter dem Titel »Das frühe Sparta« nun ein Sammelband vor, der sich dezidiert an Fachwissenschaftler richtet. Dies bedeutet nicht, dass die Kenntnis des Forschungsstandes Voraussetzung der Lektüre ist,

wohl aber, dass diese alles andere als einfach ist. Der Band ist das Ergebnis eines 2004 in Berlin abgehaltenen Kolloquiums. Alle Autoren sind durch Monographien zur Geschichte Spartas oder des frühen Griechenlands als kompetent ausgewiesen, der vorliegende Band repräsentiert in erster Linie die deutschsprachige Sparta-forschung.

Lukas Thommen eröffnet das Buch mit einer Einführung und einer Untersuchung über das Territorium des frühen Sparta in Mythos, Epos und Forschung.

Überlegungen zur Helotie in Lakonien stellt Karl-Wilhelm Welwei an, während sich Martin Dreher und Alberto Maffi mit der Verfassung im frühen beziehungsweise Recht und Rechtsprechung im späten Sparta beschäftigen. Andreas Luther kommt bei seiner Titelfrage nach dem Namen der Volksversammlung zu dem Ergebnis, dass die normale, monatlich abgehaltene Volksversammlung als *Ekklesia* bezeichnet wurde, dagegen die nur einmal im Jahr aus Anlass der *Apellai*, eines Apollonfestes, stattfindende Versammlung, auf der auch die Ephoren gewählt wurden, den Namen *Apella* trug. Lässt sich dies bestätigen, würde dies auch zu einem neuen Verständnis der Großen Rhetra beitragen.

Winfried Schmitz belegt in seinem Beitrag »Die Macht über die Sprache: Kommunikation, Politik und soziale Ordnung«, wie die sprichwörtliche lakonische *Brachylogia*, die später zum bloßen Anekdotenreservoir degenerierte, sich als Mittel der Systemstabilisierung und Herrschaftskontrolle im Konflikt der Generationen entwickelte.

Im Anschluss setzt Mischa Maier die Entstehung des »Homoioisideals« bereits in die Zeit nach Abschluss des Zweiten Messenischen Krieges. Die spartanische Wurzel des Eids von Plataiai (in der inschriftlichen Fassung) behandelt Hans van Wees in seinem Aufsatz »The Oath of the Sworn Bands. The Acharnae Stela, the Oath of Plataea and Archaic Spartan Warfare«, während Ernst Baltrusch das Verhältnis von »Polis und Gastfreundschaft« vor dem Hintergrund spartanischer Außenpolitik mit isolationistischen Tendenzen untersucht, die dem König Kleomenes zugeschrieben wurden.

Stefan Rebenichs Beitrag widmet sich der Sparta-rezeption, ein eigenes Kapitel, das mit dem Mythos von Leonidas und seinen Dreihundert spätestens seit den Türkenkriegen beständige Aktualität hat. Rebenich konzentriert sich auf die deutsche Altertumswissenschaft, was in zweieinhalb Jahrhunderten höchst wechselhafter Geschichte zu entsprechend interessanten Ergebnissen führt.

Das beharrliche Problem jeglicher Sparta-forschung ist die Quellenlage, die dazu zwingt, den bekannten, schon Dutzende Male interpretierten und ausgedeuteten, immer und immer wieder gelesenen Quellen noch neue Aspekte abzugewinnen. Dies ist ein Manko, kann sich aber in eine Stärke verwandeln. Wenn wie im vorliegenden Band ausgewiesene Forscher, die ihr philologisches Handwerk beherrschen, sich der Quellen annehmen, kann der Leser zumindest auf ein intellektuelles Vergnügen hoffen. Es sind nicht unerwartete Ergebnisse, sondern originäre Vorgehensweisen und Methoden, die hier überzeugen. Ob die einzelnen Thesen stichhaltig sind, wird die Forschungsdiskussion der nächsten Jahre zeigen. Sofern die Aufsätze »mehr Fragen als Antworten« enthalten (so Maffi), dann erfüllen sie ihren Zweck. Noch immer sind gute Fragen die beste Voraussetzung für ebensolche Antworten.

Bonn

Wolfgang Will

Heinz Bellen † und Heinz Heinen (Hrsg.), **Bibliographie zur antiken Sklaverei**. Im Auftrag der Kommission für Geschichte des Altertums der Akademie der Wissenschaften und der Literatur (Mainz) neu bearbeitet von Dorothea Schäfer und Johannes Deißler auf Grundlage der von Elisabeth Herrmann in Verbindung mit Norbert Brockmeyer erstellten Ausgabe, Bochum 1983. Forschungen zur antiken Sklaverei, Beiheft 4. Zwei Teilbände. Franz Steiner, Stuttgart 2003. XIII und 623 Seiten sowie VIII und 186 Seiten.

Im Jahr 1950 begründete Joseph Vogt an der Mainzer Akademie der Wissenschaften das Arbeitsvorhaben »Forschungen zur antiken Sklaverei«, mit dessen Hilfe versucht werden sollte, zur marxistisch geprägten Sklavereiforschung in den Staaten des Ostblocks ein westliches Gegenbild zu entwerfen. Zu diesem Zweck wurde neben einer Reihe »Forschungen zur antiken Sklaverei« und einer weiteren »Übersetzungen ausländischer Arbeiten zur antiken Sklaverei« schließlich, um einen Überblick über die bestehende Forschung zu schaffen, eine »Bibliographie zur antiken Sklaverei« begründet, die 1971 erstmals erschien (N. Brockmeyer, Bibliographie zur antiken Sklaverei, hg. v. J. Vogt [Bochum 1971]) und später deutlich erweitert und mit verändertem Zuschnitt von Gliederung und Register neu herausgegeben wurde (N. Brockmeyer / E. Herrmann, *dass.*, 2 Bde., hg. v. H. Bellen / J. Vogt [Bochum 1983]) Nach zwanzig Jahren hat die Mainzer Akademie nunmehr eine grundlegend überarbeitete Ausgabe dieses Hilfsmittels zur Sklavereiforschung herausgegeben. Dass auch nachdem die marxistische Geschichtswissenschaft weitgehend an Einfluss verloren hat, das Interesse an diesem Thema nicht erlahmt ist, zeigt sich vor allem im deutlich gewachsenen Umfang dieser Neuausgabe. Erfasste man 1983 über fünftausend Titel, so besitzt die Bibliographie nun nicht weniger als das Doppelte an Einträgen.

Die Neuausgabe der Bibliographie zur antiken Sklaverei besteht aus zwei Teilbänden, von denen der erste die eigentliche Bibliographie, der zweite ein Abkürzungsverzeichnis und das Register enthält. Die Bibliographie gliedert sich im wesentlichen wie die von Herrmann besorgte und 1983 erschienene Ausgabe: I. Sklaverei als Forschungsproblem (S. 3–101); II. Antike Quellen zur Sklaverei (S. 102–171); III. Geschichte der antiken Sklaverei (chronologisch-regional) (S. 172–285); IV. Sklavenaufstände und Räuberunwesen (S. 286–317); V. Sklaverei im Rahmen der Gesellschaft (S. 318–421); VI. Sklaverei in Staat und Verwaltung (S. 422–433); VII. Sklaverei in der antiken Wirtschaft (S. 434–480); VIII. Rechtsfragen zur antiken Sklaverei (S. 481–565); IX. Freilassung und Freigelassene (S. 566–599); X. Sklaverei in der antiken Theorie (S. 600–626). Lediglich die Benennung von Abschnitt VI weicht dabei von der Ausgabe aus dem Jahr 1983 ab, in welcher er noch mit »Sklaverei als soziale Erscheinungsform« überschrieben war. Veränderungen in den Forschungsschwerpunkten in den letzten Jahren zeigen sich vor allem durch abweichende Zuschnitte innerhalb dieser Kapitel.

Problematisch bleibt – wie bei allen klassischen gedruckten Bibliographien – die Zuordnung einzelner Titel zu Sachbereichen, was sich in der großen Anzahl von Querverweisen unter den einzelnen Abschnitten äußert.

Der zweite Band enthält Abkürzungsverzeichnis und Register, welche die Suche nach Stellen, griechischen und lateinischen Begriffen, Geographica, Sachen, Namen und modernen Autoren ermöglichen. Vor allem das im Gegensatz zur letzten Ausgabe neu hinzugefügte Stellenregister erweist sich dabei als Gewinn.

Wenn auch an der Bedeutung einer solchen Erfassung der Arbeiten zur antiken Sklaverei an sich ebenso wenig gezweifelt werden kann wie an der hervorragenden Ausstattung der beiden Bände, so stellt sich dennoch die Frage, ob die gewählte Form der gedruckten Bibliographie noch zeitgemäß ist. Gerade bei der Menge jährlich hinzukommender Arbeiten besitzt diese Form der Aufbereitung den Nachteil, sehr rasch zu veralten. Dies zeigt sich schon in dem Ausmaß des Bibliographie-Updates, das die Mainzer Akademie der Wissenschaften im Internet als PDF-Datei zur Verfügung stellt und dessen halbjährliche Aktualisierung geplant ist. Insofern ist die Planung einer online zur Verfügung stehenden Datenbank, wie sie auf der leider nicht intensiv gepflegten Homepage zumindest angekündigt wird, sehr zu begrüßen.

Bonn

Jan Timmer

Jens-Uwe Krause, **Kriminalgeschichte der Antike**. C. H. Beck, München 2004. 228 S.

Das Werk von Jens-Uwe Krause ist ein besonderes Buch. Rechtsgeschichten zu Griechenland und Rom sind zahlreich verfügbar, Phänomene und Straftatbestände, Delikte und Prozesse gut erforscht (nur als Beispiele seien aufgeführt: M. Bretone, *Geschichte des römischen Rechts*. Von den Anfängen bis zu Justinian [München 1992]; W. Jones, *The Law and legal Theory of the Greeks* [Oxford 1956]; M. Kaser, *Römisches Privatrecht*¹⁰ [München 1992]; W. Kunkel, *Römische Rechtsgeschichte* [Köln u. Wien 1990]). Eine Kriminalgeschichte gibt es bisher nicht. Der Autor schlägt eine neue Richtung ein, indem er sich auf die Suche nach dem Täterprofil macht und nach dem Umgang mit Kriminalität und Gewalt und den Antworten des Staates darauf fragt. In welcher Form Regulierungsmechanismen eingerichtet wurden und wie staatliche Ordnung ohne polizeilichen Apparat auskommt und dabei trotzdem als soziales System funktioniert, wird eingehend erläutert und diskutiert. Vor allem für die frühe Neuzeit, aber auch für das Mittelalter liegen im Rahmen sozialgeschichtlicher Ansätze Studien zum Verständnis von Gewalt und Untersuchungen zu Strategien von Konfliktbewältigung vor, wohingegen das Feld für

die Antike bisher weitgehend unerforscht ist. Seit den neunziger Jahren thematisieren einzelne Untersuchungen zwar Gewalt in Athen (D. Cohen, *Law, Violence and Community in Classical Athens* [Cambridge 1995]; G. Herman, *How violent was Athenian Society*, in: R. Osborne – S. Hornblower (Hrsg.), *Ritual, Finance, Politics. Athenian Democratic Accounts Presented to David Lewis* [Oxford 1994] 99–117) sowie das Wesen der Räuberbanden in Rom, eine umfassende Untersuchung zur Sozialgeschichte der Kriminalität liegt aber nicht vor.

Um dem »Verbrechensgefüge« (S. 8) auf die Spur zu kommen, hat der Autor möglichst verschiedenartige Rubriken von Delikten in den Blick genommen, trotz der deutlich bekundeten Gefahr, dass durch eine solche Methodik mehr ein mosaikartiges Bild denn ein harmonisches Gefüge entsteht. Das disparate Quellenmaterial lässt indes kaum eine andere Vorgehensweise zu, da Ansprüche und Motive der Quellenschreiber weit auseinanderliegen. So sind juristische Quellen aufgrund ihres normativen Charakters für die Problemstellung häufig unzureichend. Als ergiebig erweisen sich dagegen ägyptische Papyri, die über einzelne Prozesse und die individuelle Ahndung von Verbrechen Auskunft geben. Bisher wenig beachtete Notizen finden sich beispielsweise in Heiligenviten, in denen sich die Schreiber etwa zum Motiv einer Tat äußern, sowie in Bemerkungen spätantiker Kirchenväter. Literarische Quellen sind durch ihre rhetorische Färbung bisweilen schwer zu interpretieren (S. 10), da ihre Beschreibungen sozialer Phänomene kaum die Realität widerspiegeln. Durch die Quellen liegen die Schwerpunkte der Untersuchung im klassischen Athen des fünften und vierten Jahrhunderts v. Chr. und in Rom zwischen 200 und 600 n. Chr.

Um den sozialen Kontext der Kriminalität, die alltägliche Strafpraxis und den Umgang mit Straftätern zu verstehen, werden im zweiten (Athen, S. 13–23) und vierten (Rom, S. 44–86) Kapitel das Verhalten des Staates bei Abweichungen von der Norm beobachtet, in den Kapiteln drei (Athen, S. 24–43) und fünf (Rom, S. 87–201) die Motive der Verbrecher, ihre soziale Herkunft sowie ihr Alter und Geschlecht analysiert (S. 8). Der inhaltliche Akzent fällt deutlich in den Bereich der römischen Antike, der drei Viertel des Bandes einnimmt.

Für die Fragestellung in Kapitel zwei ertragreich analysiert ist die Gesellschaftsordnung in Athen, andere Poleis werden nicht berücksichtigt. Die Struktur der Polisgesellschaft bedingte bestimmte Formen der Rechtspflege, auch in Bezug auf die Rolle der Nachbarschaftshilfe bei der Verbrechensbekämpfung und die begrenzten Möglichkeiten staatlicher Unterstützung dabei. Die moralische Verpflichtung zu aktiven Eingriffen gegen Unrecht war sehr hoch, Unterstützung durch Zeugen wurde erwartet. Hauptklageform war zunächst die *Dike* (δικη), die Privatklage seitens des Geschädigten, seit Solon kam die Popularklage hinzu. Eine *Graphē* (γραφῆ) konnte durch jeden Bürger eingereicht

werden. Um einer Klagewelle durch diese neue Form der Anklage entgegenzuwirken, musste allerdings der Kläger mindestens ein Fünftel der Geschworenen überzeugen, andernfalls hatte er eine Strafe von tausend Drachmen zu entrichten. Charakteristisch für die athenische Gerichtsbarkeit war die vage Formulierung der Anklagepunkte, umso konkreter fiel das Strafmaß aus, wenn der Schuldspruch gefällt war. Das Strafmaß konnte dann nur den Forderungen der Anklage oder der Verteidigung entsprechen. In einer Anklage, die auf einer Graphe beruhte, fiel die Entscheidung über das Strafmaß erst nach der Verurteilung. Die Strafen bestanden meist in einer Geldbuße, schwerwiegendere Verbrechen konnten aber auch mit dem Verlust der Ehre (ἀτιμία) bis hin zur Todesstrafe geahndet werden; letztere wurde beispielsweise bei geständigen Dieben unverzüglich vollstreckt. Ganz anders als in Rom wurde das Urteil nur zum Teil vor der Öffentlichkeit vollzogen. Daran ist eine sehr unterschiedliche Intention der Strafe erkennbar. Die Zahl staatlicher Organe der Rechtsfindung und Exekutive war in Athen recht begrenzt. So überwachte das Beamtenkollegium der Elfmänner die staatlichen Gefängnisse, dreihundert skythische Sklaven sorgten für Ordnung, aber Athen verfügte über keinen Polizeiapparat als Instrument zur Verbrechensbekämpfung oder Deliktaufklärung. Es galt als Akt von Sophrosyne (Selbstbeherrschung), ein Unrecht vor Gericht zu bringen und nicht etwa Selbstjustiz zu üben. Zur Wahrung der Ehre (τιμή) gehörte ein selbstbeherrschtes Auftreten gemäß der Normen des Verhaltenskodex, jede affektgeladene Handlung war möglichst zu vermeiden (zum Begriff der Ehre vgl. Christel Brüggenbrock, *Die Ehre in den Zeiten der Demokratie. Das Verhältnis von athenischer Polis und Ehre in klassischer Zeit* [Göttingen 2006]).

In sehr übersichtlicher Struktur stellt der Autor im nächsten großen Abschnitt die einzelnen Delikte vor, für Athen und Rom nach den gleichen Kategorien gegliedert: An die Tatbestände der Beleidigung beziehungsweise verbaler Gewalt, Körperverletzung im weiteren Sinn (δίκη αἰκείας) schließen sich Tötungsdelikte, Diebstahl und Sexualdelikte an. In Athen wie in Rom folgten verbalen Attacken häufig körperliche Auseinandersetzungen; die Täter waren hier oft unter den jungen Aristokraten zu finden, die nach Symposien oder anderen Treffen, zum Beispiel in den Gymnasien, durch die Stadt zogen. Gewalt war ein alltägliches Phänomen. Die Grenzüberschreitung lag in der Demütigung, der Ehrabschneidung des Gegners, und so verwundert es kaum, dass neben der Anklage der Dike, in der die Beweislage durch das direkte Zeugnis des Schadens leichter war und die im allgemeinen mit einer Abfindung in Form einer Geldbuße abgegolten war, eine Graphe angestrengt wurde. Hier wurde die Beschädigung oder sogar der Verlust der Ehre behandelt, die Ahndung konnte bis zur Todesstrafe reichen. Auch Diebstahl konnte als δίκη κλοπῆς verhandelt werden, wobei dem Geschädigten im Fall des für ihn günstigen Gerichtsentscheids doppelter Schadensersatz zugespro-

chen wurde, oder aber als Graphe, wobei Leib und Leben des Angeklagten auf dem Spiel standen. Die strenge Ahndung bei Diebstahldelikten bezeugt den hohen Stellenwert privaten Eigentums.

Bei Tötungsdelikten wurde zwischen vorsätzlicher und fahrlässiger unterschieden, wobei erstere vor dem Areopag verhandelt wurde, während für die letztere das Palladion zuständig war. Auch Sexualdelikte wurden zur Anzeige gebracht, was voraussetzt, dass sie in der Antike überhaupt als Delikte angesehen wurden. Das Urteil einer Ehebruchanklage (γραφὴ μοιχείας) konnte zum Tod führen. Die beteiligte Frau wurde verstoßen und durfte an keiner religiösen Zeremonie mehr teilnehmen.

Die weitaus umfangreichsten Kapitel umfassen die römische Antike. In Rom entsprachen den Elfmännern in etwa die seit 290/87 amtierenden Tresviri capitales, welche Gefängnisse und Hinrichtungen überwachten. Der inneren Sicherheit dienten in Rom die seit 27/26 v. Chr. durch Augustus eingerichteten Prätorianer, seit 13 v. Chr. drei Stadtkohorten. In den Provinzen wurde diese Funktion durch die dort stationierten Truppen wahrgenommen. Über einen Polizeiapparat zur Untersuchung oder Spurenverfolgung verfügte man nicht, auch hier war die Bevölkerung weitgehend auf Eigeninitiative angewiesen, was die Auffindung der Täter anbetraf. Kam keine außergerichtliche Einigung zustande – wobei eine Schlichtung mit privat ausgehandeltem finanziellen Ausgleich auf nachbarschaftlicher Ebene sicherlich an der Tagesordnung war – so ging der Fall vor Gericht. Eskalationen oder organisierte Racheakte auf privater Ebene fanden in Rom kaum statt, was bedeutet, dass den staatlichen Vollzugsorganen zugetraut wurde, Vergeltung zu üben oder die Ehre eines Einzelnen und seiner Familie wiederherzustellen. Selbstjustiz oder gar Blutfehden sind aus Rom nicht bekannt, obwohl ein derart an der familia orientiertes staatliches Konzept diese Art der Vergeltung nahegelegt hätte. Der Rechtsgelehrte Paulus vermerkt dazu, dass Privatpersonen nicht tun dürfen, was der Staat übernehmen konnte (Dig. 50, 17, 176 pr.). Marcus Aurelius erklärte, dass Ansprüche an die Richter abzugeben seien. In einem Kaisergesetz von 389 n. Chr. werden eigenmächtige Handlungen zur Wiedererlangung von Gütern untersagt (Cod. Theod. 4, 22, 3) (S. 95). Eine Staatsanwaltschaft kennen wir aus Rom nicht, als Kläger fungierten die Bürger. Ständige Gerichtshöfe, die sogenannten Quaestiones mit speziellen Befugnissen, begegnen uns erst mit Beginn des Dritten Punischen Krieges, konkret das Repetundengericht. Tribunale mit den Zuständigkeiten für Mord, Gewaltverbrechen und Körperverletzung wurden unter Sulla eingerichtet, dazu kam unter Augustus ein ständiger Gerichtshof für den Bereich Ehebruch. In den Provinzen bereisten die Statthalter regelmäßig die jeweiligen Konventsstädte, in denen die Gerichte tagten.

In der Zuteilung des Strafmaßes hatten Richter einen beträchtlichen Ermessensspielraum (S. 70). Bisweilen drifteten Strafnorm und Strafpraxis weit ausein-

ander (S.76), so verordneten zum Beispiel christliche Amtsinhaber seltener die Todesstrafe (S.78); bei der Übergabe einer Provinz war der Rechenschaftsbericht über eine unblutige Statthalterschaft mustergültig. Anders als in Griechenland traf in Rom die Straftäter häufig die Maßnahme der Zwangsarbeit, wobei unterschieden wurde zwischen der Verurteilung »ad metallum«, die die Verurteilten Sklaven gleichstellte, und dem »opus publicum«, in dem der Verurteilte sein Bürgerrecht behielt. Klare Differenzierungen wurden in der Bestrafung von Humiliores und Honestiores vorgenommen. Letztere wurden bei der Verurteilung zur Todesstrafe – wenn es denn dazu kam – durch das Schwert gerichtet. Entwürdigende oder quälende Formen der Todesstrafe waren auf Angehörige der Humiliores beschränkt.

Im letzten großen Abschnitt wendet sich der Autor einzelnen Delikten zu. In ägyptischen Papyri finden wir Exempel für Verbalattacken, Worte wie »Herumtreiber« oder »Dieb« kommen vor. Solche Beschimpfungen führten häufig zu Handgreiflichkeiten, Beleidigungen wie körperliche Auseinandersetzungen wurden unter den Begriff »iniuria« gefasst. Entscheidend wirkten sich hier die Standesgrenzen aus, so wog die Beleidigung durch einen Sklaven viel schwerer als durch einen Gleichgestellten oder gar Mächtigeren, dessen Beleidigung klaglos hinzunehmen war. Im Zwölf Tafelgesetz finden sich Hinweise auf klare Standesgrenzen und unterschiedliche Behandlung: Beim Knochenbruch eines Freien wurden dreihundert As Geldbuße geltend gemacht, für einen Sklaven die Hälfte davon. Strafen für dauerhaften körperlichen Schaden, der einem Freien zugefügt worden war, war die Talion. Dabei stand der Weg zum außergerichtlichen Vergleich aber grundsätzlich offen, der der geschädigten Familie durch die finanzielle Zuzahlung wesentlich mehr von Nutzen sein konnte als die Talion. Bevorzugte Orte gewalttätiger Auseinandersetzungen in der Stadt waren Stätten mit Ansammlungen von Menschen, etwa Theater, Bäder und Marktplätze sowie Kneipen und Garküchen, in denen auch Alkohol ausgeschenkt wurde. Tendenziell konnte bei Alkoholeinfluss auf verminderte Schuldfähigkeit plädiert werden, auch Taten in jugendlichem Übermut konnten milder geahndet werden. Auf dem Land konnten Rivalitäten zwischen bäuerlichen Familien bis zur Zerstörung der Ernte oder Diebstahl des Viehs führen. Die Landbevölkerung lebte in einem eigenen Kulturraum, weshalb hier auch die Justiz durchaus eigenen Regeln folgte.

Im allgemeinen zielte die Strafe für Diebstahl in Rom auf Ausgleich, der geständige Täter hatte der Forderung auf zunächst den doppelten, in späteren Epochen auf den vierfachen Schadensersatz nachzukommen. Vermochte er dies nicht, so erfolgte körperliche Züchtigung. Strafverschärfend wirkten eine nächtliche Tatzeit und der Gebrauch von Waffen, auch wurde der Diebstahl im Winter strenger geahndet, da er schwerere Not für die Bestohlenen nach sich ziehen konnte. Organisierte Diebesbanden oder Berufsdiebe gab es wenig,

denn in den allermeisten bezugten Fällen handelte es sich um spontane Eigentumsdelikte, die aus der Not geboren waren.

Auch Räuberbanden stahlen zur Selbstversorgung, oft hatten Räuber Familien. Sie trieben im Gebirge oder ländlichen Gegenden ihr Unwesen und waren vor allem für Reisende bedrohlich. Gerade Delikte, die durch Räuberbanden begangen wurden, sind schwer zu bewerten, da sich viele literarische Topoi um die Räuberromantik ranken und damit die klare Sicht versperren. Räuber entstammten zumeist der Unterschicht, Banden erhielten aber oft Verstärkung durch jugendliche Aristokraten aus der Stadt, die sich den Banden zeitweise aus Abenteuerlust anschlossen, meist jedoch aus dem Motiv der Armut, oder desertierten Soldaten.

Auf Mord stand in der Antike die Todesstrafe, wenn der Fall vor Gericht gebracht wurde. Bei Tötungsdelikten konnte die Familie des Opfers aber stattdessen auch durch einen finanziellen Ausgleich entschädigt werden. Gefürchtet war der Giftmord, wie zahlreiche Fluchtafelchen belegen. Am häufigsten kamen Mordtaten in der Familie vor. Überliefert sind Fälle, in denen Mitgiftjäger ihre Frauen aus dem Fenster stürzten und dies als Unfall tarnten. In den Rhetorenschulen behandelt ein vorgegebenes Thema einer Übungsrede nicht von ungefähr den Vatermord. Manches Mal führten harte Spannungen zwischen Vätern und Söhnen durch Bevormundung der Heranwachsenden zu solchen Taten, die sehr streng geahndet wurden, nämlich etwa noch unter Konstantin mit dem Tod durch Säcken.

Ein zweites Delikt, das die Familie direkt betraf, war der Ehebruch, der zur Zeit des Augustus gemäß der Lex Iulia de adulteriis staatlich verfolgt wurde, was bedeutete, dass nicht nur der Ehemann und der Vater die Ehebrecherin anklagten, sondern jetzt auch Unbeteiligte eine Anklage anstrengen konnten. Unter den Severern wurde das Strafmaß verschärft. Jetzt drohte bei Verurteilung die Hinrichtung, und zwar auch dem Ehebrecher. Die Diskussion von Konzilsteilnehmern aus der Spätantike zeigt allerdings, dass die Todesstrafe – zumal unter christlichen Vorzeichen – nicht durchgehend angewendet wurde. Es wurde erörtert, ob der betrogene Ehemann wieder heiraten durfte, bevor die Frau starb, was voraussetzt, dass nicht hingerichtet wurde. Strafnorm und Strafpraxis waren, wie angedeutet, bewusst nicht deckungsgleich, im Strafrecht wurden also Sanktionen angedroht, die gar nicht zur Ausführung kommen sollten. Hierfür kommen meines Erachtens drei Gründe in Betracht: Entweder wurde durch die Verringerung des Strafmaßes staatliche Milde oder Gnade von Seiten der Richter bezeugt, was auf einen starken Staat schließen ließe. Diese Art des Vorgehens kann aber auch auf einen schwachen Staat oder schwache Vollzugsorgane hindeuten, da die Strafe möglicherweise gar nicht vollzogen werden konnte. Am wahrscheinlichsten ist jedoch hier wie für die frühe Neuzeit anzunehmen, dass wohl durch den Buchstaben des Gesetzes ein Abschreckungseffekt erzielt werden sollte.

Der Frage nach dem Täterprofil und der Motivation widmet der Autor sein letztes Kapitel, ein bisher kaum beachteter oder erforschter Ansatz. Im Ergebnis legt er dar, dass als Verdächtige am häufigsten die Risikogruppe junger Männer aus gutem Hause in Frage kommt, die sich in Gruppen organisierten und ihre Grenzen austesteten, oft unter dem Einfluss von Cliquenangehörigen oder Alkohol. Sowohl Diebstahl als auch kriminelle Spontanaktionen, zum Beispiel Vandalismus, sogar Mord sind am häufigsten in der Antike jungen Angehörigen der Aristokratie nachzuweisen. Schon damals begehrte die Nachwuchselite in Städten mit hohem Studentenaufkommen wie etwa Rom, Karthago oder Antiochia auf (S. 191). Weibliche Täter sind kaum bezeugt, Frauen traute man fast nur den Giftmord zu, armen Witwen vielleicht noch Eigentumsdelikte. Breitere Schichten der Bevölkerung waren gegenüber Sklaven, ärmeren Bauern und Deserteuren misstrauisch eingestellt, auch Angehörige des Stadtproletariats wurden beargwöhnt und schnell verdächtig. Dabei steckt hinter den Straftaten von Sklaven oft blanke Not infolge schlechter Versorgung, oder aber sie wurden durch ihre Herren dazu angestiftet. Man kann jedenfalls in der Antike weder von einer kriminellen Subkultur noch von einem weiten Kreis von Berufskriminellen sprechen. Es gab zwar gedungene Mörder, doch kriminelle Organisationen sind nicht bekannt. Vor allem die weit verbreitete These von der Zunahme der Gewalt in der Spätantike wird vom Autor überzeugend widerlegt, wobei er zum Beispiel zu Recht darauf hinweist, dass ein sorgfältig ausgearbeitetes Geflecht von Gesetzen kaum zwingend den Schluss auf vermehrte Delikte zulässt, sondern viel eher auf die intensivierte Entwicklung staatlicher Gewalt schließen lässt.

In der vorgelegten Studie steht einer sehr systematischen Analyse der Prozessordnung für Athen die Schilderung einer bunten Vielfalt von Gerichtsformen und Verfahren aus Rom mit einem klaren Fokus auf der Kaiserzeit gegenüber. Zum ersten Mal wird hier auf breiter Basis nach Ansätzen zur Erforschung der Kriminalität gesucht, die sich nicht allein nach den fixierten Rechtsordnungen richten. Es wird auch keine weitere Rechtsgeschichte verfasst, sondern eine Sammlung von Straftatbeständen und Delikten geboten, deren Struktur erstmals an der Motivation der Täter orientiert ist. Daraus ergeben sich unter anderem völlig neue Einblicke in Strafauffassung und Strafpraxis. Der Blick in die Frühe Neuzeit erweist sich hier immer wieder als lohnend. Abgerundet wird der Band durch ein Literaturverzeichnis (S. 208–215) und ein Register (S. 224–228). Ihm ist ein großer Leserkreis zu wünschen!

Bochum

Meret Strothmann

Werner Zanier, **Das Alpenrheintal in den Jahrzehnten um Christi Geburt. Forschungsstand zu den historischen und archäologischen Quellen der Spätlatène-**

und frühen römischen Kaiserzeit zwischen Bodensee und Bündner Pässen (Vorarlberg, Liechtenstein, Sankt Gallen, Graubünden). Veröffentlichungen der Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer der bayerischen Akademie der Wissenschaften. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Band 59. C. H. Beck, München 2006. 336 Seiten, 60 Abbildungen, 1 Kartenbeilage.

Die vorliegende Arbeit versteht sich als zusammenfassender historischer und archäologischer Forschungsüberblick für den Epochenübergang von der Spätlatènezeit bis in die ersten Jahrzehnte der römischen Herrschaft (etwa 100 v. Chr. bis 50 n. Chr.) für den unter dem Begriff »Alpenrheintal« zusammengefassten Raum vom Bodensee über den Bregenzer Wald und Arlberg zur Silvretta, vom Engadin über Hinter- und Vorderrhein zum Walensee und zurück zum Bodensee (S. 11). Nach der heutigen politischen Einteilung umfasst das Untersuchungsgebiet das Bundesland Vorarlberg in Österreich, das Fürstentum Liechtenstein und die Kantone St. Gallen, Appenzell, Glarus und große Teile Graubündens in der Schweiz.

Anschließend an die einleitende räumliche und zeitliche Abgrenzung des Forschungsgebietes folgt ein Überblick über die wichtigste Literatur einschließlich einer chronologischen Wertung derselben. Das Kapitel zur Forschungssituation beschreibt getrennt nach den aktuellen politischen Einheiten sowohl die Forschungsgeschichte als auch die aktuelle Organisation der Bodendenkmalpflege (S. 12–16).

Der Lage des Untersuchungsgebietes im zentralen Alpenraum unter Einschluss der historisch bedeutenden Alpenpässe Julier (2284 m), Maloja (1815 m), Septimer (2310 m) und Splügen (2113 m), die die besondere Geltung der transalpinen Handels- und Wirtschaftsrouten in alpinen Regionen veranschaulichen, wird durch einen umfangreichen Abschnitt zur Verkehrsgeographie Rechnung getragen (S. 17–35). Neben den zuvor genannten Passübergängen nach Oberitalien und der gemeinsamen, dem Rhein ab Chur bis zum Bodensee nordwärts folgenden Weiterführung werden die für den Untersuchungszeitraum wichtigen Querverbindungen am Südufer des Bodensees Richtung Brugg (Vindonissa) und die Walenseeroute sowie die Strecke von Bregenz (Brigantium) Richtung Nordosten nach Kempten (Cambodunum) und weiter nach Augsburg (Augusta Vindelicum) und zur Donau besprochen. Die wohl vorwiegend dem regionalen Verkehr dienenden Verbindungen durch Seitentäler (Walgau, Klostertal, Montafon, Prättigau, Engadin, Schanfigg, Vorderrheintal und Lugnez) werden entsprechend abgehandelt.

Anschließend widmet sich der Verfasser der althistorischen Forschung und besonders den antiken Schriftquellen zur vorrömischen Bevölkerung, zum Triumph des Lucius Munatius Plancus von 44/43 v. Chr., dem Feldzug des Publius Silius Nerva 16 v. Chr. und ausführlich dem Alpenfeldzug von Tiberius und Drusus 15 v. Chr. sowie dem Beginn und der Organisation der

römischen Verwaltung bis zur Provinzwerdung Rätiens unter Tiberius (S. 36–65).

Im Hauptteil der Arbeit (S. 66–233) wird die gesamte bislang publizierte archäologische Hinterlassenschaft von Relevanz im Untersuchungsraum aus der späten Latèneperiode und der frühen römischen Kaiserzeit besprochen. Einleitend wird die archäologische Quellensituation beleuchtet und eingegangen auf die widrige Verknüpfung von einerseits ungenügender Differenzierung zwischen Fundstellen der Phasen LTD1 und LTD2, da die chronologische Zuweisung letztlich aus dem Fibelspektrum resultiert, sowie andererseits dem sehr spärlichen Fundanfall in der Region sowohl aus der Spätlatènezeit als auch der Frühzeit der römischen Herrschaft. Die geringe Dichte an archäologischen Befunden wird durch die naturräumliche Beschaffenheit des Untersuchungsgebietes als Gebirgszone mit größeren landschaftlichen Veränderungen durch Bergstürze, Erdbeben, Überschwemmungen und Lawinen, sowie den geringen Anteil an für archäologische Entdeckungen förderlichen Ackerflächen erklärt.

Die einzelnen Fundorte werden in etwa einer Reihung von Nord nach Süd folgend besprochen, wobei die beiden quasi-städtischen Zentren Bregenz und Chur sowie die römischen Militärtürme am Walensee vorangestellt behandelt werden.

Für Bregenz (Brigantium, S. 75–87) stehen besonders drei Fragen im Vordergrund der Untersuchung: Gab es eine vorrömische Siedlung? Existierte in Bregenz ein frühkaiserzeitliches Kastell, und wann wurde die römische Siedlung gegründet? Zanier muss in Anbetracht des aktuellen Forschungsstandes die Beantwortung großteils zu Recht offen lassen. Die Ablehnung eines Oppidum Brigantion in der Bregenzer Oberstadt ist aufgrund des Fehlens jeglicher Hinweise – abgesehen von der verlockenden topographischen Gestalt – zu unterstützen wie auch die kritische Stellung zum Umfang der militärischen Präsenz. Die referierten Vorschläge reichen von einem kleinen augusteischen Posten bis zu einem Auxiliarkastell unter Tiberius.

Ähnlich wie in Bregenz stellt sich für Chur (Curia, S. 88–102) der Forschungsstand zur Übergangszeit als sehr bruchstückhaft und ungenügend dar. Einzelne spätlatènezeitliche Streufunde deuten auf eine entsprechende Besiedlung hin, deren Lokalisierung aber weder rechts der Plessur auf der Anhöhe des sogenannten Hofes, der für die Spätantike in Chur bedeutend ist, noch im Welschdörfli auf der linken Seite der Plessur möglich erscheint. Großflächige Planierungen in der Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. zerstörten hier ältere Siedlungsschichten, wodurch auch die Beurteilung der Anfangsdatierung der römischen Siedlung auf Grund gesicherter Befunde verhindert wird. Entgegen der häufig vertretenen Meinung, dass das römische Curia erst in tiberischer Zeit besiedelt wurde, spricht sich Zanier klar und zu Recht für eine mittelaugusteische Gründung aus und verweist auf hinreichend entsprechendes Fundmaterial und das bekannte Fragment einer Ehreninschrift an Lucius Caesar aus dem Welsch-

dörfli, die zwischen 3 v. und 2 n. Chr. datiert und wohl nur im Kontext mit einer römischen Siedlung zu sehen ist. Bei der Annahme einer frührömischen Militärstation hält er sich aufgrund des Fehlens gesicherter Hinweise wohlweislich zurück und erspart uns einen neuen Vorschlag für dessen Lokalisierung.

Die drei römischen Militärtürme am Walensee erfahren in diesem Band eine ausführliche Beurteilung mit detaillierter Besprechung der bisherigen Literatur (S. 102–119), wobei die *Communis opinio* deren Datierung in augusteische Zeit unterstützt. Die jüngst von Katrin Roth-Rubi (dies. / V. Schaltenbrand Obrecht / M. P. Schindler / B. Zäch, *Neue Sicht auf die Walenseetürme*. Vollständige Fundvorlage und historische Interpretation. *Jahrb. SGUF* 87, 2004, 33–70, bes. 49) vorgeschlagene Datierung um oder nach 20 v. Chr. lehnt Zanier ab wegen des zu geringen Fundmaterials auf den Türmen und der unsicheren Feindatierung auf Grundlage des Sigillataspektrums. Die Aufgabe der Türme lag nach seiner Auffassung vornehmlich darin, »die Verbindung zwischen den Bündner Pässen und der Nordostschweiz im Bereich des Walensees zu bewachen und zu sichern« (S. 119).

Anschließend folgt eine kurze Vorstellung der wichtigsten Fundstellen des Untersuchungszeitraumes im Bundesland Vorarlberg (S. 119–130) mit dem bekanntesten, 1880 beim Torfstechen entdeckten spätlatènezeitlichen Schatzfund aus Lauterach und einem bemerkenswerten neuen, durch einen Sondengänger geborgenen – wohl okkupationszeitlichen – Depotfund von einer Felswand am Fuß des Blasenberges, der aus einem vollständigen Gladius mit verziertem bronzenen Stichblatt, einem Ringknopfgürtelhaken und achtzehn republikanischen Denaren besteht. Die Aufnahme dieses unpublizierten Neufundes in den Band ist zwar sehr erfreulich, doch hofft der Leser – wohl aus bearbeitungsrechtlichen Gründen – vergebens auf Abbildung und Münzliste. Die Vorstellung der Vorarlberger Fundstellen wird abgeschlossen mit dem Scheibenstuhl bei Nenzing und dem Montikel, dem Unterstein und dem »kleinen Exerzierplatz« in Bludenz, gegen dessen kontinuierliche Besiedlung von der Spätlatèneperiode bis in die frühe römische Kaiserzeit sich »keine stichhaltigen Einwände vorbringen lassen« (S. 130).

Die Besprechung der Fundstellen im Kanton Sankt Gallen (S. 131–146) beginnt mit dem Rorschacherberg, der Fundmaterial der Bronze-, Hallstatt-, Spätlatène- und Römerzeit liefert, und dem Münzdepotfund von Bruggen aus dem Jahr 1824, der in seiner Datierung zwischen 42 v. Chr. und dem zweiten Jahrzehnt n. Chr. recht umstritten ist. Dann folgen der Montlingerberg bei Oberriet, für welchen eine durchgehende Besiedlung von der Spätlatènezeit bis ins erste Jahrhundert n. Chr. angenommen wird, der vom fünften Jahrhundert v. Chr. bis in die Spätantike in verschiedenen Formen und Ritualen genutzte Brandopferplatz auf dem Ochsenberg bei Wartau und die eisenzeitliche Siedlung auf dem Hügel Castels bei Mels am Eingang des Seeztals, deren Enddatierung fraglich ist. Geschlossen wird

die Liste mit dem nicht zufriedenstellend interpretierbaren Fundplatz auf dem Plateau Severgall oberhalb von Vilters, dem aus vier Hellebardenäxten und sechs Lanzeneisen bestehenden Waffendepotfund von Weesen am Westrand des Walensees und den beiden von Wallanlagen umgebenen spätlatènezeitlichen Siedlungen Gasterholz bei Schänis und auf dem Chastli-Bürg bei Eschenbach.

Im Fürstentum Liechtenstein (S. 146–163) widmet sich Zanier zuerst den spätlatènezeitlichen Fundstellen Malanser, Schneller, Lutzengüetle und Lutzengüetle im Bereich des Schellenberges, die abgesehen vom Brandopferplatz auf dem Schneller als Siedlungsareale gedeutet werden. In Schaan widersetzt sich der durch eine spätantike Höhensiedlung bekannte Geländesporn »Auf Krüppel« wegen der Zerstörung älterer Kulturschichten durch spät- und nachantike Geländeänderungen einer erschöpfenden Beurteilung, auch wenn Streufunde aus dem Bearbeitungszeitraum bekannt sind. Die beiden vorzüglich erhaltenen römischen Bronzehelme vom Typus Hagenau aus Schaan interpretiert Zanier als Deponierung der frühen Kaiserzeit. Die zahlreichen Fundstellen auf und um den Gutenberg in Balzers möchte er am ehesten als Opferplätze in Heiligtümern sehen, die zugehörigen Siedlungen vermutet er »neben den Heiligtümern auf Kuppen oder in der Ebene« (S. 162).

Die Übersicht der wichtigsten Fundplätze wird mit der Behandlung des Kantons Graubünden abgeschlossen (S. 164–204). Die Auflistung beginnt mit dem nahe der liechtensteinischen Grenze gelegenen vermutlichen Brandopferplatz von Fläsch am Lutzisteig, der von der Bronzezeit bis ins vierte Jahrhundert n. Chr. bestand und – nicht untypisch – im ersten Jahrhundert n. Chr. archäologisch kaum fassbar ist. Entsprechend wird der Fundplatz Russonch in Scuol zu beurteilen sein. Für die Fundstelle Chrea in Schiers ist nicht klar, ob es sich um einen Ort für Brandopfer oder Bestattungen oder aber um einen Siedlungsrest handelt. Unklar bleibt auch der Siedlungscharakter von Trimmis in der augusteisch-tiberischen Epoche wegen des Fehlens von Importkeramik und Münzen und der spärlichen Befunde. Auf dem Hügel Carschlingg bei Castiel im Schanfigg wurde eine spätlatènezeitliche Siedlung bei der Anlage einer befestigten spätantik-frühmittelalterlichen Höhensiedlung praktisch vollständig beseitigt.

Weiters besprochen werden die von der Bronzezeit bis ins Spätlatène belegte Siedlung auf der Mottata oberhalb von Ramosch mit zwei spätlatènezeitlichen Gebäuden, die beiden wahrscheinlich spätlatènezeitlich, sicher aber spätestens in augusteischer bis claudischer Zeit genutzten Hügel Bot Panadisch (Siedlung) und Bot Valbeuna (Brandgräberfeld oder Brandopferplatz) bei Bonaduz sowie die bronze- bis spätlatènezeitlich belegten Siedlungen auf den Hügeln Grepault bei Trun (Metallverarbeitung Ende des ersten Jahrhunderts v. Chr.) und Cresta südlich von Cazis (hier auch römische Funde, aber keine Befunde). Zumeist als Beobachtungs- oder Wachposten mit weitreichender Sicht inter-

pretiert wird die von der Bronzezeit bis in die Spätlatèneperiode belegte steile Kuppe Spundas oberhalb von Scharans.

Das Ende der spätlatènezeitlichen Siedlung mit einer zwei Meter breiten Wehrmauer, Pfostenbauten und Trockenmauerfundamenten auf dem Bot da Loz bei Lantsch im Zusammenhang mit dem Alpenfeldzug ist nach Zanier nicht genau bestimmbar. Eine vorrömische Vorgängersiedlung für das nach der Mitte des ersten Jahrhunderts zerstörte frühkaiserzeitliche Gebäude sieht er durch einzelne Funde angedeutet. Die zumeist als Straßenstation an der römischen Julieroute interpretierte Siedlung mit mehreren Gebäuden auf der Flur Cadra in Riom beginnt im Bereich des Hauptgebäudes mit einem tiberischen Holzbau, an dessen Stelle ein Neubau in Stein unter Claudius errichtet wird. Zahlreiche Funde aus der Zeit von etwa 10 v. bis 50 n. Chr. stammen von einer Fundstelle ohne eindeutige Befunde östlich des Padnalhügels bei Savognin, für die eventuell ein militärischer Charakter vermutet werden kann.

Der 1786 entdeckte Schatzfund von Cunter-Burvagn mit keltischen Gold- und Silbermünzen sowie Ringschmuck, von welchem nur mehr wenige Stücke erhalten sind und für den als Schlussmünzen Rauriker-Quinare aus der Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. vorliegen, entzieht sich einer gesicherten und aussagekräftigen historischen Deutung, da zahlreiche Fundstücke verloren sind.

Die neu entdeckten vorwiegend militärischen Fundstücke aus dem Umfeld der Crap-Ses-Schlucht und vom Septimerpass werden ausführlich besprochen (S. 26–31 und 196–204) und erfreulicherweise auch abgebildet (Abb. 4; 5; 56, 1–4; 57). Zanier führt als mögliche Erklärungsmodelle für die Fundzusammensetzung »Rückstände von Kämpfen, Überreste von kurzfristigen Lagerplätzen, Verluste beim beschwerlichen Marsch in steilem Gelände, bewusste Deponierungen« (S. 204) an.

Nach der Besprechung der einzelnen Fundplätze im Untersuchungsgebiet folgt eine Diskussion des archäologischen Fundguts, nach aussagekräftigen Materialgattungen gegliedert (S. 204–233). Am Beginn steht die Beurteilung der keltischen und republikanisch-römischen Münzen aus dem Alpenrheintal, bei denen jeweils ein deutliches Übergewicht der Edelmetallprägungen vorherrscht. Wegen des bescheidenen spätlatènezeitlichen Münzumsatzes lehnt Zanier eine »regelrechte Münzgeldwirtschaft« (S. 211) im Arbeitsgebiet ab und rechnet mit einer solchen seit der frühen Kaiserzeit, deren Geldzirkulation er die meisten republikanischen und auch die griechischen Münzen zuordnet.

Für die über hundert Fibeln aus dem Arbeitsbereich wird ein deutliches Übergewicht für die beiden Jahrzehnte vor und nach der Zeitenwende konstatiert. Bei den Spätlatèneformen überwiegt klar die Nauheimer Fibel inklusive Nebenformen und die Knotenfibel Almgen 65. Für das frühkaiserzeitliche Fibelspektrum sind mannigfache Einflüsse und Kontakte zum römisch-italischen, westlich-gallischen und östlich-norischen Fibelkreis erkennbar (S. 218).

Schwierig gestaltet sich die Beurteilung der keramischen Hinterlassenschaft, da einerseits importierte Feinkeramik (etwa Ware ähnlich der Campanakeramik) kaum vertreten ist und Amphoren erst von tiberischer Zeit an fassbar werden, andererseits gerade die Grobkeramik nur schwer zeitlich eingrenzbar ist und die zahlreich vertretenen handaufgebauten Gefäße dem Untersuchungszeitraum nur vermutungsweise zuzuordnen sind. Für die Spätlatènezeit ist lediglich die Graphittonkeramik in größeren Mengen sicher nachgewiesen.

Glasarmringe, Lanzenspitzen und letztlich auch Negauer Helme lassen sich nur begrenzt für eine gesicherte Datierung in die Zeit von 100 v. Chr. bis 50 n. Chr. heranziehen. Anders verhält es sich mit den sogenannten Hellebardenäxten, die der alpinen spätlatènezeitlichen Bevölkerung zugewiesen werden können und mit der Niederlage der Raeter im römischen Alpenfeldzug verschwinden.

Der Hauptteil der Publikation wird abgeschlossen von einem Kapitel über die Eroberung des Alpenrheintals in augusteischer Zeit, das Siedlungswesen, die Religion und den Kult sowie wirtschaftliche Aspekte und die Romanisierung.

Für den Alpenfeldzug 15 v. Chr. sieht Zanier auch durch die Neufunde vom Septimer und aus der Crap-Ses-Schlucht mehr neue Fragen aufgeworfen als Antworten gegeben. Die von Roth-Rubi vorgeschlagene Frühdatierung der Walenseetürme, von Zürich-Lindenhof und Dangstetten sowie deren Zusammenhang mit der Vorbereitung zum Feldzug sieht er durch die offensichtlich von Süden in das Alpenrheintal vordringenden römischen Abteilungen als nicht schlüssig an (S. 237). Eine mehrjährige Vorbereitungszeit für den Feldzug gegen die Alpenvölker lehnt Zanier zu Recht ab.

Der Kenntnisstand zum Siedlungswesen im Alpenrheintal sowohl der Spätlatèneperiode als auch der frühen römischen Kaiserzeit ist in Bezug auf die Siedlungsdichte und archäologische Untersuchungsintensität mehr als dürftig und ermöglicht kaum Aussagen, die über die Beurteilung der naturräumlichen Gegebenheiten hinausreichen.

Als gängige Begräbnisform sieht Zanier wegen des Fehlens entsprechender Körpergräber die Brandbestattungsplätze. Sie sind von Brandopferplätzen häufig nur durch ein differierendes Verhältnis zwischen den kalzierten Menschen- und Tierknochen zu unterscheiden.

Unter den wirtschaftlichen Aspekten wird zuerst die Metallverarbeitung behandelt: Kupfer- und Eisenerzlagerrstätten finden sich innerhalb des Arbeitsgebietes im Montafon, am Gonzen bei Sargans und im Oberhalbstein, wobei radiokarbondatierte Verhüttungsschlacken vom Castels bei Mels aus der Spätlatènephase oder frühen Kaiserzeit stammen. Für das Oberhalbstein ist Kupferverhüttung von der Bronzezeit bis in die jüngere Eisenzeit belegt, für die späte Latèneperiode wahrscheinlich und für die römische Kaiserzeit vermutet.

Die überregionalen Handelskontakte der Spätlatènezeit zeigen sich im archäologischen Fundbild durch

Importgüter aus Italien, Gallien und dem nördlichen Alpenvorland, wie keltische Münzen, sogenannte Campanakeramik, Graphitton- und Kammstrich-Grüben-Keramik sowie Trachtbestandteile, Hellebardenäxte und Negauer Helme. Mit der römischen Eroberung gelangte italische Terra Sigillata über die Bündner Pässe ins Alpenrheintal und über die Walensee- und Bodenseerouten in die Nordschweiz und bis ins bayerische Alpenvorland, wobei seit früh-tiberischer Zeit die Belieferung von Süden her wohl nur mehr bis Chur reichte.

Abschließend widmet sich Zanier der Frage der Romanisierung der einheimischen Bevölkerung im Alpenrheintal und weist auf die unterschiedlichen Ansichten hin, wann diese stattgefunden haben soll. Aus der Inschriftenarmut der Region wird zumeist von althistorischer Seite ein später Romanisierungszeitpunkt – häufig erst in der Spätantike oder gar im Frühmittelalter – erschlossen, hingegen wird durch das Einsetzen römischen Kulturguts in Form von Kleinfunden bald nach der Eroberung durch die Römer von Archäologen häufig eine schnelle Übernahme fremder Kulturercheinungen im täglichen Leben angenommen. Zanier erklärt die geringe Anzahl an römischen Inschriften einerseits mit der anzunehmenden regional bedingten Nutzung von Holz als Schrifträger und andererseits mit der nicht flächendeckenden Urbanisierung der Provinz Rätien und dem damit verbundenen geringeren Inschriftenbedarf der peregrinen Bevölkerung »im ländlich-bäuerlichen Sektor« (S. 280).

Abgerundet wird der vorliegende Band durch eine Zusammenfassung in deutscher und englischer Sprache sowie sechs Fundlisten zu Fundplätzen, Graphittonkeramik, Glasarmringen, keltischen und römisch-republikanischen Münzen, Negauer Helmen und einzeln gefundenen Lanzeneisen im Arbeitsgebiet. Im Anhang befinden sich das Verzeichnis der abgekürzt zitierten Literatur, ein Abbildungsnachweis und ein Ortsregister, das – wie auch die Fundlisten – bei der Benutzung des Buches sehr hilfreich ist. In einer Einlegtasche im hinteren Buchdeckel findet der Leser eine nach Zeitstellung und Funktion differenzierte übersichtliche Kartierung der Fundstellen.

Das Buch besticht durch anschauliche Luft- und Landschaftsbilder zu den einzelnen Fundplätzen und deren topographischem Umfeld. Bedauerlich ist das häufige Fehlen von Planabbildungen oder Detailkarten, nur die Fundorte Bregenz, Chur, Bludenz, Eschnerberg und Blazers sowie die Walenseetürme werden veranschaulicht, nützlich der Grundriss der römischen Gebäude in Riom, Flur Cadra. In dieser Hinsicht ersetzt die nun vorliegende Arbeit den in derselben Reihe 1982 erschienen Band »Die Geschichte des Alpenrheintals in römischer Zeit auf Grund der archäologischen Zeugnisse« von Bernhard Overbeck leider nicht, auch wenn dort die topographischen Detailkarten sehr schematisch gehalten sind. Positiv zu vermerken ist die Abbildung der aktuellen Fundstücke aus dem Umfeld der Crap-Ses-Schlucht und vom Septimer sowie der Fibeln

und Hellebardenäxte, einem Negauer Helm und einer Auswahl von Lanzenspitzen aus dem Untersuchungsgebiet in Form von Zeichnungen. Zumindest für die in die Listen aufgenommenen weiteren Fundstücke wäre Entsprechendes wünschenswert gewesen.

Unpublizierte Neufunde konnten selbstverständlich nicht systematisch aufgenommen und dokumentiert werden. Einige wichtige Entdeckungen fanden erfreulicherweise dennoch Eingang in den Band, wie beispielsweise der okkupationszeitliche Depotfund von einer Felswand am Fuß des Blasenberges bei Feldkirch.

Die Redaktionsarbeit ist, wie bei den Münchner Beiträgen nicht anders zu erwarten, sorgfältig durchgeführt, und kleine bibliographische Fehler wie beispielsweise in Fußnote 45, wo der Rezensent durch einen typographischen Fehler mit dem Archäologen des Vorarlberger Landesmuseums verwechselt wird, fallen nicht ins Gewicht.

Ingesamt ist die Publikation als grundlegende Zusammenfassung des aktuellen Forschungsstandes und eine fleißige Zusammenschau der bisher erschienenen Literatur anzusprechen und jedem an der Thematik interessierten Leser sehr zu empfehlen.

Innsbruck

Gerald Grabherr

Andreas Hofeneder, **Die Religion der Kelten in den antiken literarischen Zeugnissen. Sammlung, Übersetzung und Kommentierung. Band I. Von den Anfängen bis Caesar.** Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Vienna 2005. 352 pagine.

La celebre immagine del pupazzo di paglia (The Wicker Image), incisione del 1657 ispirata al resoconto cesariano dei sacrifici umani praticati a scopo rituale dai Galli, campeggia sulla copertina di questo poderoso e denso volume. Esso, cui dovrebbero negli intenti dell'autore seguirne altri due, è un'opera dai molti pregi, destinata a porsi come alternativa moderna e a superare sotto tutti gli aspetti la pur preziosa – e fino a questo momento unica – raccolta in tre volumi di Johannes Zwicker sulle fonti letterarie greche e latine inerenti alla religione celtica: *Fontes Historiae Religionis Celticae* (Bonn 1934–36). Il lavoro di Hofeneder si inserisce all'interno di un più ampio progetto patrocinato dall'Accademia delle Scienze austriaca, che mira all'allestimento di un corpus epigrafico concernente le principali testimonianze della religione celtica, nelle sue varie sfaccettature, cronologiche e geografiche, ed anche nella non sempre facile delimitazione di figure divine poco conosciute, di teonimi non altrimenti attestati o, viceversa, di dèi cui si sono sovrapposti frequenti fenomeni di interpretatio, come dimostrano i saggi già apparsi, che raccolgono gli Atti dei Convegni del progetto *Fontes Epigraphici Religionis Celticae Antiquae*.

La discussione delle fonti letterarie – mediate, dunque, e non dirette – pone, invece, chiaramente proble-

mi di tipo differente, ad esempio per quanto concerne l'orientamento ideologico dei vari scrittori greci e latini nei confronti di un fenomeno religioso alquanto estraneo al loro immaginario, o fanno sorgere la questione se si possa o meno parlare di religione celtica come una specie di resistenza alla romanizzazione, soprattutto nella fase di espansione romana, dalla tarda repubblica all'impero. Anche la cosiddetta interpretatio romana di certune divinità – testimoniata nella nota narrazione di Cesare – desta interrogativi, per quanto riguarda, ad esempio, gli scopi e le motivazioni che la dettarono. In generale, si tratta di un cospicuo numero di fonti, riportate da autori differenti per contesto storico e sociale, formazione culturale, genere letterario impiegato, il che accresce ulteriormente le difficoltà di valutazione o di classificazione. Bene ha fatto dunque l'editore, secondo criteri che sono espressi nella chiara presentazione (pp. 10–15), ad offrire una ricostruzione di tali problemi, mettendo in evidenza, tra l'altro, anche alcune critiche mosse a Zwicker da una autorità del calibro di Joseph Vendryes. Lodevole è anche la decisione di presentare in qualche caso il contesto più ampio in cui la testimonianza viene riportata, unitamente ad una informazione di carattere generale come sostegno. Ciò vale a maggior ragione per autori tardi che sembrano in tutta verisimiglianza basarsi su fonti di epoca anteriore. Lo si può osservare già nel primo testimonium, o nel numero 15, per non parlare del caso macroscopico di Posidonio, cui hanno attinto a piene mani Strabone e Diodoro (cfr. p. 113), e il cui probabile utilizzo da parte dello stesso Cesare va messo in conto, sebbene in misura molto meno servile e con larga rielaborazione autonoma (p. 189 sgg.).

Più in particolare, il presente volume raccoglie e integra i testimoni di Zwicker fino all'età di Cesare, comprendendo dunque due tra le massime auctoritates antiche, ossia Posidonio e Cesare stesso; ma anche Aristotele, Polibio, ed altri. L'integrazione di numerosi passi rispetto a Zwicker, che pure, lo ribadiamo, aveva avuto il merito di enucleare la maggior parte delle fonti, è il primo aspetto di interesse. Basterà scorrere, per farsene un'idea, le testimonianze tratte dal de Bello Gallico: trentacinque in Hofeneder, contro le undici di Zwicker. Anche nei passi di Polibio è significativo l'incremento rispetto a Zwicker. Di ogni testimonium vengono offerte succinte e puntuali notizie sull'autore, completate da dettagli bibliografici; segue poi la presentazione dei testi, affiancati da una traduzione tedesca – precisa e corretta per quello che ho potuto constatare –, ed il commento. Il modello che probabilmente l'autore ha in mente è la altrettanto pregevole raccolta di M. Stern, *Greek and Latin Authors on Jews and Judaism* (Gerusalemme 1974–1984), punto di riferimento ancora oggi insuperato per le fonti greco-romane sull'Ebraismo. Di natura analoga, ma con attinenza allo Zoroastrismo ed alla religione persiana, è il volume A. de Jong, *Traditions of the Magi* (Leida e New York 1997).

In primo luogo, va notato come l'idea di religione sia intesa in senso piuttosto largo (questo, comunque, già in

Zwicker): la scelta delle testimonianze abbraccia, quindi, anche aspetti più propriamente geografici, zoologici, etnografici o anche antropologici, senza tralasciare il nesso, non sempre distinguibile con precisione, tra religione e magia. Al primo gruppo si possono far risalire motivi largamente diffusi, come quello dell'isola in mezzo all'Oceano, ovvero quello del viaggio oltremondano, ma anche le differenziazioni tra le varie tribù celtiche. Un compendio dei due motivi è offerto ad esempio da 6 T1, un frammento di Ecateo, che presenta inoltre la assimilazione tra Celti ed Iperborei. Quanto al secondo gruppo, vi sono delle testimonianze che fanno riferimento agli animali sacri, primo fra tutti il corvo (pp. 110. 170), o il cavallo (p. 96), il serpente (p. 20), o a tabù alimentari, quali l'interdizione dal cibarsi di lepre o anatre (p. 179). Allo stesso tempo, rientra tra gli interessi degli storici antichi il porre in evidenza fenomeni di rituali collettivi praticati soprattutto dai guerrieri, essendo dai Celti la guerra ritenuta un atto religioso (p. 88), o costumi particolarmente insoliti, come la *devotio* rituale (16 T4, Polibio; 20 T2, Posidonio; e soprattutto 23 T7, Cesare), il rapporto tra signori e servi, un patronato che assumeva non di rado il carattere di una fedeltà fino alla morte (cfr. 23 T31), la eventuale comunanza di mogli (23 T11), ovvero le pratiche omosessuali tra guerrieri (cfr. 20 T15), il dipingersi il volto a scopo apotropaico (23 T10) o il combattere nudi (20 T12), per non dimenticare particolari usanze durante i banchetti o durante i funerali (23 T18). Talora, forse, i passi discussi non hanno strettissima attinenza con l'aspetto religioso propriamente detto e mi risulta difficile motivarne la loro inserzione, per esempio 4 T1, 5 T5, 8 T1 (anche Hofeneder, del resto, propende per eliminare il passo dalla raccolta) e 15 T1, ma in ogni caso, *melius abundare*.

In generale, comunque, le conclusioni cui giunge l'autore, dopo una meditata rassegna della letteratura precedente, sono di norma improntate a saggia prudenza e a buonsenso. Le ho condivise quasi tutte, ad esempio a proposito di 21 T1 (p. 161), su Diviciaco (p. 168), contro l'ipotesi di Zecchini, a mio parere poco convincente, di una resistenza alla romanizzazione capeggiata dai druidi (p. 184) e sul noto incipit cesariano «*natio Gallorum admodum dedita religionibus*» (p. 200), e sul giuramento dei druidi (p. 227). Esempio, a tal riguardo, inoltre, è la discussione dei passi di Diogene Laerzio (14 T1 e T2), che presentano uno stretto nesso tra religione propriamente detta e filosofia, secondo quell'atteggiamento della cultura antica verso la presunta purezza della religione celtica, messa a paragone con la filosofia indiana e pitagorica. Spesso esso è denotato dai commentatori moderni come quasi simpatetico. Tale atteggiamento ha, peraltro, in Posidonio il rappresentante più celebre, come mostra il famoso brano sui rapporti tra i druidi e Pitagora (20 T9), ed è presente pure in Alessandro Polistore (22 T1). Di particolare interesse sono anche le notazioni concernenti gli aspetti più celebri della religione celtica, come ad esempio la venerazione per gli alberi ed il forte senso della natura (pp. 22 e 96: sul culto lunare; p. 194: i santuari silvestri), il tema

dei sacrifici umani cui si accompagna un motivo documentato anche archeologicamente come quello delle teste tagliate, il culto dei morti, l'immortalità dell'anima e la metempsicosi (20 T9). Di un certo rilievo è inoltre un passo come quello di Posidonio (20 T7), che pone ulteriori problemi per una eventuale sovrapposizione con il culto dionisiaco ed il menadismo, una questione che, ad una cursoria indagine, sembra tralasciata nella vasta bibliografia sul culto di Dioniso, ma che meriterebbe di essere ulteriormente approfondita. Infine, i due brani cesariani che costituiscono il clou di questo primo volume (23 T15 e T16) si segnalano per chiarezza espositiva ed equilibrio.

Il commento è molto preciso, erudito e dettagliato. Meritano di essere segnalate le discussioni di tipo linguistico sui nomi propri di persona, di città o popolazioni, che possano avere attinenza con i teonimi; si vedano per esempio l'etimologia del nome Albione (p. 19), Taranis (p. 51), il culto di divinità chiamate Dioscuri (p. 59), Essuvios (p. 172) ed altro (pp. 178; 225; 226). La discussione ha anche il merito di proporre un confronto costante, come fanno di norma gli studiosi di cultura celtica, con fonti antico-irlandesi, che meglio servono ad illuminare consuetudini e fenomeni ricorrenti. Si vedano al riguardo il motivo del bardo e l'elogio del sovrano, non di rado disgiunto da componenti di canzonatura o dileggio (p. 124), le profezie (p. 149) o anche il passo di Cesare in cui le donne a seno nudo durante un assedio gettavano suppellettili preziose, che trova dettagli simili nel *Tain* (23 T26, p. 225). Interessanti sono anche i paragoni soprattutto col mondo germanico, o, in senso più ampio, indoeuropeo. Si confronti la discussione del tema della battaglia fluviale (p. 34), del lato sinistro come generalmente infausto (p. 115), ovvero per il tema del fuoco celato nelle acque (p. 108). Si potrà a proposito di questo utilmente consultare anche D. Briquel, *Tarquins de Rome et idéologie indo-européenne*. *Rev. Hist. Religions* 215, 1998, 369–395; 419–450.

Il volume è chiaro, ben stampato, praticamente nulli gli errori di stampa. L'autore ha dispiegato vasta dottrina e precisa informazione; il risultato è un lavoro solido e serio. Ad esempio, è difficile, all'interno di una bibliografia ricca e davvero completa (pp. 240–326), trovare delle voci mancanti. Ma se volessimo essere pignoli ed integrare l'elenco, avremmo dato maggiore spazio ai lavori di un maestro dell'indo-europeistica come Georges Dumézil, che hanno valore soprattutto metodologico. Oppure si pensi, tra gli studiosi italiani, che pure sono citati con una correttezza scientifica assai rara in questi tempi dominati dall'inglese, agli studi di Enrico Campanile, per esempio il volume complessivo *Saggi di linguistica comparativa e ricostruzione culturale* (Pisa 1999). Meritevole anche un suo studio, di carattere divulgativo, ma assai chiaro e ben impostato, *La religione dei Celti*. In: G. Filoramo (ed.), *Storia delle religioni I* (Roma e Bari 1994) 605–633, a proposito della tripartizione in druidi, bardi e vati, che in realtà celerebbero, secondo lo studioso, diverse funzioni di un

»intellettuale polivalente«, attestato in Gallia come pure, più tardi, nella società irlandese: utilmente questo lavoro avrebbe potuto essere richiamato a proposito di 20 T13 (pp. 147 sgg.). Analogamente, a proposito del Männerbund (p. 32), avrei citato la classica opera di S. Wikander, *Der arische Männerbund* (Lund 1938). La discussione sul motivo delle teste tagliate, centrale nella religione celtica, avrebbe potuto giovare di J.-L. Voisin, *Les Romains chasseurs de têtes*. In: *Du châtement dans la cité* (Roma 1984) 241–293. Si veda anche Cl. Sterckx, *Les mutilations des ennemis chez les Celtes préchrétiens*. *La Tête, les Seins, le Graal* (Parigi 2005). Sulle bizzarrie di certi costumi, quali la poliginia, si può consultare con profitto G. Casadio, *Non desiderare la donna d'altri. La famiglia secondo natura dei barbari*. In: L. de Finis (ed.), *Civiltà classica e mondo dei barbari. Due modelli a confronto* (Trento 1991) 104–135, in part. 127 sgg., un contributo purtroppo penalizzato dalla sede peregrina di pubblicazione. Un concetto metodologico come la interpretatio romana delle divinità (largamente discusso a p. 203) non cessa di essere foriero di nuove interpretazioni, come dimostrano i recenti studi di C. Ando, *Interpretatio romana*, *Classical Philology* 100, 2005, 41–51, che verisimilmente non è stato incluso nella bibliografia perché uscito contemporaneamente al volume. Si tratta, comunque, solo di suggerimenti più che di rimproveri, e, forse, tali integrazioni potranno comparire nei volumi successivi.

Vi sono inoltre utili indici che ne permettono anche una consultazione parziale, intendo dire come repertorio o come fonte per controlli, sebbene una lettura continuativa come quella da me eseguita risulti in ogni caso piacevole e permetta di leggere o rileggere passi curiosi, sorridere di fronte alle ingenuità o alle naïvetés degli etnografi antichi, come illustra la leggenda della figlia del re che porge da bere al suo futuro sposo (5 T4). Questo motivo trova vari paralleli in altri ambiti folklorici e che, osserva finemente l'autore, permane fin nell'*Arabella* di Richard Strauss, ma che allo stesso tempo si riconnette alla *Trank der Souveränität*, celebrata, aggiungerei io, in diverso contesto, nella ballata goethiana del re di Thule. Si potrebbero ugualmente citare i festeggiamenti di durata annuale (12 T1) e, similmente, la leggenda dell'*aurum Tolosanum* (20 T4, 20 T5), o anche il passo sulla paura che i Celti hanno del cielo che cada sulle loro teste (7 T1). Non ci resta dunque che auspicare che la encomiabile fatica dell'autore possa presto offrire al lettore gli altri due volumi progettati. Al tempo stesso ci auguriamo che qualcuno desideri completare l'opera, ponendo mano al mare magnum delle fonti medievali, che comunque presenta problemi di altro genere, per esempio nel considerare la veridicità della maggior parte di esse, o gli eventuali rapporti tra gli autori cristiani e le antiche e mal sopite credenze pagane. Tale aspetto non era stato trascurato da Zwicker, ma, per comprensibili e giustificate ragioni di economia editoriale, è stato accantonato dal presente editore.

Pisa

Chiara O. Tommasi

Dorothee Elm von der Osten, Jörg Rüpke und Katharina Waldner (Hrsg.), *Texte als Medium und Reflexion von Religion im römischen Reich*. Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge, Band 14. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2006. 260 Seiten, 1 Abbildung.

Der vorliegende Sammelband enthält zwölf Beiträge, die im Wesentlichen auf ein Teilkolloquium zurückgehen, das im Rahmen des Schwerpunktprogramms »Römische Reichsreligion und Provinzialreligion« der Deutschen Forschungsgemeinschaft im November 2003 in Eisenach veranstaltet wurde. Das Verbindende dieser Aufsätze ist, dass die von ihnen analysierten Texte nicht in ihrer Funktion als religionsgeschichtliche Quelle für bestimmte kultische Praktiken, sondern als Medien eines religiösen Diskurses betrachtet werden: »Nicht Religionsphilosophie rückt hier in den Blick, sondern Texte, die sich aus unterschiedlicher Perspektive mit Religion beschäftigen, als selbstverständlicher Bestandteil von Erzählungen und Vergangenheitsentwürfen, als Gegenstand von Regelungen und Polemiken, schließlich als eigentlicher Inhalt, als zentrale Botschaft der Texte« (S. 8). Wie die Herausgeber einleitend ganz richtig bemerken, ist das Medium Text für die antike Religionsgeschichte »vernachlässigt worden, so intensiv es auch als Quelle für die Rekonstruktion der dahinter stehenden Religion benutzt worden ist« (S. 9). Dementsprechend werden die antiken literarischen Texte, welche die Religion zum Gegenstand haben, in den einzelnen Beiträgen weniger in ihrer Funktion als Referenten über diesen Gegenstand, sondern vielmehr als Teil der Religion selbst gesehen. So klar definiert auf der einen Seite die methodische Vorgehensweise ist, so inhomogen sind andererseits die untersuchten Texte, die aus einem Zeitraum von mehreren Jahrhunderten und ganz unterschiedlichen Kulturen stammen. Neben Bibel und Talmud werden Autoren wie etwa Vergil, Livius, Plutarch, Lukian, Tertullian, Minucius Felix, aber auch griechische Romanschriftsteller oder juristische Texte der späten Kaiserzeit berücksichtigt. Angesichts der großen thematischen Bandbreite können hier unmöglich alle Einzelbeiträge ausführlich besprochen werden. Ich beschränke mich daher auf knappe Inhaltsparaphrasen und einige wenige Detailbemerkungen.

Den Anfang machen zwei Arbeiten, die sich Vergils *Aeneis* zum Thema gewählt haben. In »Mobilität e religione nell'Eneide. Diaspora, culto, spazio, identità locali« (S. 13–30) geht Alessandro Barchiesi der Darstellung von religiösen Praktiken in diesem Epos nach. Nebst einem praktischen Verzeichnis der hierfür relevanten Stellen (S. 14–17) wird eine ganze Reihe von interessanten Detailbeobachtungen geboten.

Gleichfalls der *Aeneis* gewidmet ist der Beitrag von Hubert Cancik, »Götter einführen. Ein myth-historisches (sic!) Modell für die Diffusion von Religion in Vergils *Aeneis*« (S. 31–40). Untersucht wird, welche Rolle und Bedeutung der Vorstellung des »infernus deos« in diesem Werk zukommt. Wichtig ist, dass die land-

suchenden Trojaner gewissermaßen mit ihrer Religion, die in den Penaten verkörpert ist, wie mit einem beweglichen Gut herumziehen. Die Religion wandert gleichsam mit ihnen. Ein missionarischer Anspruch sei damit aber keineswegs verbunden, denn »deos inferre Latio« bedeute nicht die Missionierung der einheimischen Latiner, sondern das Eindringen der fremden Religion durch die Einwanderung ihrer Träger. »Vergil erklärt die neulatinische Religion sozusagen diffusionistisch« (S. 37). Trefflich fasst Cancik die zentrale Bedeutung der trojanischen Kultgegenstände in die Worte: »Die Penaten sind ihr wichtigster ›Identifikator‹: Tracht, Sprache, Namen können die Trojaner aufgeben, nicht ihre sacra. Eine bemerkenswerte Lösung und Isolierung von ›Religion‹ aus dem politischen und kulturellen System« (S. 38).

Ulrike Egelhaaf-Gaisers Aufsatz ›Der triumphierende Leser. Die Siegesfeier von Amphipolis in der Geschichtserzählung des Livius« (S. 41–61) beschäftigt sich mit der literarischen Inszenierung römischer Sieghaftigkeit im Kontext der imperialen Geschichtskonzeption, wobei anhand des Modellfalls Amphipolis untersucht wird, »in welches räumliche und semantische Bezugsfeld der Historiker diesen exemplarischen Erinnerungsort stellt« (S. 43). Überzeugend versteht es die Autorin, herauszuarbeiten, dass Livius im Rahmen seiner Darstellung des Dritten Makedonischen Krieges die altehrwürdigen Sakralorte Dion und Samothrake zu überbieten trachtet, indem »er Amphipolis als neuen und wirkungsmächtigen Gedächtnisort in seiner imperialen Sakrallandschaft etablieren will« (S. 49). Bei der Betrachtung des Liviuextextes werde deutlich, »wie rigoros die imperiale Raumordnung die bisher existierenden Ortsbindungen zerschlug und alten Landmarken eine neue Semantik aufzwang« (S. 52).

Die beiden folgenden Aufsätze beschäftigen sich mit dem frühen Christentum und sind primär für die neutestamentliche Forschung von Interesse. Christoph Aufarth, »Euer Leib sei der Tempel des Herrn!«. Religiöse Sprache bei Paulus« (S. 63–80), wendet sich gegen die traditionelle Auffassung, der Apostel habe mit dem im Titel angeführten Zitat den jüdischen Tempelkult kritisieren wollen. Vielmehr ist dieser Ausspruch eine rhetorische Metapher, die sich in ganz ähnlicher Form auch bei nichtchristlichen Autoren (Seneca, Apuleius) findet. Paulus ziele mit seiner Bemerkung »nicht auf die Abschaffung des Kultes, sondern ethisiert im Gegenteil die Rituale und füllt sie mit Bedeutung. Der Kult soll sich nicht auf die heilige Stätte und auf die heilige Zeit begrenzen, aber er ist Vorbild für die Ausweitung der Heiligkeit in den Alltag und das Innerliche der Menschen« (S. 75).

Ian H. Henderson, »Early Christianity, Textual Representation and Ritual Extension« (S. 81–100), geht dem komplexen Wechselverhältnis zwischen frühchristlichen Texten und Ritualen nach, speziell bezüglich Taufe, Eucharistie und Exorzismus. Grundsätzlich tritt er dafür ein, dass die christliche Rezeption, Produktion und Verbreitung komplexer Texte die rituelle Ausbrei-

tung von ἐκκλησίαι nicht nur widerspiegelt, sondern gleichermaßen selbst in Gang setzt. Wichtig ist ihm ferner die Beobachtung, »that textual variety may be less representative of theological/ideological diversity and conflict than of performative flexibility with very few ideologically marked contrasts« (S. 91).

Katharina Waldner wählt für ›Die poetische Gerechtigkeit der Götter. Recht und Religion im griechischen Roman« (S. 101–123) Gerichts- und Bestrafungsszenen in Charitons ›Chaireas und Kallirhoë‹, Xenophons ›Ephesiaka‹, sowie Achilles Tatios ›Leukippe und Kleitophon‹ zum Gegenstand ihrer Untersuchung. In den fiktiven Welten dieser Romantexte trägt letztlich die Gerechtigkeit immer den Sieg davon, freilich ist dafür regelmäßig das Eingreifen der Götter vonnöten. Verbindendes Element dieser kaiserzeitlichen Romane ist auch, dass in ihnen »eine idealisierte, rein griechische Polisreligion als Garant einer gerechten Ordnung erscheint; diese Ordnung herrscht, ebenso wie die griechischen Götter, im gesamten Universum, das die Protagonisten bereisen« (S. 121).

Sehr lesenswert sind dann die Ausführungen von Simon Goldhill, ›Religion, Wissenschaftlichkeit und griechische Identität im römischen Kaiserreich« (S. 125–140). Einleitend betont er, dass ungeachtet gegenteiliger christlicher Polemik der heidnische Polytheismus im zweiten Jahrhundert in voller Blüte stand. Aus diversen Gründen ist jedoch die griechische Religion dieser Zeit von der Forschung stiefmütterlich behandelt, systematisch unterschätzt und allzu oft den Epigraphikern überlassen worden. Dagegen zeigt ein Blick auf die Werke von Vertretern der sogenannten Zweiten Sophistik (Pausanias, Plutarch und Aelius Aristides), dass für diese Autoren die forschende Auseinandersetzung mit der eigenen religiösen Tradition eine ganz entscheidende Bedeutung besitzt. Für Goldhill ist gerade die Rolle der väterlichen Bräuche und Riten »ein grundlegendes Element in dieser Arbeit an der Erschaffung einer griechischen kulturellen Identität. Die Reaktion der Intellektuellen auf das religiöse Leben in den Städten des Kaiserreichs – ein Leben, das in den epigraphischen Quellen so eindringlich belegt ist – ist ein wesentlicher Bestandteil des zeitgenössischen Polytheismus. Durch ihre religiöse Schriften verhandeln (sic!) diese Autoren, wie man im römischen Kaiserreich ein gebildeter Grieche wird« (S. 138).

Im Beitrag von Dorothee Elm von der Osten, ›Die Inszenierung des Betruges und seiner Entlarvung. Divination und ihre Kritiker in Lukians Schrift ›Alexandros oder der Lügenprophet« (S. 141–157), wird der religionshistorische Quellenwert dieses Werks näher analysiert. Der Vergleich mit den pythischen Dialogen Plutarchs und dem nur fragmentarisch überlieferten Traktat ›Die Entlarvung der Schwindler‹ (γοήτων φάσμα) des Oinomaos von Gadara macht deutlich, dass Lukian mit seiner Kritik am Orakelkult der Schlange Glykon (der von Alexandros in Abonuteichos eingeführt wurde) in einer älteren Tradition der Divinationskritik steht. Folglich dürfen die diesem Kult zugeschriebenen Eigenschaften

auch zumeist nicht als Spezifika des Glykonkultes angesehen werden, da sie vielfach literarischer Topik geschuldet sind. Auch die Figur des Alexandros muss zu großen Teilen als literarisches Konstrukt betrachtet werden. Gleiches gilt schließlich für die Rolle, die Lukian als Erzähler und als Handelnder in der Geschichte einnimmt. Der Satiriker hat sich hierfür an andere Autoren der Zweiten Sophistik angelehnt, die sich in ihren Schriften als Exegeten der Religion präsentieren und Modelle für den richtigen Umgang mit ihr für Gebildete entwerfen. »Deren Selbstdarstellung wird vom Autor Lukian aufgenommen und ironisch gebrochen: Der ›Lukian‹ des Textes lässt sich also nicht eins zu eins mit dem Autor selbst gleichsetzen« (S. 155). Diese meines Erachtens sehr überzeugende Interpretation steht im Einklang mit ganz ähnlichen Beobachtungen, die von der jüngeren Forschung an anderen Schriften Lukians gemacht wurden.

Der folgende Essay von Andreas Bendlin, ›Vom Nutzen und Nachteil der Mantik. Orakel im Medium von Handlung und Literatur in der Zeit der Zweiten Sophistik‹ (S. 159–207) ist der längste des ganzen Bandes. Zunächst wird eine Reihe von epigraphischen (Inschriften des Opramos von Rhodiapolis und des Diogenes von Oinoanda) und literarischen Texten (Alexander von Aphrodisias' Schriften ›De fato‹ und ›De providentia‹, Plutarchs Pythische Dialoge) ausführlich vorgestellt, die interessante Einblicke in die Bedeutung von Orakelstätten gewähren, aber auch die zeitgenössische Kritik an der Mantik veranschaulichen. In einem weiteren Abschnitt wird der Frage nachgegangen, warum es gerade in der Zeit der Zweiten Sophistik zu einer Renaissance des Orakelwesens gekommen ist. Abgelehnt wird das religionspsychologische Erklärungsmodell von Eric Robertson Dodds, wonach diese Blüte charakteristisch für das sogenannte ›Zeitalter der Angst‹ sei. Für Bendlin ist dagegen der literarisch-epigraphische Befund aus dieser Zeit, der auf ein merklich gestiegenes Interesse an mantischen Themen hinweist, kein hinreichender Beweis für eine Änderung im religiösen Verhalten. Vielmehr reflektiere sich hierin ein neuartiges Kommunikationsverhalten, welches jedoch »nicht vor-schnell mit einer sich in jener Zeit vollziehenden grundlegenden Veränderung des religiösen Habitus gleichgesetzt werden« darf (S. 185). Stattdessen greift Bendlin für das Phänomen der Renaissance der Orakel ein Erklärungsmodell auf, »das den Wandel des epigraphic habit, also des quantitativen Indikators der inschriftlichen Kommemorationskultur im Römischen Reich, zwischen dem ersten und dem dritten Jahrhundert n. Chr. als Widerspiegelung eines Wandels des Kommunikations- und Repräsentationsverhaltens der kaiserzeitlichen Eliten deutet, und das aus der Art, wie jene Eliten über Religion kommunizieren, auf sich verändernde kulturelle Wahrnehmungsmuster schließt« (S. 187). Das letzte Kapitel des Aufsatzes beschäftigt sich noch mit den unterschiedlichen Formen der Orakelkritik am Beispiel des Oinomaos von Gadara (›Die Entlarvung der Schwindler‹) und Lukians (›Alexandros‹).

Besonders lehrreich ist der Aufsatz von Jörg Rüpke, ›Literarische Darstellungen römischer Religion in christlicher Apologetik. Universal- und Lokalreligion bei Tertullian und Minucius Felix‹ (S. 209–223). Am Beispiel der beiden Schriften ›Ad nationes‹ und ›Apologeticum‹ von Tertullian sowie dem Dialog ›Octavius‹ von Minucius Felix wird untersucht, welchen Gebrauch diese Apologeten von den älteren literarischen Darstellungen römischer Religion machen, namentlich von Ciceros ›De divinatione‹ und Varros ›Antiquitates rerum divinarum‹. Den beiden frühchristlichen Autoren ist gemein, dass sie Informationen über römische Kulte nicht um ihrer selbst willen bringen, sondern diese für ihre spezifischen Aussageabsichten instrumentalisieren.

Hubert Cancik versucht in seinem zweiten kurzen Beitrag ›Wahrnehmung, Vermeidung, Entheiligung, Anagnung. Religionen bei Tertullian, im Talmud und bei Eusebios‹ (S. 225–232), anhand von Tertullians Schrift ›De spectaculis‹, dem Talmudtraktat ›Abodah Zarah‹ (›Fremder Dienst‹) und Eusebios' ›Praeparatio evangelica‹ die verschiedenen Arten der Wahrnehmung und Konstruktion römischer Religion zu veranschaulichen.

Den Abschluss des Kolloquiumsbandes bildet Rudolf Haenschs Studie ›Religion und Kulte im juristischen Schrifttum und in rechtsverbindlichen Verlautbarungen der Hohen Kaiserzeit‹ (S. 233–247). Einleitend wird darauf hingewiesen, dass Religion und Kult in den erhaltenen Rechtsquellen dieser Epoche nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Haensch betont jedoch zu Recht, dass dieser Befund trügerisch ist: Das juristische Schrifttum und die imperiale Gesetzgebung der Hohen Kaiserzeit sind bekanntlich über weite Teile nur fragmentarisch in der großen Exzerptensammlung der Digesten des Kaisers Iustinian respektive im Codex Iustinianus überliefert. Diese Werke sind aber zu einem Zeitpunkt entstanden, als das Christentum bereits seit hundertfünfzig Jahren offizielle Staatsreligion war. Da nun Iustinian der von ihm eingesetzten Kommission den Auftrag erteilt hatte, alles Überflüssige und Veraltete auszumerzen, dürften gerade Hinweise auf pagane Kulte diesen Streichungen zum Opfer gefallen sein. Aus den wenigen literarischen Überresten sowie einigen epigraphischen und auf Papyrus überlieferten Rechtstexten werden einige besonders signifikante Beispiele ausgewählt. Hieraus wird die generelle Hochschätzung der Kulte bei den rechtssetzenden Instanzen deutlich, es fällt aber auch auf, »wie knapp und wenig detailliert in den untersuchten Texten auf die einzelnen Kulte und generell auf den Bereich des Religiösen eingegangen wird« (S. 245). Dies sollte sich erst in der Spätantike ändern, die auch im religiösen Bereich eine wortreiche Gesetzgebungssprache pflegte.

Das Buch beschließen Zusammenfassungen der einzelnen Aufsätze (S. 248–252) und ein Stellenregister (S. 253–260). Resümierend lässt sich sagen, dass mit diesem Band dem Religionshistoriker eine Sammlung wertvoller Beiträge in die Hand gelegt wurde. Vor allem in methodischer Hinsicht bietet das Buch viele nütz-

liche Anregungen. Wiederholt ist deutlich geworden, dass die antiken (literarischen) Texte nicht unbedenklich als Steinbruch für Detailinformationen zur Religion ausgeschlachtet werden können. Will man diesen Zeugnissen gerecht werden, muss jede seriöse Forschung um eine über den engeren Kontext hinausgehende Interpretation und Analyse dieser Nachrichten bemüht sein. Lobend hervorzuheben ist schließlich noch die sehr geringe Anzahl an Druckfehlern, die der Sorgfalt der Autoren sowie der Arbeit des redaktionellen Teams ein gutes Zeugnis ausstellt.

Wien

Andreas Hofeneder

Andreas Kakoschke, **Die Personennamen in den zwei germanischen Provinzen**. Ein Katalog. Band I: Gentilnomina Abilius–Volusius. Verlag Marie Leidorf, Rahden/Westfalen 2006. 457 Seiten.

Das Interesse an Personennamen als sozialgeschichtlicher Quelle für die römische Antike hat in den vergangenen Jahren deutlich zugenommen, wie beispielhaft der von M. Dondin-Payre und M.-Th. Raepsaet-Charlier herausgegebene Sammelband *Noms, identités culturelles et romanisation sous le Haut-Empire* (Brüssel 2001) belegt, dessen Schwerpunkt auf Gallien und den beiden germanischen Provinzen liegt. Grundlegende Überblicke über Vorkommen, Verbreitung und Häufigkeit lateinischer Namen bieten für Europa immer noch A. Mócsy, *Nomenclator provinciarum Europae Latinarum et Galliae Cisalpiniae* (Budapest 1983) und B. Lőrincz (Hrsg.), *Onomasticon Provinciarum Europae Latinarum I–IV* (Budapest 1994 und Wien 1999–2002), zu letzteren siehe die kritischen Anmerkungen von H. Solin, *Gnomon* 72, 2000, 234–239 und 76, 2004, 244–247. Ergänzend hierzu sind mittlerweile für einige wenige Provinzen Namenlexika verfügbar, so für Lusitanien M. Navarro Caballero / J. L. Ramírez Sádaba (Hrsg.), *Atlas antroponímico de la Lusitania romana* (Mérida und Burdeos 2003). Wer bislang zu Personennamen in den beiden germanischen Provinzen forschte, musste auf die Namenindizes des CIL XIII und der verschiedenen Nachträge zu CIL XIII zurückgreifen sowie die an verschiedenen Orten publizierten Neufunde berücksichtigen. Dieses umständliche Arbeiten gehört nun der Vergangenheit an, denn der Verfasser füllt mit seiner Zusammenstellung eine entsprechende Lücke. Ausgewertet wurde neben literarischen Quellen das verfügbare epigraphische Material, das heißt vor allem Steininschriften, Militärdiplome, Holz- und Bleitafelchen, aber auch Kleininschriften wie Ziegelstempel. Töpfermarken fanden dagegen nur in begrenztem Umfang Eingang in die Sammlung. Gegenwärtig liegt der erste Band vor, der unter 1480 Lemmata die deutlich über sechstausend in Nieder- und Obergermanien belegten Gentilnomina aufführt und zudem noch einen

Restbestand von 445 Namensfragmenten aus unvollständigen Inschriften bietet. Angekündigt ist ein zweiter Band, der die Cognomina enthalten soll.

Für den praktischen Gebrauch ist allerdings diese Art der Aufteilung in Einzelbände zu hinterfragen. Zweifellos wäre ein Katalog, der in alphabetischer Reihenfolge sowohl Gentil- als auch Cognomina verzeichnet, der Handhabbarkeit dienlicher, wie etwa der erwähnte Atlas *antroponímico de la Lusitania romana*. Der Verfasser gibt in der Einleitung keine Begründung für diese Trennung. Insgesamt bleiben die einleitenden Bemerkungen mit knapp zwei Seiten (S. 11 f.) recht kurz. Der Leser erfährt, welche Personenkreise aufgenommen und welche Quellen berücksichtigt wurden. Dass neben den in den *duae Germaniae* bezeugten Personen auch Händler, Soldaten und Angehörige der Verwaltung, die in anderen Reichsteilen Spuren hinterlassen haben, aber eine nieder- oder obergermanische Origo besitzen, Aufnahme gefunden haben, ist zu begrüßen. Der Verfasser weist jedoch nachdrücklich darauf hin, dass Namen, die im Bereich des *Instrumentum domesticum* bezeugt sind, vielfach unberücksichtigt geblieben sind. Erfreulicherweise ist festzustellen, dass der Autor hier nicht zu restriktiv verfahren ist. Um einige Beispiele herauszugreifen: Der in Niedergermanien tätige Ziegelproduzent Marcus Val(erius) San(...) findet Erwähnung (GN 1346 Nr. 135), allerdings bleibt die von Kakoschke vorgeschlagene Ergänzung des Cognomen zu San(ctus?) fraglich. Verzeichnet ist etwa auch der Personennamen Domitius (GN 422 Nr. 58), der auf einer *Tabula defixionis* aus Bad Kreuznach zu lesen ist (CIL XIII 7553). Es fehlt hingegen der Name des in augusteischer Zeit wohl in Köln und Haltern tätigen Töpfers ›P. Flos(...)‹ (S. Biegert / S. von Schnurbein, *Neue Untersuchungen zum Sigillatstempel P.FLOS*. In: B. Liesen / U. Brandl [Hrsg.], *Römische Keramik. Herstellung und Handel*. *Xantener Berichte* 13 [Mainz 2003] 1–5), den der Autor unlängst mit dem aus Köln bekannten Marcus Petronius Luci filius Flosculus zu identifizieren suchte (A. Kakoschke, *M. Petronius Flosculus*. Ein italischer Unternehmer aus dem römischen Köln? *Münster. Beitr. Ant. Handelsgesch.* 25, 1, 2006, 1–10). Generell bleibt zu hoffen, dass die zahlreichen einfachen Handwerker, von denen wir meist nur das Nomen simplex kennen, zumindest im folgenden Band der *Cognomina* Aufnahme finden werden, erlaubt deren Onomastik doch Einblicke unter anderem in die Namengebung und die mögliche ethnische Zusammensetzung sonst nur schlecht bezeugter niederer Schichten. Sie auszuschließen, wäre aus sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Perspektive nicht zu rechtfertigen.

An die Einleitung schließen sich ein Abkürzungsverzeichnis und ein umfangreiches Literaturverzeichnis von 35 Seiten an (S. 17–52). Man hätte dieses an einigen Stellen kürzer fassen können, etwa bei der ausführlichen Nennung sämtlicher Bände des CIL (I–XVI). Auf Seite 53 beginnt schließlich der über vierhundert Seiten starke Katalog der *Gentilnomina*.

Positiv hervorzuheben ist die Gestaltung der Namenlemmata. Es werden nicht nur der isolierte Einzelname und der Quellenverweis gebracht, sondern alle Namensbestandteile, der Fundort, die zeitliche Stellung und – soweit möglich – Angaben zum Status der Person und zu Häufigkeit und Verteilung des jeweiligen Personennamens im römischen Reich. Hinsichtlich der Nennung der Belegstellen ist lediglich die Zitierweise nach l'Année Épigraphique zu kritisieren. Der Umstand, dass die Jahreszahl des Bandes nicht durch Komma von der folgenden Nummer der Inschrift getrennt ist, sondern nur durch ein Leerzeichen, wirkt irritierend. Als hilfreich erweist sich freilich der Kommentar, der jedem Namenlemma beigegeben ist. Beispielsweise sind zu Candidinius (GN 263) auch Hinweise auf möglicherweise oder zumindest sehr wahrscheinlich aus den germanischen Provinzen stammende Personen verzeichnet, die in die eigentliche Namenliste nicht aufgenommen sind.

Leider hat der Verfasser feminine Namenformen nicht gesondert unter eigenen Lemmata angegeben. Vielmehr stehen sie unter den maskulinen Belegen. So erscheint etwa Bassiania Felicula aus Köln unter dem Lemma Bassianus beziehungsweise Bassianius, ebenso wie eine Bassiania Quieta aus Euskirchen und vier weitere Frauen, die das Gentilnomen Bassiana tragen. Gleiches gilt für die in Köln bezeugte Arsulana Germanilla, Gattin des niedergermanischen Eques Romanus Marcus Gavius Primus, die als einziger Eintrag unter Arsulanus (GN 130) aufgeführt ist. Hier hätte eine Differenzierung bei den Lemmata – man werfe einen Blick auf die Indices des CIL – zu deutlich mehr Klarheit beigegeben, und es wäre ein schnellerer Zugriff auf die entsprechenden Personen möglich.

Im Folgenden seien noch einige detaillierte Anmerkungen zum Namenkatalog gegeben: Unter Secundinius (GN 1131) fehlt der inschriftliche Beleg für den Besitzer einer Villa rustica aus Rheinbach-Flerzheim (siehe M. Gechter, Vom 1. bis zum 5. Jahrhundert. Der römische Gutshof der Secundinii bei Rheinbach-Flerzheim, Rhein-Sieg-Kreis. Rhein. Landesmus. Bonn 2, 1986, 17f.). Unter dem Namenlemma Titius (GN 1303 Nr. 14) findet sich eine der wenigen Personen aus den germanischen Provinzen, für die ein Aufstieg in die höhere Reichsverwaltung bezeugt ist. Der Agrippinenser Gaius Titius Gai filius Claudius Similis war Procurator provinciae Lusitaniae et Vettoniae und wurde in Mérida geehrt (CIL II 484). Fälschlicherweise gibt Kakoschke hier als Provinz Hispanien an, richtig muss es heißen: Lusitanien. Nicht selten existieren auch Interpretationsspielräume bei der Lesung oder Auflösung von Inschriften, wie folgendes Beispiel illustriert: In einem Graffito aus dem Ahrtal wird unter anderem eine Person erwähnt, die den Namen Titus Tusaucus getragen haben könnte; eine andere Lesart lautet dagegen »T(i)tus Augusti (servus)« (U. Schillinger-Häfele, IV. Nachtrag zu CIL XIII 142). Der Verfasser hat das mögliche Gentilnomen Tusaucus nicht aufgenommen, obwohl dies mit einem entsprechenden Hinweis im

Kommentar durchaus sinnvoll gewesen wäre. Anzumerken ist ferner, dass das Cognomen einer durch einen fragmentierten Weihestein aus dem Bereich des Matronenheiligtums von Nöthen-Pesch bekannten Person (S. 449, Restbestand Nr. 93) nicht zu [M]erca[tor], sondern wohl zu [M]erca[torius] zu ergänzen ist. Gestrichen werden kann aus dem reichhaltigen Namenmaterial zum Nomen gentile Flavius (GN 497) die Nr. 166, Lucius Fla(vius) Ve(tus). Der Name konnte unlängst sicher zu Lucius Flavius Ve[rucla] ergänzt werden und findet sich bereits in der gleichen Liste unter Nr. 161.

Alles in allem hat Andreas Kakoschke mit seinem ausführlichen Onomastikon der Forschung ein wichtiges Hilfsmittel an die Hand gegeben. Abzuwarten bleibt nun der zweite Band mit den Cognomina.

München

Peter Rothenhöfer

Heinz Heinen, **Antike am Rande der Steppe. Der nördliche Schwarzmeerraum als Forschungsaufgabe.** Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse 2006, Nr. 5. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2006. 91 Seiten, 1 Karte, 22 Abbildungen.

Seit den politischen Veränderungen der neunziger Jahre ist das Gebiet des nördlichen Schwarzmeerraumes wieder verstärkt in das Blickfeld westeuropäischer Altertumsforscher gerückt. Internationale Feldforschungen, Konferenzen oder gemeinsame Publikationsprojekte führen erfreulicherweise zu einem stetig steigenden wissenschaftlichen Austausch, der lange Zeit auf Grund der vorherrschenden Rahmenbedingungen nicht möglich war. Dennoch ist dieser wissenschaftliche Diskurs nicht erst eine neue Erscheinung der letzten beiden Jahrzehnte, sondern fußt auf einem sicheren Fundament, welches noch zu Zeiten der Teilung Europas gelegt wurde. Altertumsforschern wie Heinz Heinen auf deutscher oder Jurj G. Vinogradov auf sowjetischer Seite ist es dabei zu verdanken, dass die Kontakte zwischen einzelnen Wissenschaftlern und institutionellen Einrichtungen zu beiden Seiten des Eisernen Vorhangs niemals wirklich abgebrochen sind. Ein eindrucksvolles Beispiel hierfür ist sicherlich die vom Verfasser herausgegebene deutschsprachige Publikation »Die Geschichte des Altertums im Spiegel sowjetischer Forschung« (Darmstadt 1980), die einen fundierten Einblick in den seinerzeit aktuellen Forschungsstand bietet.

Auch in der vorliegenden Publikation beschäftigt sich der Autor mit dem nördlichen Schwarzmeerraum. Ursprünglich war sie als schriftliche Fassung eines Vortrages konzipiert, den er im Jahr 2000 vor der Akademie der Wissenschaften und Literatur in Mainz gehalten hat, doch entstand durch die Einbindung verschiedener von ihm geleiteter Forschungsprojekte ein erweitertes Manuskript, das gleichsam als eine Art Re-

chenschaftsbericht für diese Untersuchungen zu verstehen ist (S. 5). Dabei verweist der Autor zu Beginn seiner Schrift, in der er sich explizit um Allgemeinverständlichkeit bemüht, auf die Notwendigkeit einer zielorientierten Themenauswahl und Schwerpunktsetzung, die auch die Auswahl der Forschungsliteratur aus dem eher westlichen Sprachraum bestimmt (S. 5 f.).

In einer kurzen Einleitung (S. 6–11) zur Geschichte und Archäologie des nördlichen Schwarzmeerraumes skizziert der Verfasser zunächst das Vordringen des griechischen Kulturkreises an die Küstenregionen zwischen Bug und Dnjepr in der Ukraine sowie der Kubanregion im Süden Russlands, das mit den Kolonisationsbewegungen im siebten Jahrhundert v. Chr. seinen Anfang nahm. Anschließend hebt er aus der Fülle an interessanten Fragestellungen, die sich dem Historiker bei einer Beschäftigung mit dem Schwarzmeerraum bieten, exemplarisch drei Themenkomplexe hervor, die seiner Meinung nach besonders beachtenswert sind (S. 9): Wie gestalteten sich die Beziehungen der Griechen und der einheimischen Bevölkerung? Welche Verbindungen unterhielten die griechischen Siedler zu ihren Heimatstädten? Und schließlich: Wie vollzog sich die Ausdehnung des römischen Machtbereichs in den griechischen Osten und somit auch in den Schwarzmeerraum?

Die archäologische Forschung unternimmt schon seit einiger Zeit Untersuchungen in dieser Richtung, während gerade die althistorische Landschaft Deutschlands »die Chance eines Neubeginns bisher nicht genutzt« hat und diese von ihr sogar »bis auf wenige Ausnahmen nicht einmal recht wahrgenommen worden ist« (S. 11). Gerade diesem Desiderat möchte der Verfasser mit seinem Beitrag entgegenreten und dabei aufzeigen, welche Perspektiven neue Forschungen zum nördlichen Schwarzmeerraum offenbaren.

Im ersten Hauptkapitel über »Herodots skythische Welt« (S. 11–28) verweist der Autor beispielsweise auf die vielfältigen Möglichkeiten eines interdisziplinären Forschungsansatzes, der die schriftlichen und archäologischen Quellen gleichermaßen berücksichtigt (S. 12). So bedarf es seiner Meinung nach als dringendes Desiderat eines grundlegenden Kommentars zum Skythenlogos im vierten Buch des antiken Historiographen, der das reiche Material der Archäologie nicht nur als reine Illustration heranzieht, sondern dieses »im Sinne einer systematischen Konfrontation verschiedener Interpretationsmuster und unterschiedlicher Gattungen von Überlieferung« (S. 14) zu nutzen weiß. Kann die Forschung in diesem Zusammenhang auf wenige russische oder auch italienische Publikationen zurückgreifen, so konstatiert der Verfasser auf deutscher Seite eine »komplette Fehlanzeige« (S. 18).

Wesentlich besser zugänglich ist der Altertumsforschung demgegenüber die wichtige Quellengattung der Inschriftenzeugnisse aus dem nördlichen Schwarzmeerraum zugänglich. Allerdings bedürfen die grundlegenden Corpora, die in einem kurzen Abriss vorgestellt werden, gerade auf Grund zahlreicher Neufunde der letzten Jahrzehnte dringend einer Aktualisierung, die

auch durch vorläufige Veröffentlichungen dieser Inschriften in verschiedenen Fachorganen nicht ersetzt werden kann (S. 18). Anhand eines ausgewählten epigraphischen Denkmals wird im Folgenden gezeigt, wie groß der wissenschaftliche Erkenntnisgewinn für die Schwarzmeerforschung dabei tatsächlich sein kann (S. 19–28). So wird in einer 1985 in Semibratnee (»Sieben-Brüder-Siedlung«) aufgefundenen Inschrift nicht nur erstmals der antike Name dieses wichtigen Zentrums im Osten des Bosporanischen Reiches aufgeführt, sondern auch bislang kaum bekannte historische Ereignisse zur Zeit Leukons I. (389/88–349/48 v. Chr.) überliefert (S. 20 f.). In Kombination mit bereits länger bekannten schriftlichen und archäologischen Zeugnissen – unter anderem Herodot – verweist der Verfasser dann auf die Möglichkeiten und Grenzen einer quellenübergreifenden Interpretation. Beispielsweise lassen sich unsere Vorstellungen über eine gewisse Eigenständigkeit des sindischen Herrschaftsgebietes in klassischer Zeit konkretisieren, während die in der Inschrift aufgeführten Personennamen wie Oktamasades für die Onomastik des nördlichen Schwarzmeerraumes von besonderem Interesse sind (S. 23). Der Autor warnt in diesem Zusammenhang aber auch, und dies vollkommen zu Recht, vor einer allzu konkreten Verknüpfung verschiedenartiger Quellen, wenn beispielsweise der Grabkontext des berühmten Solochakurgans im ukrainischen Dnjeprgebiet einem aus der Literatur bekannten skythischen Herrscher zugewiesen wird: »Natürlich ist es verlockend, literarische Überlieferungen und archäologische Zeugnisse nicht nur miteinander zu konfrontieren (was methodisch völlig in Ordnung ist), sondern sie darüber hinaus irgendwie zur Deckung zu bringen (was bedenklich sein kann)« (S. 27).

Im zweiten Hauptkapitel widmet sich der Verfasser einer faszinierenden Thematik aus der späteren Entwicklungsphase des Bosporanischen Reiches (S. 28–58), der nach seiner Ansicht bislang noch nicht die gleiche gebührende Aufmerksamkeit wie den vorangegangenen Epochen gewidmet wurde (S. 28 f.).

Exemplarisch stellt der Autor in diesem Zusammenhang die Beziehungen zwischen dem Bosporanischen Reich und Rom in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen, deren thematischer Rahmen in dem Teilprojekt eines Trierer Sonderforschungsbereiches definiert wurde (S. 29). Nach einer kurzen Einleitung zur Forschungsgeschichte, in der vor allem die nationalistischen Strömungen in der sowjetischen Zeit Erwähnung finden, skizziert der Verfasser mittels einiger Beispiele der schriftlichen Überlieferung das Selbstverständnis der Führungsschicht am Bosporos, die sich in steigendem Maße über ihre Verbindungen zum römischen Kaiserhaus legitimierte. So findet die Formulierung *φιλόκαισαο καὶ φιλορώμαιοι* Verwendung in offiziellen Inschriften, wodurch eine enge Bindung an Rom deutlich wird. Doch auch wenn »das Prestige Roms und der Dienst am Imperium« im Laufe der Zeit »tief in den bosporanischen Eliten eingewurzelt« war (S. 40), zeigt der Verfasser sehr überzeugend anhand eines Beispiels aus der

antiken Plastik, dass man vor Ort durchaus auch weiterhin eine gewisse Eigenständigkeit hervorhob (S. 42–46). Allerdings solle man dabei »Romfreundschaft und »nationale« Tradition nicht als Gegensätze konstruiert, sondern als eine durchaus lebensfähige Doppelbindung« begreifen. So ist die Gewandstatue eines Würdenträgers aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert, die in griechischer Tradition gestaltet ist und deren Portrait deutlich durch die römische Plastik geprägte Züge aufweist, mit einem Halsschmuck ausgestattet, der an ein Statussymbol lokaler Eliten am Bosphorus erinnert. Gerade an solchen herausragenden Stücken sieht der Autor zu Recht das Beziehungsgeflecht der Traditionen von Griechen, Römern und Steppenvölkern auch im Bild offenbar werden (S. 46). Der zweite Teil des Abschnitts ist schließlich der spätantiken Phase des Bosporanischen Reiches gewidmet, für welche nur noch wenige themenbezogene, jedoch nicht minder interessante Inschriftenzeugnisse vorliegen (S. 50–58).

Im letzten Hauptkapitel »Weitere Themen und Perspektiven« (S. 58–76) führt der Verfasser exemplarisch zwei weitere Forschungsgebiete an, die bislang in unterschiedlicher Intensität bearbeitet worden sind. So ließen sich im Rahmen eines bereits abgeschlossenen Schwerpunktprogramms der Deutschen Forschungsgemeinschaft Untersuchungen zum Achilleuskult im nördlichen Schwarzmeerraum als Modellfall eines nordpontischen Akkulturationsphänomens durchführen, deren Zielsetzungen und Rahmenbedingungen in aller Kürze skizziert werden (S. 59–66). Das Augenmerk des Forscherkreises um den Verfasser nahm dabei den Kult des Achilles in Olbia und seiner Chora sowie das Heiligtum des Heros auf der Insel Leuke in den Blick (S. 60). Fragestellungen zur eigentlichen Entwicklung des Kultes standen dabei ebenso im Fokus der Wissenschaftler wie der unterschiedliche Grad einer ethnischen und der daraus folgenden »onomastischen Durchmischung der Stadtbevölkerung« (S. 65), die sich gerade im epigraphischen Quellenmaterial aufzeigen lässt. Basierend auf den Untersuchungen von Joachim Hupe wehrt sich der Autor jedoch gegen den vielfach in der Forschung verwendeten Begriff einer Sarmatisierung Olbias. Das Auftreten iranischer Namen in der Onomastik der Stadt könne durchaus auch als Einbindung dieses Bevölkerungsteils in »die Verfassung, Sprache und Kultur« der Polis verstanden werden und somit Indiz einer erfolgreichen Hellenisierung sein (S. 65). In diesem Zusammenhang bringt der Verfasser seine Hoffnung zum Ausdruck, dass die durchgeführten Forschungen zukünftig als Impuls für weitere Untersuchungen aufgenommen werden (S. 66).

Das Thema »Sklaverei im nördlichen Schwarzmeerraum« (S. 66–76) ist schließlich dem Autor nach ein immer noch auffallendes Desiderat, welches auch zu Zeiten der Sowjetunion nicht umfassend behandelt wurde und welches bemerkenswerte Forschungsperspektiven ermöglicht. Zum besseren Verständnis seiner Einschät-

zung führt der Verfasser exemplarisch literarische und epigraphische Quellen an, die zudem schlaglichtartig in Bezug zu archäologischen Denkmälern gesetzt werden (S. 68–75).

Am Ende resümiert der Autor sehr treffend: »Nur unter dem engen Blickwinkel einer strikt auf die klassische Antike gerichteten Betrachtung stellt der nördliche Schwarzmeerraum ein Randgebiet dar, doch in der weiten Perspektive der Universalgeschichte bildet dieser Raum zwischen Meer und Steppe eine geschichtsträchtige Kommunikationszone« (S. 76). Vor allem aber tritt der Verfasser explizit für eine interdisziplinäre Herangehensweise an das Fundspektrum des nördlichen Schwarzmeerraumes ein, das gleichermaßen sowohl die Vor- und Frühgeschichte, die Klassische Archäologie und Alte Geschichte, die Epigraphik und Numismatik und schließlich die Literatur- und Sprachwissenschaft tangiert (S. 77). Wie fruchtbar diese Forschungen darüber hinaus für die Zusammenarbeit internationaler Forscherteams sein können, belegt ein kurzer Verweis auf erfolgreiche Kooperationsprojekte der letzten Jahre.

Dem Autor ist es gelungen, einen prägnanten Beitrag zur Themenvielfalt und zu den Forschungsperspektiven zu leisten, die eine Beschäftigung mit dem nördlichen Schwarzmeerraum offenbaren kann. Seine bemerkenswerte Kenntnis der historischen, vor allem der epigraphischen Quellen dieser Region ermöglicht es ihm wie kaum einem anderen deutschen Wissenschaftler, Zusammenhänge aufzuzeigen, Besonderheiten hervorzuheben und die erzielten Beobachtungen mittels einer interdisziplinären Herangehensweise überzeugend auszuwerten. Dabei kann die vorgelegte Publikation natürlich allein schon auf Grund des skizzierten breiten Themenspektrums keine umfassende archäologisch-historische Darstellung zum nördlichen Schwarzmeerraum sein. Auch sind die dargelegten Interpretationsvorschläge zu einzelnen Objekten, etwa dem bekannten Kamm aus dem Solochakurgan, exemplarisch und in aller Kürze wiedergegeben, obwohl sie vor dem Hintergrund ikonographischer Besonderheiten der gräko-skythischen Kunst im Detail bis heute vielfach und sehr kontrovers diskutiert werden. Eine ausführliche Behandlung dieser Stücke ist aber allein schon durch die Zielsetzung des Beitrages nicht vorgesehen.

Der Verfasser lenkt vielmehr durch schlaglichtartiges Hervorheben jüngerer Forschungsprojekte und zukünftiger Vorhaben den Blick des Lesers auf eine Region, die lange Zeit nicht im Fokus der deutschen Altertumswissenschaften stand. Auch die Tatsache, dass sich das Buch mit Themen beschäftigt, die nicht nur die bosporanischen oder skythischen Eliten betreffen, muss in diesem Zusammenhang besonders hervorgehoben werden. Insgesamt ist die vorgelegte Publikation jedem, der sich für dieses Forschungsgebiet interessiert, uneingeschränkt zu empfehlen.

SPÄTANTIKE, FRÜHES MITTELALTER UND MITTELALTER

Alexander Demandt und Josef Engemann (Hrsg.), **Konstantin der Große. Geschichte – Archäologie – Rezeption.** Schriftenreihe des Rheinischen Landesmuseums Trier 32. Trier 2006. 297 Seiten, 33 farbige und 52 schwarzweiße Abbildungen, 21 Pläne und Strichzeichnungen.

Dem Reigen der Ausstellungen über Konstantin den Großen schloss sich nach Rimini 2005 und York 2006 im Jahr 2007 auch die Stadt Trier an, die als Regierungssitz des Kaisers auf ihre antiken Wurzeln großen Wert legt. In einem 2005 abgehaltenen Kolloquium wurden die aktuellen Forschungsansätze zu diesem Herrscher in großer Bandbreite vorgestellt. Erfreulicherweise konnten die Referate in dem vorzustellenden Band schon rasch im folgenden Jahr veröffentlicht werden. Dessen Umschlaggestaltung ist dem des etwa doppelt so umfangreichen Trierer Ausstellungskataloges angeglichen und weist beide als Parallelpublikationen aus. Erfreulich ist die recht sorgfältige Lektorierung und die ästhetisch ansprechende Gestaltung.

Wie bei Tagungsbänden häufiger zu beanstanden, überlappen sich auch in diesem Fall die Inhalte der einzelnen Beiträge, ohne dass explizit aufeinander Bezug genommen wird. In diesem Fall müsste die Schlussredaktion zusätzliche Querverweise einfügen. Bedenkt man zudem, dass die Forschungsansätze der meisten Autoren schon aus anderen Publikationen meist gut bekannt sind, dann ist es besonders zu bedauern, wenn gerade der entscheidende Ertrag einer Tagung unberücksichtigt bleibt, nämlich die Diskussion und die vergleichende Bewertung der Meinungen. Der eigentliche wissenschaftliche Diskurs geht damit letztlich ohne Lesepublikum einher.

Die insgesamt dreiundzwanzig Beiträge sind in den drei Rubriken »Geschichte«, »Archäologie« und »Rezeption« jeweils alphabetisch nach den Autorennamen geordnet zusammengestellt. Folglich sind thematisch verwandte Beiträge nicht benachbart platziert. Da zudem ein Orts- und Sachverzeichnis fehlt, ist der Leser damit alleingelassen, die vergleichbare Aspekte betreffenden Ausführungen quer durch das Buch aufzuspüren.

Gleichwohl kann man die Sammlung als gute Einführung in wichtige Themen der aktuellen Forschung zu Konstantin ansehen, von denen im folgenden nur einige besonders hervorgehoben werden sollen.

In der Rubrik »Geschichte« kreisen die Beiträge mehr oder weniger explizit um die nach wie vor nicht eindeutig zu beantwortende Frage, wie früh und wie klar Konstantin sich als bekennender Christ verstanden hat beziehungsweise als solcher angesehen wurde. Der Kirchenvater Laktanz genießt bei Timothy D. Barnes in seiner Analyse früher Augenzeugen des späteren Kaisers den Status eines glaubwürdigen Autors (S. 13–20). Bruno Bleckmann weist dagegen zu Recht darauf hin, dass zur Rekonstruktion einer ideologisch unbelasteten

Vita des Kaisers nicht nur die bekannten und viel bemühten Texte der Lobredner und Kirchenväter herangezogen werden dürfen, die während seiner Lebenszeit entstanden. Auch den späteren, in der Bewertung des Herrschers sehr divergierenden Quellentexte können Details seiner Lebensstationen entnommen werden. Als Beispiel untersucht Bleckmann die Umstände von Konstantins letzter Reise, die ursprünglich als Heereszug gegen Persien geplant war und durch seine Krankheit in Nikomedien ein unerwartetes Ende fand. Eusebius benennt diese Umstände nur allgemein, während nach Angaben späterer Quellen nicht erst das Aufsuchen der Heilquellen, sondern schon der beginnende Kriegszug zu Konstantins Aufenthalt in Kleinasien führte (S. 21–30).

Die Quintessenz der Beiträge von Hartwin Brand über Konstantins Reformen (S. 31–37), von Elisabeth Hermann-Otto über »Frauen und Sklaven unter Konstantin« (S. 83–95) und von Detlef Liebs über die kaiserliche Gesetzgebung (S. 97–107) ist die Erkenntnis, dass Politik und Rechtswesen insgesamt stark konservative Züge trugen. Sie zielten in erster Linie auf die Bewahrung des Bestehenden und die vorsichtige Reaktion auf den gesellschaftlichen Wandel. In der Regierungsform war Konstantin darauf bedacht, die vortetrarchischen Verhältnisse wieder herzustellen. Selbst auf den ersten Blick christlich motivierte Gesetze wie im Sklavenrecht dürften wesentlich als Reaktion auf soziale Veränderungen zu interpretieren sein. Umstritten bleibt unter den Autoren in diesem Zusammenhang, ob und wie weit eine christliche Grundanschauung des Kaisers bestimmte Regelungen im Bereich der Gerichtsbarkeit beeinflusst hat.

Herausragend ist die vorbildliche literarkritische und traditionsgehistorische Untersuchung des Mitherausgebers Alexander Demandt über Formen und Funktionen kaiserlicher Träume und Visionen (S. 49–59). Man merkt diesem Beitrag positiv an, dass er als öffentlicher Vortrag für ein weiteres Publikum bestimmt war. Die in die Populargeschichte eingegangene Kreuzesvision vor der Schlacht an der Milvischen Brücke wurde im Abstand von drei Jahren erstmals von Laktanz niedergeschrieben. Ihre spätere Popularität gewann sie aber erst mehrere Jahrzehnte später, als Eusebius sie um eine Himmelsstimme erweiterte und nicht nur Konstantin allein, sondern das gesamte Heer dieser Vision teilhaftig werden ließ. Die Stilisierung des siegreichen, sich auf den Christengott stützenden Konstantin, der über den wider bessere zeitgenössische Kenntnis zum Christenfeind gebrandmarkten Maxentius triumphiert, muss man als Lehrstück folgenreicher doktrinärer Geschichtsdeutung ansehen. Visionen und Träume wurde in diesen Zusammenhängen dienstbar gemacht, um die Politik des Kaisers zu rechtfertigen oder zur Verstärkung der Intentionen der Geschichtsschreiber zu interpretieren.

Unter der Rubrik »Archäologie« sind einige Beiträge versammelt, die Konstantin eher peripher betreffen. Zu diesen müssen die Ausführungen über die Skulpturenausstattung reicher spätantiker Häuser (Niels Hannestad, S. 209–219) und über die in anderen Publikationen breit diskutierte Mosaikkuppel von Centcelles bei Tarragona mit ihrem umstrittenen kaiserlichen Bezug (Achim Arbeiter, S. 109–125) gerechnet werden.

Leider nur an der Oberfläche eines wichtigen Themas kratzt Alix Barbet in dem Aufsatz über Darstellungen des Christogrammes in der spätantiken Wandmalerei (S. 127–141). Das als Labarum von Konstantin im Feld eingeführte Siegeszeichen taucht vor allem im Kontext von Grabanlagen auf, nicht nur gemalt, sondern auch in der Sarkophagplastik und verschiedenen Gattungen der Kleinkunst. Selbst in der »Hauskapelle« von Lullingstone, für die eine neue Rekonstruktion des malerischen Programms vorgelegt wird, ist das Symbol keineswegs außergewöhnlich. Man nimmt verwundert wahr, dass Barbet nicht viel stärker die Umstände bedenkt, auf Grund deren das schon in seiner ursprünglichen Funktion als apotropäisches Zeichen eingesetzte Christogramm selbstverständlich auch in den folgenden Generationen als unheilabwehrend verstanden wurde.

Der genannte Beitrag ist leider ein Negativbeispiel dafür, wie im Bereich der Untersuchung antiker Sachkultur Quellentexte oft zu wenig hinterfragt werden und textkritische Untersuchungen nicht ausreichend zur Kenntnis genommen werden. Beispielsweise werden Bibeltexte wie in längst vergangen geglaubten Zeiten zur undifferenzierten Deutung von Dekorationselementen der Malerei herangezogen. Gerade im Rahmen der fächerübergreifenden Sichtung während des Kolloquiums hätte die Gelegenheit bestanden, das Verhältnis der erhaltenen Texte und Bilder zueinander eingehend zu besprechen, um hier sachgerechte Aussagen machen zu können. Kunstgeschichtler und Archäologen sind auf die Erkenntnisse und Analysen der Althistoriker und Quellenkundler ebenso angewiesen, wie das umgekehrt der Fall ist.

Die schon weiter oben formulierte Frage nach dem Ausmaß des christlichen Elements im Selbstverständnis Konstantins berührt auch Marianne Bergmanns Ausführungen über das Verhältnis von Kaiser und Sonnengott (S. 143–161). Die starke Präsenz des Sol nicht nur auf konstantinischen Münzen, sondern darüber hinaus in der Ausrichtung des Konstantinsbogens in Rom auf eine wuchtige Statue des Sonnengottes sowie in der bekannten Statue in der neuen Hauptstadt Konstantinopel, die eine Skulptur des Kaisers als nackter Helios krönte, ist auffällig. Bergmann plädiert dafür, diesen Sachverhalt im Zuge einer allmählich wachsenden christlichen Weltanschauung des Herrschers vor allem im Zusammenhang mit politischen Erwägungen und einer Anknüpfung an vortetrarchische Traditionen zu interpretieren. Nach dem Jahr 324 habe sich die ursprünglich heidnisch konnotierte Anschauung in eine allgemein verstandene Sonnenmetaphorik verwandelt,

die auch im christlichen Kontext nicht mehr anstößig wirkte.

Sible de Blaauw (S. 163–172) und Paolo Liverani (235–244) bestätigen in ihren Beiträgen, dass sich der kaiserliche Einfluss bei den vom Herrscher initiierten Kirchenbauten eher grundsätzlich auf die allgemeinen Vorstellungen und großen Linien beschränkt hat, während die Details der Bauausführung und der Ausstattung jeweils den spezifischen Aufgaben angepasst wurden.

Auf das Verhältnis Konstantins zu den das Reich in der Spätantike durchgängig bedrohenden Barbaren geht Josef Engemann in seinem ebenfalls als öffentlichem Vortrag gehaltenen Beitrag ein (S. 173–184). Der Autor erkennt hier eine Forschungslücke, da üblicherweise die innen- und religionspolitischen Aspekte diskutiert werden, nicht aber der von Brutalität und Grausamkeit geprägte Umgang mit den Fremdvölkern. Während die zeitgenössischen Lobredner wohl auch auf allerhöchsten Auftrag die Stärke und Entschlossenheit des Herrschers priesen und der rohen Wildheit der Barbaren gegenüberstellten, bemühten sich die Historien-schreiber schon bald, derartig mit Gewalt verbunden Aspekte in den Hintergrund zu rücken, um ein makelloses Bild Konstantins entstehen zu lassen. Engemann zeigt auf, wie Texte und Bildthemen ideologischer Natur einander bedingten. Als Beispiele werden genannt der Herrscher, der über einen unterlegenen Gegner hinweg reitet oder ihn am Haarschopf packt, sowie der siegreiche Feldherr, der mit einem auf den gebückten Barbaren gesetzten Fuß posiert. Neben diesen Siegesgesten, die als Bild- und Textformeln für viele Herrscher allgemein verständlich waren, lobten die Panegyriker aber auch konkrete Grausamkeiten, wie das Schicksal zweier fränkischer Könige, die im Jahr 306 wilden Tieren im Amphitheater vorgeworfen wurden. Gleichwohl zeichnet sich Konstantin aufs Ganze gesehen im Vergleich zu seinen Vorgängern und Nachfolgern weder durch besondere Brutalität noch durch außergewöhnliche Milde aus.

Da Nachgeschichte und Überlieferung in modernen Biographien historischer Persönlichkeiten inzwischen ihren angemessenen Raum erhalten, können in dem Tagungsband auch vier Beiträge der Rubrik »Rezeption« nicht fehlen. Lukas Clemens schildert, wie antike Monumente in Trier, Rom und Konstantinopel während bestimmter Epochen als authentische Zeugnisse für Konstantin und seine Familie angesehen wurden (S. 245–258). Dabei verwundert, dass zwar die historischen Mythen entlarvt werden, der wahrhaft moderne Mythos von der Darstellung der Konstantinsgattin Fausta auf einem Paneel der Trierer Deckengemälde dagegen als gesicherte Tatsache vermittelt wird. Die kenntnisreiche Abhandlung zum Wandel des Konstantinsbildes bei Raffael, Rubens und Pietro da Cortona (Rolf Quednau, S. 273–284) leidet stark darunter, dass keinerlei Abbildungen der besprochenen Kunstwerke beigegeben sind und daher die Argumentation nur unter Heranziehung zusätzlicher Tafelwerke nachvoll-

zogen werden kann. Damit wurde wohl mit Blick auf die Druckkosten eine Chance verpasst, denn auf den besprochenen Bildern wird deutlich, dass die vermehrte Kenntnis antiker Kunst seit der Renaissance zu einer »ikonographischen Archäologisierung« geführt hatte. Durch wenige visuelle Beispiele hätte die Verbindung zu den Kapiteln über die Sachkultur augenfällig gemacht werden können.

Abschließend ist positiv an dem Kolloquiumsband zu werten, dass Aufsätze in vier Sprachen aufgenommen wurden, die durch deutsche, englische und französische (warum nicht auch italienische?) Resümees einem weiteren Publikum verfügbar sind. Über die meist gestrafft gehaltenen Beiträge im eingangs erwähnten Ausstellungskatalog hinaus bietet sich damit die Möglichkeit, ein eingehendes Bild der Diskussion um Konstantin zu gewinnen und die vielfältigen Literaturnachweise weiter zu verfolgen.

Henfenfeld

Peter Baumann

Marie-Pierre Terrien, *La christianisation de la région rhénane du IV^e au milieu du VIII^e siècle*. Zwei Bände. Besançon 2007. 214 Seiten mit 32 Abbildungen und 220 Seiten mit 57 Abbildungen.

Mit der vorliegenden Publikation legt die Verfasserin nunmehr ihre 1998 an der Universität Tours abgeschlossene Dissertation über die Christianisierung des Rheinlandes vor. Bereits seit 2004 war das Werk als leicht überarbeitete Universitätspublikation unter dem gleichen Titel gedruckt, allerdings mit geringer Verbreitung. Jetzt wird eine wiederum bearbeitete und auch teilweise aktualisierte Fassung ihrer Arbeit veröffentlicht. Es handelt sich um zwei etwa gleichgewichtige Bände, einer mit der inhaltlichen Auswertung (Synthèse, Bd. I), der andere mit dem Katalog (Corpus, Bd. II). Behandelt sind die wichtigsten Fundorte mit frühchristlichen Quellen aus spätantiker bis frühkarolingischer Zeit zwischen dem niederrheinischen Rindern im Norden und dem Gebiet um Landau im Süden. Nach Westen wurden die Belgica und damit auch bedeutende Befunde in der Trierer und Luxemburger Region ausgespart, die aber an anderer Stelle ausführlich und aktuell publiziert sind (S. Ristow, Frühes Christentum im Rheinland. Die Zeugnisse der archäologischen und historischen Quellen an Rhein, Maas und Mosel. Jahrbuch 2006 Rhein. Ver. Denkmalpflege u. Landschaftsschutz [Köln 2007]).

Der auswertende Teil beginnt mit einer Einführung in die Chronologie des merowingischen Fundstoffs, wobei nicht über die achtziger Jahre hinausgegangen wird und zentrale Beiträge deshalb fehlen (zur Bewertung der Kölner Gräberfelder vgl. B. Paffgen, Die Ausgrabungen in St. Severin zu Köln. Kölner Forsch. 5, 1–3

[Mainz 1992] 260 ff.; zum rheinischen Fundstoff im allgemeinen jetzt unverzichtbar U. Müssemeier / E. Nieveler / R. Plum / H. Pöppelmann, Chronologie der merowingzeitlichen Grabfunde vom linken Niederrhein bis zur nördlichen Eifel. Mat. Bodendenkmalpflege Rheinland 15 [Köln 2003]). Bei der Chronologie der frühchristlichen Grabinschriften beruft sich die Verfasserin auf die bekannten Studien von Nancy Gauthier und Winfried Schmitz und konstatiert die bekannten Probleme bei der Einordnung dieser Fundgattung in die Zeit des fünften Jahrhunderts (S. 26 f.). Umso wichtiger wäre hier der Hinweis auf die beiden Grabinschriften aus Worms gewesen, die auf Grund zugehöriger Grabinventare sicher in das fünfte Jahrhundert gehören (Die Franken. Wegbereiter Europas². Ausstellungskat. Berlin [Mainz 1997] 870 ff.).

Einer historischen Einleitung (S. 28–36) folgen die analytischen Kapitel des Buches. Das erste behandelt die Einführung des Christentums im Rheinland des vierten Jahrhunderts. Zur Frage der Bewertung der unsicheren Überlieferungslage in Bezug auf die Schriften des Irenäus von Lyon mag sich die Autorin nicht äußern (S. 37) und zählt lediglich die sicheren Quellen zu den Bischöfen des vierten Jahrhunderts auf. Dabei hält sie sich dicht an den Primärquellen, ohne über mögliche Interpretationen zu spekulieren, etwa zu den Wirkungsorten des Kölner Bischofs Maternus oder dem sicherlich später erfundenen sogenannten Konzil von Köln aus dem Jahr 346. Im Gegensatz zu den Schriftquellen kann aus dem archäologischen Quellenbestand des Rheinlandes, außerhalb von Trier, derzeit keine Kirche oder gar Bischofskirche des vierten Jahrhunderts herausgelesen werden, wie auch die Verfasserin resümiert (S. 41 f.). Die sehr diffizile und kontrovers diskutierte Baugeschichte der Trierer »Doppelkirchenanlage« mit der Zusammenfassung Gauthiers von 1980 zu belegen (S. 43) entspricht entfernt nicht dem Stand der Forschung (zusammenfassend mit Lit. Ristow a. a. O. 193 ff.).

Ausführlichen Raum gibt die Autorin einer mit Gewinn zu nutzenden kritischen Betrachtung der Überlieferung zur Legende der Märtyrer der Thebaischen Legion (S. 44–63). Keine Berücksichtigung konnte hier eine Publikation zum Thema aus jüngster Zeit mehr finden (O. Wermelinger / Ph. Bruggisser / B. Näf / J.-M. Roessli [Hrsg.], Mauritius und die Thebäische Legion. Akten Internat. Koll. Freiburg, Saint-Maurice, Martigny 2003. Paradosis 40 [Freiburg im Üechtland 2005]). Der Analyse der Schriftquellen folgt die Beschreibung der archäologischen Befunde. Dabei geht die Verfasserin beim Bonner Münster von falschen Voraussetzungen aus, da ihr die Neubearbeitung des Materials und damit auch die neue Datierung von Bau D in das sechste Jahrhundert noch nicht bekannt sind (Ch. Keller / U. Müssemeier, Die merowing- u. karolingerzeitlichen Bauten unter der Münsterkirche in Bonn. In: Archäologisches Zellwerk. Beitr. zur Kulturgesch. in Europa u. Asien. Festschr. Helmuth Roth., hg. v. E. Pohl / U. Recker / C. Theune. Internat. Arch. Stud. honoraria

16 [Rahden, Westf. 2001] 287 ff.; vgl. auch, obwohl im Werk von Terrien herangezogen, Ristow a. a. O. 153 ff.; zur Problematik jetzt: S. Ristow, Liturgie wo und wann? Zur Deutung der frühen Architekturfunde unter dem Bonner Münster. In: Märtyrergrab – Kirchenraum – Gottesdienst II. Interdisziplinäre Studien zum Bonner Münsterstift, hg. v. A. Odenthal / A. Gerhards. Stud. Kölner Kirchengesch. [Siegburg 2008] 13 ff.). Auch die Bearbeitung der Kölner Architektur von Sankt Gereon, ebenfalls im Mittelalter mit den Thebaern verknüpft, liegt jetzt aktuell vor und konnte nicht mehr eingebunden werden (U. Versteegen, Ausgrabungen und Bauforschungen in St. Gereon zu Köln. Kölner Forsch. 9 [Mainz 2006]). Ausführlich fällt die Betrachtung der Clematiusinschrift von Sankt Ursula in Köln aus. Hier wäre ein Abgleich der Argumente mit den von G. Nürnberger, Die Ausgrabungen in St. Ursula zu Köln, Phil.-Diss. Bonn 2002 (auf den Internetseiten der Universität zugänglich) gebotenen Gründen für eine spätere Ansetzung der Inschrift als »probablement carolingienne« interessant gewesen. Die Verfasserin entscheidet sich für die Theorie, dass die Inschrift eine ältere Vorlage des sechsten oder siebten Jahrhunderts besessen haben könnte, ohne dieses schon länger als ein Jahrhundert umstrittene Zeugnis des nachantiken Kölner Christentums zwingend chronologisch einordnen zu können. Undurchsichtig bleibt der Forschungsstand zu Sankt Ursula, auf den sich die Autorin bezieht, denn einerseits gibt sie die Grabungsaufarbeitung von Nürnberger als im Gange an (Bd. 2, S. 117), verwendet auch seine Phasenpläne (ebd. S. 119, Abb. 36), bezieht aber andererseits Nürnbergers Arbeit nicht in ihr Ergebnisreferat ein (vgl. G. Nürnberger, Die frühchristlichen Baureste der Kölner Ursulakirche. In: Neue Forschungen zu den Anfängen des Christentums im Rheinland, hg. v. S. Ristow. Jahrb. für Ant. u. Christentum, Erg.-Bd., Kl. R. 2 [Münster 2004] 149 ff.). Die Zusammenfassung der spärlichen Reste der Überlieferung zu rheinischen frühchristlichen Anlagen und der mit ihnen verbundenen Märtyrerverehrung in einer Übersichtstabelle (S. 70) täuscht wesentlich mehr Exaktheit vor, als nach der Quellenlage wirklich gegeben ist. Insofern muss die Frage erlaubt sein, ob dieses aus dem naturwissenschaftlichen Bereich entlehnte Instrument an dieser Stelle notwendig ist, um Beziehungen oder Unterschiede zwischen den gerade einmal sieben Beispielen aus dem Rheinland aufzuzeigen.

Der folgende Hauptabschnitt ist der Fragestellung nach der Kontinuität und damit verbunden dem fünften Jahrhundert gewidmet. Nach den Namen auf den überlieferten Grabinschriften postuliert die Verfasserin eine Sonderstellung Kölns als Sammelpunkt romanischer Kultur im fünften Jahrhundert. Für das sechste Jahrhundert werden die bekannten Quellen zu den Bischofssitzen referiert und im Folgenden die Frage nach Gräbern in Kirchen erörtert. Nur eingeschränkt berücksichtigt wurde in diesem Zusammenhang die Neubearbeitung der frühchristlichen Phasen der Kölner Domgrabung (S. Ristow, Die frühen Kirchen unter

dem Kölner Dom. Befunde und Funde vom 4. Jahrhundert bis zur Bauzeit des Alten Domes. Stud. Kölner Dom 9 [Köln 2002]).

Der Schlussteil ist den neuen Gemeinden des sechsten und siebten Jahrhunderts gewidmet. Aus der Überlieferung leitet die Verfasserin zum sechsten Jahrhundert die Rekonstruktion einer punktuell vorangebrachten Christianisierung in der ehemaligen Germania prima und auf persönliche Initiative zurückgehende Kirchenbauten an den Kristallisationspunkten dieser Aktivitäten ab. Für die ehemalige Germania secunda sieht sie eine stärkere Fortwirkung der romanischen Einflüsse und damit verbunden auch eine stärkere Kontinuität des Christentums seit der Römerzeit (S. 110 f.). Dies alles aber bleibt schwerpunktmäßig an den alten Siedlungszentren nachweisbar. Auf dem Land und in den fränkischen Gräberfeldern lassen sich kaum Spuren des Christentums erkennen. Getragen von der merowingischen Elite erscheint eine Christianisierung mit flächenhaften Zügen im siebten und der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts (S. 129–154). Abschließende Kapitel sind dem Bestattungsbrauch, Schmuckstücken mit sicher oder zumindest möglicherweise christlichen Motiven und den Themenfeldern des germanischen Gefolgschaftswesens im Zusammenhang mit der Annahme des christlichen Glaubens in entsprechenden Kreisen gewidmet.

Der Katalogteil gibt in übersichtlich gegliederter Form die wichtigsten Informationen und verschiedentlich Pläne zu einzelnen Orten an, die alphabetisch angeordnet sind. Der in der Topographie des Rheinlandes unkundige Leser benötigt zur schnellen Übersicht, an welcher Stelle sich der jeweils katalogisierte Ort befindet, die Karten und die Tabelle auf den Seiten 208–211. Zur Erleichterung der Nutzung wären diese besser als Beilage mitgeliefert worden. Überhaupt fehlen entsprechende Ansprachen zusammengehöriger Orte und gemeindlicher Zuweisungen. Neben dem Eintrag Köln findet sich etwa eine selbständige Nennung von Müngersdorf ohne den Zusatz Köln, die auch in Kartierung und Register so erschlossen ist. Ein Hinweis auf die Lage des Kölner Stadtteils fehlt. Verschiedene Schreibfehler (Birkersdorf statt Birkesdorf) und außer der Reihe auch französische Einsprengel (Qualbourg) bei Ortsnamen bleiben beim Druck ohne entsprechende Redaktion nicht aus. Etwas unglücklich erscheint dem Rezensenten die Umsetzung aller Kirchennamen in das Französische, da die Verwendung der deutschen Namen zum Beispiel im Rahmen der Literaturlisten, in denen natürlich fast ausschließlich deutsche Bezeichnungen vorhanden sind, die schnelle Zuordnung erleichtern würde. Positiv zu vermerken ist der Schematismus, die genannten Quellen in ihrem chronologischen Ablauf der historischen Erläuterung voranzustellen, ebenso wie die zum Teil sich wandelnden Benennungen von Kirchen im Gang ihrer Überlieferung in der Überschrift zu präsentieren, beides aus den Bänden der Topographie chrétienne des cités de la Gaule des origines au milieu du VIII^e siècle bekannt. Im Übrigen

ist die Handlichkeit des Kataloges zu loben; sie wird es der französischsprachigen Wissenschaft ermöglichen, die rheinischen frühchristlichen Quellen in komprierter Form leicht zu erschließen.

Inhaltliche Schwerpunkte, die auch weiterführendes Material bieten, liegen in der Betrachtung der historischen Abläufe und der Heranziehung einer großen Menge – auch nicht zeitgenössischer, also bedeutend späterer verfasster – Schriftquellen zu den aufgenommenen Orten. Eine neutrale Ansprache der Baubefunde ist nicht immer gegeben. In der Architektur unspezifische Bauten werden als »Kirchen« bezeichnet, die oft nur wegen darüber liegenden Kirchen mit dieser funktionalen Einordnung versehen wurden (etwa Alzey, Bad Kreuznach, der spätantike Bau von Sankt Severin in Köln oder Sankt Alban in Mainz.). Analog dazu werden Apsiden als »Chor« angesprochen, auch wenn von der Autorin selbst die kirchliche Funktion in Zweifel gezogen wird. Verschiedene Detailfragen wären auch an die Fundansprache heranzutragen. Nach Ansicht des Rezensenten geht die Verfasserin fehl, wenn sie die bekannte sechsstrahlige Fibel aus dem Frauengrab 47 von Iversheim (Rheinisches Landesmuseum Bonn Inv. 60.600e) als »fibule cruciforme« klassifiziert (Bd. 1, S. 25).

Hinsichtlich der in vielen Fällen fehlenden Aktualität muss betont werden, dass eine vollständige aktualisierte Neubearbeitung des Textes von 1998 einen nicht vertretbaren Arbeitsaufwand bedeutet hätte (dazu vgl. die umfangreichen Aufarbeitungen des rheinischen Materials bei Ristow, *Frühes Christentum a. a. O.*; s. a. Von den Göttern zu Gott. *Frühes Christentum im Rheinland*, Ausstellungskat. Bonn [Tübingen 2006]). Vielleicht darf an dieser Stelle auch der Hinweis geäußert werden, dass die regionalspezifisch ausgewiesene Bearbeitung einer archäologischen Fundprovinz aus einem anderen Land heraus immer ein Wagnis darstellt und dass dieses Unterfangen, wenn das Buch im Jahr 1998 erschienen wäre, als überaus gelungen zu bewerten wäre.

Ein großer Wert des Werkes liegt im Bereich der wissenschaftlichen Transferleistung zwischen den in römischer und merowingischer Zeit zusammenhängenden Gebieten des heutigen Frankreich und des linksrheinischen Deutschland. Die Rezeption grundlegender Quellencorpora auf beiden Seiten der modernen Sprachgrenze lässt vielfach zu wünschen übrig und kann durch solche Arbeitsvorhaben, wie das hier umgesetzte, nur verbessert werden. Selbstverständlich liefert das Buch auch verschiedentlich neue Ansätze und zeigt eine eigene Sicht auf die Fragen der Christianisierung der Region auf. Dies ist umso höher zu bewerten, wenn man berücksichtigt, dass die Ausgangsbasis der bereits 1998 fertiggestellten Dissertation in eine Phase der Aufarbeitung fast aller bedeutenden rheinischen Kirchengrabungen fiel. Von den bei diesen Bearbeitungen neu erbrachten Ergebnissen sind einige auch schon in das vorliegende Buch eingeflossen, sodass auch von Seiten der französischen frühchristlichen Archäologie das

Rheinland als dynamische Region mit großem Quellenreichtum wahrgenommen werden wird.

Köln

Sebastian Ristow

Günther Moosbauer, **Kastell und Friedhöfe der Spätantike in Straubing. Römer und Germanen auf dem Weg zu den ersten Bajuwaren**. Mit einem Beitrag von Mike Schweissing. *Passauer Universitätsschriften zur Archäologie*, Band 10. Verlag Marie Leidorf, Rahden 2005. 304 Seiten, 66 Abbildungen, 57 Tafeln, 30 Tabellen, 10 Diagramme, 2 Beilagen.

In dieser Habilitationsschrift legt Günther Moosbauer sämtliche spätantiken Funde und Befunde aus Straubing vor. Für den osträtischen Grenzort bezieht er bei der Bearbeitung Ausgrabungen ein, die bis ins Jahr 2000 ausgeführt wurden. Nach einem einführenden Überblick über die Forschungsgeschichte diskutiert er zunächst den Fundstoff aus Gräbern und Siedlung. Den breitesten Raum nehmen dabei Funde aus den Bestattungen der Gräberfelder Azlburg 1 und Azlburg 2 ein. Es folgt eine Gräberfeldanalyse mit Gräberfeldchronologie, Untersuchungen zu Graborientierungen, zu Bestattungs- und Grabformen sowie Skelettlagen und zu den Grabsausstattungen. Das anschließende Kapitel über Herkunft, Alter und Geschlecht der Verstorbenen bezieht Angaben aus dem Beitrag von Mike Schweissing ein. Die Darstellung der Grabfunde schließt mit dem Katalog ab.

Anschließend werden die spätantiken Siedlungsbefunde vorgestellt, die vor allem bei der Basilika St. Peter lokalisierbar sind. Dort wurden unter anderem Reste der Nordmauer des spätrömischen Kastells nachgewiesen.

Grab- und Siedlungsfunde werden dann in einer abschließenden Synthese in einen historisch-archäologischen Kontext eingeordnet.

Schweissing stellt in seinem umfangreichen Beitrag archäometrische Untersuchungen an Skeletten aus Straubing und Neuburg an der Donau vor. Dieser Ansatz erlaubt es, mit Hilfe standorttypischer Strontiumisotopensignaturen Hinweise über die Herkunft der Toten zu geben. Neben der Vorstellung der naturwissenschaftlichen Arbeitsmethode, des beprobten Materials sowie der archäometrischen Ergebnisse diskutiert Schweissing eigene Modelle zur Migration der untersuchten, teilweise aus Nordbayern und Böhmen stammenden Populationen, die er mit archäologisch begründeten Angaben über die Herkunft dieser Bevölkerungsteile vergleicht.

Die archäologische Auswertung von Moosbauer beginnt mit einem forschungsgeschichtlichen Kapitel zu Straubing, dem antiken Sorviodurum. Darin gibt er in straffer Form einen Überblick über die Entwicklung des Ortes von der Entstehung des ersten Kastells bis ins

Frühmittelalter, der durch eine Einführung in die geografische Situation von Straubing selbst sowie dem näheren Umland einschließlich dem nördlich der Donau gelegenen Fundplatz Friedenrain abgerundet wird.

Das Fundmaterial aus den Gräberfeldern sowie die Siedlungsfunde von Straubing werden in den einzelnen Materialgruppen gemeinsam behandelt. Aus dem Gräberfeld Azlburg 1 sind 111 Bestattungen aus 107 Gräbern bekannt, das Gräberfeld Azlburg 2 ist mit 45 Bestattungen in 43 Gräbern weniger umfangreich. Aus dem Altstadtgräberfeld stammen sechs weitere spätantike Körpergräber.

Die der Materialanalyse zugrunde liegende Gliederung wirkt nicht völlig stringent, was wohl auf die Zusammensetzung des Fundmaterials zurückzuführen ist. Gläser (S. 47 ff.) oder Keramik (S. 50 ff.) werden zunächst kurz zusammenfassend vorgestellt, erst dann erfolgt die Auswertung nach Formen beziehungsweise bei der Keramik nach Waren und Formen. Bei Kleidungs- und Schmuckzubehör oder Schmuck stehen dagegen gleich einzelne Materialgruppen wie die Fibeln zur Diskussion. Armringe und Fingerringe werden jeweils in einem eigenen Kapitel behandelt. Dagegen sind unterschiedliche Schmuckbestandteile wie Ohringe, Perlenketten und Perlen in einem Abschnitt zusammengefasst worden. Die Untersuchung der Gürtel und des Gürtelzubehörs umfasst auch die erhaltenen Schnallen und Beschläge von mutmaßlichen Beuteln und Taschen (S. 18 f.). Käme und Nadeln sind zusammengefasst, wohl weil sie aus dem gleichen Material bestehen und mit der Behandlung der Haare in Verbindung stehen. Waffen, Werkzeuge, Geräte und Beschläge aus Metall sind trotz unterschiedlicher Verwendungszwecke ebenfalls in einem gemeinsamen Kapitel erfasst.

Aus der Fülle des diskutierten Materials sollen hier nur einige ausgewählte Sachgruppen und Befunde vorgestellt werden.

Zum Kleidungszubehör der Männer gehören unterschiedliche Zwiebelknopffibeln (S. 7 ff.). Chemische Untersuchungen an sieben Exemplaren zeigen keine signifikanten Werkstoffübereinstimmungen. Die Legierungen sind daher offenbar nicht typisch für eine Werkstatt, sondern es wurde Rohmaterial unterschiedlicher Zusammensetzung wiederverwendet (S. 11).

Bei der Einordnung der Gürtelschnallen und -beschläge entscheidet sich der Verfasser für ein von Markus Sommer vorgeschlagenes Gliederungssystem nach Sorte, Form, Typus und Variante (vgl. M. Sommer, Die Gürtel und Gürtelbeschläge des 4. und 5. Jahrhunderts im römischen Reich. Bonner H. Vorgesch. 22 [Bonn 1984]). Das am technischen Aufbau der Schnallen orientierte Gliederungssystem Sommers führt dazu, dass der Autor (S. 14 ff.) unter Sorte 1, für die ein um die Achse gebogener Beschlag und eine rechteckige Ausparung für den Dorn charakteristisch sind, typologisch unterschiedliche ovale, nierenförmige, dreieckige oder rechteckige Beschlagformen zusammenfasst. Die Begründung, mit der er diesen Ansatz anderen typologischen Einordnungen (vgl. etwa E. Keller, Die spätrömi-

schen Grabfunde in Südbayern. Münchner Beitr. zur Vor- und Frühgesch. 14 [München 1971] 45 ff. und 56 ff.) vorzieht, greift zu kurz. So beruht die bei Keller (S. 45 f. mit Abb. 18) vorgestellte typologische Gliederung des Gürtelzubehörs auf den unterschiedlichen Formen von Beschlägen und Riemenzungen. Sie ist nicht mit dem Argument des Verfassers auszuhebeln, dass die Datierungen bei Keller (S. 56 ff.) zu sehr auf münzführenden Gräbern beruhten. Hier vermischt der Autor eine typologische mit einer absolutchronologischen Argumentation. Bei den Beschreibungen stört die Verwendung eines unpräzisen Ausdruckes wie »schwalbenschwanzförmige Riemenzunge« (S. 14 zu Abb. 6, 3), wenn eine herzförmige Riemenzunge mit abgerundeten Enden vorliegt, der Begriff »Beschläge« wirkt etwas antiquiert.

Zu einzelnen Gürtelteilen seien hier noch kurze Bemerkungen ergänzt. Ein Vergleichsstück zu der Schnalle mit nierenförmigem Beschlag aus Azlburg 2 Grab 18 (vgl. S. 14 f. mit Abb. 6, 2) ist in silberner Ausführung von Ságvár Grab 20 bekannt (A. Burger, The Late Roman Cemetery at Ságvár, Acta Arch. Hung. 18, 1966, 99 – 234 bes. 102 u. 202 Fig. 95, 20, 1). Die Schnalle aus Azlburg 2, Grab 1 (vgl. S. 15 f. mit Abb. 8.2 und Taf. 36, 1) ist in die große und variantenreiche Gruppe der Tierkopfschnallen mit punzierterem Rechteckbeschlag einzureihen (vgl. H.-W. Böhme, Germanische Grabfunde des 4. bis 5. Jahrhunderts zwischen unterer Elbe und Loire. Münchner Beitr. zur Vor- und Frühgesch. 19 [München 1974] 69 ff.). Die Grundform mit zum Beschlag beißenden Tierköpfen und großer, rechteckiger Beschlagplatte und einige Details wie die U-förmigen Zierelemente mit Kreisäugen finden sich in der Gruppe Hermes-Loxstedt (vgl. Böhme a. a. O. Taf. 30, 10 aus Liebenau oder Taf. 94, 13 aus Oudenburg Grab 3; dort endet etwa auch der Dorn in einem Tierkopfe). In Anbetracht der individuellen Gestaltung der unterschiedlichen Exemplare und unter Berücksichtigung der Verbreitung (Fundliste zur Form Hermes-Loxstedt bereits bei Böhme a. a. O. S. 366 und Karte 15) erscheint der Verdacht auf eine Herkunft aus einer donauländischen Werkstatt noch nicht ausreichend begründet. Die Schnalle ist an einem Niet repariert. Diesen Umstand bezieht der Verfasser in die Datierung ein und geht von einer langen Verwendung bis in die fortgeschrittene erste Hälfte des fünften Jahrhunderts aus. Rechnet man mit einem Datierungsschwerpunkt der Form Hermes-Loxstedt in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts (vgl. Böhme a. a. O. S. 80 Texttafel A), scheint dieser Ansatz auch bei Annahme einer langjährigen Benutzung etwas spät. Bei der Schnalle des Typus Ehrenbürg-Jamoigne aus Azlburg 1, Grab 79 wurde offenbar nachträglich ein Gürtelbeschlag hinzugefügt. Der Autor sieht dies ebenfalls als nachträgliche Reparatur und spricht sich für eine lange Nutzungsdauer bis weit ins fünfte Jahrhundert aus (S. 16 f.).

Einen breiten Raum nimmt die Diskussion des Schmucks ein. Armringe fanden sich in beiden Nekro-

polen, aus sechsundzwanzig Gräbern liegen neunund-siebzig Stücke vor. Vierundfünfzig bestehen aus Bronze, vierundzwanzig aus Bein und einer aus Glas (S. 20 ff. mit Diagramm 1). Nach der anthropologischen Untersuchung stammen drei Armringe aus Männergräbern. Bei den Bronzestücken machen Tierkopfarmringe mit dreiundzwanzig und Drahtarmringe mit sechzehn Exemplaren den überwiegenden Teil der Funde aus, zu den weniger häufigen Typen gehören sieben Stücke mit facettierten Außenseiten, sechs aus Blech und zwei andere. Die Verteilung in den beiden Gräberfeldern ist nicht gleichmäßig. Der überwiegende Teil der Tierkopf- und der Drahtarmringe stammen aus Azlburg 1, während alle Armringe mit facettierten Außenseiten in Azlburg 2 gefunden wurden. Armringe aus Knochen konzentrieren sich auf wenige Gräber. In Azlburg 1 sind zwölf Exemplare aus vier Bestattungen bekannt, in Azlburg 2 stammen zwölf Stück aus einem einzigen Grab. Die zahlreichen unterschiedlichen Armringe aus den Straubinger Gräberfeldern passen sich zwanglos in bekannte Typen ein, über die bei genauer anzusprechenden Stücken die Datierung erfolgt. Im Kapitel zur Chronologie (vgl. S. 79 ff.) wird zusätzlich herausgestellt, dass auch die Anzahl der Armringe für die zeitliche Einordnung wichtig ist. Von der Zeitstufe B an wurden ein bis zwei Armringe beigegeben, während in Zeitstufe C mehr als zwei Exemplare zur Ausstattung gehören.

Fingerringe aus Buntmetall oder seltener aus Silber wurden von Männern wie von Frauen getragen. Die Durchmesser der Exemplare aus Männergräbern sind durchwegs größer als bei den Ringen aus Frauengräbern (S. 31 Anm. 107). Bei einem Exemplar aus Azlburg 1, Grab 18 mit zur Platte hin verbreiteter, seitlich gezackter Schiene und herausgefallener Platte handelt es sich wohl um ein Altstück. Zu einem verbogenen Silberring mit Querrillen aus Azlburg 1, Grab 87 sind Vergleichsstücke vor allem aus dem Barbaricum bekannt.

Im Gräberfeld Azlburg 1 liegen aus mehreren Frauengräbern weitere Schmuckstücke vor. Dazu gehören Metallohringe, einer davon mit Perlenanhänger. Bei Grab 89 lagen zwei ultramarinblaue doppelkonische Perlen rechts des Schädels und eine blauschwarze kugelige Perle links neben dem Kopf (S. 34 und Taf. 31). Aufgrund des Befundes deutet der Verfasser diese Perlen als Teile von Ohringen, deren Metallteile völlig vergangen seien. Da ein Bronzearmreif aus dem gleichen Grab jedoch recht gut erhalten ist, scheint dieses Argument nicht ganz überzeugend. Die Perlen aus Grab 89 können stattdessen auch zu einer seitlich verrutschten Halskette gehört haben.

Bei der rechten Schulter von Frauengrab 18 lagen Perlen und Verschluss einer Kette zusammen mit Armringen, einem Fingerring und einer Nadel (vgl. Katalog S. 124 f. und Taf. 6). Diese Konzentration dürfte darauf meines Erachtens darauf hindeuten, dass diese Objekte und vielleicht auch ein dort liegendes Unguentarium gemeinsam in einem vergangenen Behälter wie einem Holzkästchen ohne Metallbeschläge aufbewahrt wor-

den sind (vgl. etwa den Befund eines Holzkästchens ohne Metallbeschläge mit Armringen und Nadeln aus Eschweiler-Lohn, dazu G. König / R. Gottschalk, *Von bescheidener Pracht*. Rhein. Landesmus. Bonn 2/1998, 33–37). In Grab 99 wurden Perlen bei der linken Schulter gefunden, sie sollen zu zwei Ketten gehört haben. Perlen und ein Bronzedrahtfragment aus Grab 53 lagen im Bereich der Brust, diese Perlenkette befand sich also in Traglage.

Im Gräberfeldteil Azlburg 1 fanden sich mehrere Beinkämme. Eine Variante mit profilierten Schmalseiten setzt hier wohl bereits in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts ein (S. 38).

Waffen, Werkzeuge, Geräte, Beschläge und andere Gegenstände aus Metall sind in einem Kapitel zusammengefasst (S. 40 ff.). Intentionelle Waffenbeigaben fehlen in den Gräbern. Dem durch einen Pfeilschuss getöteten Mann in Grab 4 steckte die Pfeilspitze in der Wirbelsäule (S. 40). Zu den Geräten gehören mehrere breitlantzettförmige Messer sowie ein Feuerstahl mit ringförmiger Öse. Ein kleines Buntmetallgefäß aus Azlburg 1 Grab 68 wird auf Grund der Fundlage beim Kinn als Becher interpretiert.

Glasgefäße sind in den Straubinger Gräberfeldern selten. Bei einer ovoiden Kanne ist der Hals wie bei Stücken aus Pannonien mit einem dicken Glasfaden umwickelt; ihr sternförmiger Standring hat eine Parallele im Lorcher Espelmayrfeld (S. 47). Einen zylindrischen Einhenkelkrug mit faltenverziertem Rand ordnet der Autor mit Verweis auf pannonische Exemplare ins vierte Jahrhundert ein (S. 48 f.). Bei zwei Flaschen mit rundem Gefäßkörper, langem Hals und umgeschlagenem Rand wird im Text auf Vorkommen in Augst und in Pannonien hingewiesen, die wesentlich weitere Verbreitung auch in den Rheinprovinzen und in Gallien erschließt sich ansatzweise aus den Anmerkungen (S. 49 mit Anm. 174 und 175). Ein Schrägrandbecher mit Randlippe und ein glockenförmiger Becher mit ausgestellttem, verrundetem Rand stammen aus spätrömischen Gräbern, erinnern aber bereits an frühmittelalterliche Formen (S. 49).

Bei der Diskussion der Keramik (50 ff.) weist der Verfasser darauf hin, dass sich Siedlungsware und Funde aus den Gräbern unterscheiden. Aus dem Siedlungsmaterial von St. Peter stammen Fragmente von sieben rädchenverzierten Terra-Sigillata-Schüsseln aus den Argonnen. Dagegen kommen in Gräbern glatte Argonensigillaten vor, es handelt sich um einen Teller aus dem Altstadtgräberfeld sowie zwei weitere Teller und einen Becher aus dem Gräberfeld Azlburg 2. Aus dem Altstadtgräberfeld sind außerdem drei Kegelhalbsbecher aus Terra Nigra und einer die Terra Nigra imitierenden Ware bekannt, von denen die beiden Exemplare aus Grab 24 als lokale Varianten rheinischer Becherformen interpretiert werden (S. 55 f.). Bleiglasierete Ware ist durch ein Gefäßunterteil aus Azlburg 2 Grab 10 vertreten (S. 58). Reibschüsselfragmente, die teilweise Spuren von Engobe beziehungsweise von Bleiglasur aufweisen, stammen aus Siedlungsfunden von St. Peter. Auch hier

rechnet der Autor mit einer Herkunft aus einer in der Region ansässigen Werkstatt. Bei der Vorstellung der streifenbemalten Gefäße geht er von einer lokalen Produktion in mittelkaiserzeitlicher Tradition aus (S. 58 f. und Abb. 25). Hier wäre ein intensiverer Vergleich mit der inzwischen durch zahlreiche Exemplare vertretenen streifenbemalten Keramik des Rheinlandes interessant gewesen (vgl. B. Liesen, *Spätantike bemalte Keramik aus Köln*. *Kölner Jahrb. Vor- u. Frühgesch.* 32, 1999, 787–806). Gerade die weitmundigen Kannen oder Krüge, die in Straubing im Altstadtgräberfeld und in Azlburg 2 (vgl. S. 57 Abb. 25, 5; 6; 8) vorkommen, stehen den rheinischen Formen nahe (vgl. etwa Liesen 788 Abb. 1, 8; 2, 1–3). Streifenbemale Keramik am Rhein kommt nach 350 n. Chr. nur noch vereinzelt vor, eine Datierung, die den Ansätzen aus Straubing nicht widerspricht (S. 59; Liesen a. a. O. 797 f.). Auf Grund dieser Ähnlichkeiten sowie der anderen in Straubing nachgewiesenen Importkeramik aus dem Westen scheint es naheliegend, dass die streifenbemale Keramik des vierten Jahrhunderts in Straubing ebenfalls mit rheinischen Formen in Verbindung steht. Somit zeichnet sich ab, dass die Bevölkerung von Straubing bis ins vierte Jahrhundert mit Terra Sigillata aus den Argonnen von direkten Importen, darüber hinaus wohl bei streifenbemalter Ware und Terra Nigra von Anregungen aus den Provinzen am Rhein profitierte.

Unter der Keramik des spätantiken Straubing ist nicht nur Drehscheibenware vertreten. Eine handgemachte Lampe ist möglicherweise vor Ort hergestellt worden (S. 56). Ein handgemachter Krug, den der Verfasser nach Form und Ware mit Stücken aus dem frühmittelalterlichen Gräberfeld Straubing-Bajuwarenstraße vergleicht, mag ebenfalls aus lokaler Produktion stammen (S. 60). In Grab 60 des Gräberfeldes Azlburg 1 fand sich eine handgemachte, ovalfazzettierte Schale des Typs Friedenrain-Prešt'ovice, Fragmente weiterer Gefäße dieser Art sind auch aus Siedlungsgrabungen bei St. Peter bekannt. Im Rahmen der Fundvorstellung stellt der Autor die Forschungsgeschichte dieser Materialgattung ausführlich vor (62 ff.). Zum Spektrum germanischer handgemachter Keramik gehören auch die sogenannten spätrömischen Töpfe, von denen ein Exemplar aus Azlburg 1 Grab 27 und Scherben aus dem Areal bei St. Peter stammen. Vergleichsstücke zu einer handgemachten, ritzverzierten Flasche aus Azlburg 2 Grab 41 sind aus dem Gräberfeld von Friedenrain bekannt (S. 68 f.).

Aus Grab- und Siedlungszusammenhängen liegen außerdem Gefäße in Lavezstein vor (S. 73 f.).

Die Gräberfeldanalyse beginnt mit einem Kapitel zur Chronologie. Bei der zeitlichen Gliederung der einzelnen Nekropolen (S. 78 ff. mit Abb. 31 und 32) stützt sich der Verfasser auf die Datierungen der Grabinventare. Diesen stellt er Beobachtungen zu Lage, Orientierung und Überschneidungen der Bestattungen zur Seite. Für die in die Jahre von 290/300 bis 330/340 gesetzte Zeitstufe A in Azlburg 1 wird unter Bezug auf die Situation im Gräberfeld von Bregenz (M. Konrad,

Das römische Gräberfeld von Bregenz-Brigantium. *Münchener Beitr. zur Vor- und Frühgesch.* 51 [München 1997]) außerdem die Beigabenlosigkeit bei Frauen als datierendes Kriterium diskutiert. Vier von zehn beigabenlosen Frauengräbern werden in Straubing von jüngeren Bestattungen überlagert. Als Kennzeichen der Zeitstufe A schlägt er die Kombination mit einer Ausrichtung der Gräber von west nach ost oder westnordwest nach ost-südost vor. Diese nach Aussage des Autors auf »schwachen Kriterien« beruhende, »mit äußerster Vorsicht« vorgenommene Einteilung für die Zeitstufe A in Azlburg 1 scheint tatsächlich nicht unproblematisch. So sind die Ausrichtungen der Längsachsen der Gräber der Zeitstufen A und D vergleichbar. Im Westen der Nekropole liegt etwa das in Stufe A datierte beigabenlose Grab 100 ungefähr parallel zu dem in D eingeordneten beigabenführenden Grab 99. Gleiches gilt auch für die beigabenlosen Gräber 83 und 86 der Stufe A sowie das ebenfalls über Beigaben in Phase D datierte Grab 79 und weitere Bestattungen wie Grab 6 und Grab 22 im Norden oder für Grab 66 im Osten, welches letzteres eine Bestattung aus Stufe A überlagert. Zieht man die Möglichkeit in Betracht, dass es aus anderen Gründen, etwa wegen Armut, auch in jüngeren Phasen noch wenigstens einige beigabenlose Frauenbestattungen geben kann, sind Folgerungen wie die, dass die Gräber von Stufe D im Zentrum des Gräberfeldes liegen (S. 82), nicht in dieser Eindeutigkeit sinnvoll. Bei den beigabenführenden Männerbestattungen ist nur Grab 14 mit einer Zwiebelknopffibel des Typus Pröttel 1 der Zeitstufe A zuzuordnen.

Die Zeitstufe B datiert der Verfasser von 330/340 bis 350/360 (S. 80 f.). Frauen sollen seitdem einen bis zwei Armringe ins Grab bekommen haben. Grab 60 a mit Beigabe zweier Bronzearmringe dient als Grundlage zur Datierung mehrerer parallel von west-südwest nach ost-nordost gerichteter Gräber im südlichen Bereich der Nekropole in dieser Epoche. Unter den über Ausrichtung und Lage in Zeitstufe B eingeordneten Bestattungen (S. 80 und Abb. 31) finden sich jedoch auch Gräber, deren Datierung über die Beigaben nicht in dieser Schärfe abgesichert ist. So ordnet der Autor die Perlen aus Grab 58 in die letzten beiden Drittel des vierten Jahrhunderts ein (vgl. S. 37), was den Stufen B bis zum Übergang von C nach D entsprechen würde. Im Männergrab 45 fand sich außer einem Eisennagel ein buckelförmiger Bronzeniet, den der Verfasser mit Nieten aus Basel Aeschenvorstadt Grab 379 vergleicht (vgl. Sommer a. a. O. Taf. 51, 10). Das Grab aus Basel ist mit seiner punzverzierten Gürtelgarnitur und einer Fibel vom Typus Keller 5 aber jünger als Zeitstufe B. Bei Grab 88 mit einer Münze hadrianischer Zeit weist der Autor darauf hin, dass Altmünzen dieser Art in Bregenz und Augst erst im fünften Jahrhundert auftreten (S. 80 mit Anm. 322). In der Gruppe der parallel zu Grab 60 a liegenden Toten finden sich also mehrere Bestattungen, deren Datierungsspielraum deutlich über Phase B hinausgeht. Darüber hinaus ist festzustellen, dass sich in dieser Gruppe kein weiteres gleich ausgerichtetes

Frauengrab mit einem oder zwei Armringen findet. Allerdings ist Frauengrab 89 mit einem einzelnen Bronzearmreif anders als andere Gräber aus Zeitstufe B im südlichen Gräberfeldteil, nämlich von nordost nach südwest ausgerichtet. Das Datierungskriterium der Grabausrichtung ist also auch in dieser Epoche angreifbar.

Im Norden des Gräberfeldes sind die meisten Gräber der Zeitstufe B genau anders gerichtet als im Süden, nämlich von westsüdwest nach ostnordost. Der Verfasser hält es für möglich, dass hier zwei Belegungsphasen vorliegen, die durch die Beigaben nicht weiter differenziert werden können. Zu diskutieren wäre, ob diese unterschiedlichen Ausrichtungen nicht auch auf andere Hintergründe wie etwa Bestattungsregionen zweier unterschiedlicher Familien zurückgehen können.

Bei der von 350/360 bis 390/400 dauernden Zeitstufe C in Azlburg 1 nimmt der Beigabenreichtum weiter zu, Frauen erhielten regelmäßig mehr als zwei Armringe. In Männergräbern kommen neben Trachtbestandteilen auch Keramikbeigaben vor (S. 81).

Phase D setzt der Autor vom Ende des vierten bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts an (S. 81 f.). Als Datierungskriterium nennt er Beigaben, die im späten vierten Jahrhundert entstanden sind, aber bereits Benutzungsspuren aufweisen.

Zu den Beigaben, die in Periode D erstmals vorkommen sollen, gehören Kämme mit profilierten Schmalseiten. Nach der Einordnung dieser Stücke (S. 38) nach der Mitte beziehungsweise in das letzte Drittel des vierten Jahrhunderts wäre ein Auftreten seit Zeitstufe C anzunehmen gewesen. Häufiger als in den vorangegangenen Stufen treten in Phase D Perlenketten in den Schmuckausstattungen der Frauengräber auf. In diese Spätphase gehört auch ein Gefäß des Horizonts Friedenrain-Prešťovice.

Das kleinere Gräberfeld Azlburg 2 hat eine kürzere Benutzungsdauer als Azlburg 1 und wurde etwa von der Zeit um 300 bis ins erste Viertel des fünften Jahrhunderts belegt (S. 83 ff.). Die Datierungskriterien übernimmt der Verfasser modifiziert aus dem Gräberfeld Azlburg 1.

Nach der Gräberfeldchronologie stellt Moosbauer die Grabbefunde vor. Gelegentlich kommen in den Nekropolen Azlburg 1 und 2 Mehrfachbestattungen vor. Bei den Einzelgräbern sind unterschiedliche Sargformen (S. 97 ff.) nachgewiesen, darunter Baumsärge. Bei der Herstellung von Bohlenkisten wurden in einigen Fällen Eisennägel verwendet, andere wurden mit reinen Holzverbindungen zusammengefügt. Es sind nicht nur rechteckige Holzsärge dokumentiert, sondern auch ein trapezförmiger. Die Toten wurden, soweit erkennbar, alle in Rückenlage bestattet. Die Lage der Arme ist unterschiedlich (S. 101 f.). Die Positionierung beider Unterarme auf dem Oberkörper wurde nur bei Gräbern beobachtet, die der Autor in die Zeitstufen C und D datiert. Besonders häufig kommt die Lage mit beiden Händen im Becken vor, wobei diese Bestattungen in Azlburg 1 meist von westsüdwest nach ostnordost oder

von nordwest nach südost ausgerichtet sind, während Gräber mit dieser Armhaltung in Azlburg 2 meist genau entgegengesetzt ausgerichtet sind.

Die Grabausstattungen variieren stark (S. 103 ff.). In Azlburg 1 weist nur etwa jedes fünfte nachweisbare Männergrab mit Beigaben auf, in Azlburg 2 dagegen jedes zweite. Zu den auffälligen Unterschieden gehört weiterhin, dass in Azlburg 1 nur ein Mann Gefäßbeigaben erhielt, übrigens ein Gebietsfremder, während in Azlburg 2 drei ortskonstante sowie drei Männer unbestimmter Herkunft mit Keramik beziehungsweise in einem Fall mit einem Glasgefäß bestattet wurden.

Bei den Frauen wurden in Azlburg 1 fast zwei Drittel der Gräber mit Beigaben versehen, in Azlburg 2 sind es drei Viertel. In Azlburg 1 fehlt provinzialrömische Keramik, die in Azlburg 2 in zwei Bestattungen vorkommt. Eine mögliche Entwicklung von der Beigabenlosigkeit der Frauen in Zeitstufe A bis hin zu relativ reich mit Schmuck ausgestatteten Gräbern in den Perioden C und D wurde bereits oben diskutiert.

Die Beigaben der Kinder- und Säuglingsgräber sind von denen der Bestattungen Erwachsener deutlich zu unterscheiden. Außer Schmuckstücken fanden sich ältere Metallobjekte, oft Eisen- oder Bronzefragmente. Gefäßbeigaben fehlen.

Auch die anthropologische Auswertung lässt Unterschiede zwischen den Gräberfeldern Azlburg 1 und Azlburg 2 erkennen. In Azlburg 2 liegt der Anteil der Männer deutlich höher als in Azlburg 1. Darüber hinaus sind in Azlburg 1 Männer über vierzig Jahre und jüngere Männer in vergleichbarer Anzahl bestattet worden, während in Azlburg 2 die Zahl jüngerer Männer deutlich höher liegt und Säuglinge fehlen. Auch fand sich in Azlburg 2 im Verhältnis mehr militärisches Zubehör. Der Verfasser schließt daraus wohl zu Recht, dass in Azlburg 2 der Anteil an Gräbern aktiver Soldaten größer ist als in Azlburg 1.

Methodisch außerordentlich interessant ist die Verbindung der von Schweissing durchgeführten Strontiumanalyse von Zähnen und Knochen zur Bestimmung der Herkunft von Individuen aus Straubing und Neuburg an der Donau mit den Provenienzbestimmungen nach archäologischen Kriterien (S. 109 ff. und Beitrag Schweissing S. 249 ff.). In Azlburg 1 war bei 27 Skeletten und in Azlburg 2 bei 14 Skeletten eine Strontiumisotopenanalyse möglich, dies entspricht jeweils etwa einem Viertel der aus den beiden Gräberfeldern bekannten Population. Archäologische und archäometrische Herkunftsbestimmungen sind häufig miteinander vereinbar, so sind die Toten aus Azlburg 1 Grab 14 mit Militärgürtel und Feuerzeug sowie Grab 15 mit handgemachter Keramik gebietsfremd.

Allerdings stimmen die mit den verschiedenen Methoden gewonnenen Herkunftsangaben nicht immer überein. Bei einigen der nach archäometrischen Kriterien ortstreuen Individuen in Azlburg 1 finden sich archäologische Hinweise auf elbgermanische Zusammenhänge. So wurde in Grab 27 ein handgemachter sogenannter Spätromischer Topf beigegeben, in Grab 70

fand sich ein Feuerzeug und in Grab 89 ein Kolbenarmring. Die bestimmbaren Skelettreste aus Azlburg 2 stammen alle von ortskonstanten Individuen. Aus Grab 3 mit einer handgemachten Keramikflasche und Grab 11 mit einem Kolbenarmring sind dort ebenfalls Befunde bekannt, bei denen zwar archäologische Hinweise auf eine germanische Herkunft vorliegen, die archäometrischen Ergebnisse aber keine Abweichung von lokalen Strontiumisotopensignaturen zeigen.

Auch im zum Vergleich herangezogenen Gräberfeld von Neuburg an der Donau stimmen neu gewonnene archäometrische und bereits bekannte archäologische Hinweise (vgl. Beitrag Schweissing S. 265 ff. sowie zur Vorlage der Gräber E. Keller, *Das spätrömische Gräberfeld von Neuburg an der Donau. Materialh. zur Bayerischen Vorgesch., Reihe A, Band 40* [Kallmünz/Opf. 1979]) auf eine Herkunft der Toten bei zahlreichen Bestattungen überein. Wie in Straubing sind zudem Gräber nachzuweisen, in denen nach der Strontiumsignatur ortstreu Individuen gemäß archäologischen Kriterien als Germanen interpretiert werden könnten. Zusätzlich sind dort noch gebietsfremde Individuen mit rein provinziäl-römischen Beigaben nachweisbar.

Aus den Diskrepanzen von archäologischen und archäometrischen Hinweisen auf die Herkunft einzelner Personen zieht der Autor verschiedene Schlüsse. Er macht deutlich, dass eine ethnische Zuweisung von Individuen in einzelnen Gräbern über fremde Beigaben kritisch gesehen werden muss. Solche Kleinfunde könnten demnach als Zeichen eines fremden Kultureinflusses auf Zuwanderung zurückgehen, müssen dies jedoch nicht. Einzelne Gegenstände wie der Kolbenarmring aus Azlburg 2 Grab 11 mögen Eingang in die allgemeine, also auch provinziäl-römische Mode der Spätantike gefunden haben. Archäologisch seien Zuwanderer nicht unbedingt von Ortsansässigen, die teilweise Tracht und Ausrüstung der Zugewanderten übernommen hätten, zu unterscheiden. Bei archäometrisch bestimmten Gebietsfremden finden sich zwar in einigen Fällen nicht-römische Beigaben- oder Grabsitten, manchmal fehlt bei ihnen aber auch jedes archäologische Indiz für eine Zuwanderung. Damit seien rein archäologisch herausgearbeitete Kulturkreise oder Kulturzonen nicht an eine Ethnie gebunden. Innerhalb eines Gräberfeldes sei es nicht statthaft, die Herkunft der Population ganzer Gräbergruppen über die ethnische Einordnung einiger Bestattungen zu bestimmen.

Der archäometrische Ansatz bietet eine Möglichkeit, Fragen zu Migrationen unabhängig von archäologischen Aussagemöglichkeiten zu erörtern. Nach den Ergebnissen der vorliegenden Untersuchung ist Moosbauers kritische Sichtweise auf die Ergebnisse einer rein archäologischen Herkunftsbestimmung zwar erklärbar, ich hätte mir an dieser Stelle noch eine intensivere Diskussion gewünscht.

Die Strontiumisotopenanalyse erweist sich für die bearbeiteten Gräberfelder sowohl als Kontrollinstrument wie auch als eigenständiger Weg zur Herkunfts-

bestimmung als außerordentlich nützliches Verfahren. Eine Abweichung von Strontiumisotopen der Knochen und Zähne von regionalen Isotopensignaturen kann jedoch nur bei einer Herkunft aus einem Gebiet mit abweichenden geologischen Voraussetzungen vorliegen. Die Strontiumisotopenanalyse bestätigt die archäologische Ansprache eines Gebietsfremden nur dann, wenn diese Voraussetzung erfüllt ist. Bei einer hypothetischen Zuwanderung aus einer Region mit vergleichbarer Isotopenzusammensetzung, wie sie etwa nördlich der Donau bei Neuburg vorkommen (vgl. S. 223 sowie die Isotopensignaturen für Böden in Bayern, Beitrag Schweissing S. 259 Abb. 2), wäre eine Migration mit der gewählten archäometrischen Methode nicht nachweisbar.

Eine kurz nach der Migration am neuen Wohnort geborene Generation von Zuwanderern ist bereits nicht mehr mittels Strontiumisotopenanalyse nachzuweisen (Schweissing S. 255 ff.). Wenn solche Personen noch an fremden Beigaben- oder Grabsitten festhalten, ergibt sich ebenfalls eine Diskrepanz zwischen archäologischen und archäometrischen Herkunftangaben. Da in Neuburg Zuwanderungen im Kindesalter erfolgten (vgl. Beitrag Schweissing S. 287), mögen hypothetische jüngere Geschwister dieser als Kind zugewanderten Germanen nach archäometrischen Ergebnissen durchaus als ortstreu bestimmt worden sein. Traditionelle Beigaben- und Bestattungssitten wurden im neuen Lebensbereich nicht zwangsläufig schon in der Einwanderergeneration aufgegeben und daher können auswärtige Beigaben oder Grabsitten dagegen durchaus auch bei Individuen auftreten, die nach der archäometrischen Methode nur als ortskonstant bestimmbar sind. Der Beweis, dass einzelne fremde Grab- oder Beigabensitten durch eine einheimische Bevölkerung übernommen worden wären, scheint hier also durch archäometrische Untersuchungen von wenigen Individuen noch nicht erbracht.

In den untersuchten Gräberfeldern sind außerdem Gebietsfremde nachweisbar, die nach ihrer Beigabenausstattung von der einheimischen Bevölkerung nicht zu unterscheiden sind, also nach archäologischen Kriterien akkulturiert sind. Hier bietet der Vergleich von archäologischen und archäometrischen Ansätzen unter Umständen neue Differenzierungsmöglichkeiten. So kann Schweissing (vgl. S. 274) aufgrund von Strontiumanalysen in Neuburg gegenüber den mittels Analyse der Grabzusammenhänge erkannten Germanen eine zusätzliche gebietsfremde Frau, aber gleich zehn zusätzliche gebietsfremde Männer bestimmen. Damit scheint sich anzudeuten, dass in Neuburg Männer stärker akkulturiert sind als Frauen beziehungsweise dass die hier angelegten archäologische Kriterien für »einheimische« Männergräber zu überprüfen sind.

Die Auswertung bezüglich Migrationen wird durch den Umstand eingeschränkt, dass lediglich ein Viertel der Toten von Neuburg an der Donau und Straubing archäometrisch untersucht werden konnte. So sind in Azlburg 2 über Strontiumsignaturen ausschließlich ortskonstante Personen nachweisbar. Aus Grab 1 mit einem

Militärgürtel, aus Grab 5 mit einer Eisenschnalle (wohl zu Skelett 5 a) und aus Grab 41 mit einer handgemachten ritzverzierten Flasche liegen lediglich archäologische Indizien für mögliche germanische Bestattungen vor, Strontiumisotopenanalysen fehlen für diese Individuen. In Azlburg 2 können aufgrund des geringen Probenumfangs also trotz fehlender archäometrischer Nachweise durchaus ortsfremd gebürtige germanische Zuwanderer bestattet worden sein.

Archäologische und archäometrische Untersuchungen liefern in den untersuchten Gräberfeldern häufig gleiche Ergebnisse für die Herkunft der Toten. Eine solche Übereinstimmung kann weitergehende Schlüsse ermöglichen. So ist in Azlburg 1 der Tote aus Grab 14, ein im Erwachsenenalter zugewanderter Mann der Zeitstufe A, mit einem Feuerzeug als germanischem Indiz sowie mit Zwiebelknopffibel und Gürtel als Militärsymbol ausgestattet worden. Die Bestattung bietet also einen durch unabhängige Methoden abgesicherten Hinweis darauf, dass in Straubing bereits früh mit der Anwesenheit germanischer Söldner zu rechnen ist.

Spätantike Siedlungsbefunde wurden vor allem im Kastellbereich auf einem Geländesporn bei der Basilika St. Peter angeschnitten. Unter dem Gebäude selbst wurden Kulturschichten mit spätantiken Kleinfunden dokumentiert. Bei Grabungen im Norden der Kirche konnten Reste der nördlichen Kastellmauer mit einem mutmaßlichen Durchlass oder Tor nachgewiesen werden. Parallel zur Mauer wurden Pfostensetzungen beobachtet, bei denen es sich vermutlich um Reste eines Wehrganges handelt. Aussagekräftige Befunde der Innenbebauung fehlen. Aus Vergleichen mit der Topographie und Architektur und den Münzreihen anderer Kastellgründungen schließt der Verfasser auf eine Errichtung des Lagers unter St. Peter in den Jahren zwischen 294 bis 300 n. Chr. Verbrannte Münzen deuten auf Schadenfeuer in der Zeit um 300 und um die Mitte des vierten Jahrhunderts hin. Nicht gesichert ist, ob der zweite Brand auf den Juthungeneinfall 357/58 zurückzuführen ist. Die Münzreihe mit einer 411/13 geprägten Siliqua als Schlussmünze weist eine Besiedlung des Areals bis ins fünfte Jahrhundert nach. Im Westen der Peterskirche befand sich ein Grubenhaus, das nachkastellzeitlich datiert wird.

In einer kompakten Synthese ordnet der Autor anschließend die Situation in Straubing in die archäologisch-historische Situation der Spätantike ein. Die Provinz Rätien wurde nach 297 n. Chr. geteilt. Die Legio III Italica wurde in mehrere Abteilungen aufgespalten, zusätzliche neue Einheiten in den Kastellen am Donau-Iller-Limes stationiert. Für Straubing geht der Verfasser auf Grund der topographischen Situation und eines bei St. Peter gefundenen, bislang singulären Ziegelstempels der Legio III Italica davon aus, dass hier in spätrömischer Zeit ein Detachment dieser Einheit stationiert wurde. Eine Blüte des Ortes in der konstantinischen Epoche habe einen wirtschaftlichen Anreiz für Zuwanderer aus dem böhmischen Gebiet geboten. Da nach dem Befund von Geschlechtsbestimmungen

und Strontiumanalysen nachweislich nicht nur Männer, sondern auch Frauen zugewandert sind, war der römische Militärdienst nach Auffassung des Autors nicht Hauptgrund der Migration (S. 223). Hier ist jedoch darauf hinzuweisen, dass in Gräberfeldern etwa in Nordgallien (auch in Bestattungspätzen von Kastellen) neben traditionell germanisch interpretierten Waffengräbern auch Frauen mit germanischem Trachtzubehör nachzuweisen sind und daher offenbar Söldner mit ihren Familien einwanderten (vgl. Böhme a. a. O. 166 ff. mit tabellarischer Zusammenstellung von Waffen- und Frauenfibeln in mehreren Gräberfeldern; 67 Abb. 56). Da in Gestalt des Mannes aus Azlburg 1 Grab 14 (Zwiebelknopffibel) ein im Erwachsenenalter zugewanderter Mann mit Militärsymbol schon in Zeitstufe A bekannt ist und zudem viele Bestattungen archäometrisch nicht auswertbar waren (vgl. oben), sollte der Militärdienst der Männer als wichtiger Migrationshintergrund weiterhin in Betracht gezogen werden.

Nach dem Juthungeneinfall von 357/58 und weiteren historisch überlieferten Alamannenstürmen wurde die Grenze in valentinianischer Zeit verstärkt. Für das Gräberfeld Azlburg 1 lässt sich in dieser Zeit (Zeitstufe C) ein Zuzug von Germanen nachweisen. Da im stärker militärisch geprägten Gräberfeld Azlburg 2 über Strontiumanalysen nur ortskonstante Individuen nachweisbar sind, geht der Verfasser davon aus, dass keine neue Truppe in Straubing stationiert worden sei.

Im fünften Jahrhundert lassen sich in Straubing und in Neuburg an der Donau Zuwanderer nicht nur archäologisch, sondern auch über Strontiumanalysen nachweisen. Es war sogar die Bestimmung ihrer Herkunft aus Nordbayern und Böhmen möglich. Da in den untersuchten Gräberfeldern auch ortstreu Individuen vorkommen, handelt es sich um eine Mischbevölkerung. Soweit eine lokale Bevölkerungskontinuität besteht (der Autor weist hier auf die Nekropolen Straubing-Alburg und Straubing-Bajuwarenstraße hin, vgl. S. 232 mit Anm. 664), geht diese Mischbevölkerung während des Frühmittelalters im Stamm der Bajuwaren auf.

Im Beitrag zur Archäometrie stellt Schweissing zunächst die Strontiumisotopenanalyse als Methode zur Herkunftsbestimmung vor. Für Bayern als Bearbeitungsraum bietet sich die Methode auch deswegen an, da hier relativ scharf umgrenzte geologische Regionen mit unterschiedlicher Strontiumisotopenzusammensetzung vorliegen. Nach einer Vorstellung des zu beprobenden Materials und des Analyseverfahrens folgt die Vorstellung der Ergebnisse für die einzelnen Gräberfelder.

Bei der Interpretation in Bezug auf Migration stellt Schweissing heraus, dass in Neuburg der Anteil gebietsfremder Frauen mit gut der Hälfte (56 Prozent) höher als bei gebietsfremden Männern mit deutlich über einem Drittel (37 Prozent). Als mögliche Ursache sieht er Exogamie von Frauen, die wohl aus wirtschaftlichen Gründen in ein anderes Gebiet heirateten. Die nachgewiesenen Zuwanderungen lagen bei den Verstorbenen aus Neuburg bereits lange Zeit zurück, wahrscheinlich

wenigstens zwei Jahrzehnte; diese gebietsfremden Personen wanderten bereits in ihrer Kindheit ein (S. 285 ff. bes. S. 287). Der hohe Frauenanteil und der fehlende Nachweis von erst im Erwachsenenalter zugezogenen Männern sei möglicherweise ein Hinweis darauf, dass Germanen auch ohne direkten Bezug zur römischen Armee in das Gebiet südlich der Donau eingewandert seien (vgl. jedoch bereits oben zum Beitrag Moosbauer). Für Neuburg bleibt zudem die Frage nach dem Verbleib der Eltern der jung eingewanderten Kinder und damit nach der ersten Zuwanderergeneration offen. Bei einer angenommenen Exogamie wäre auch zu erörtern, warum die hier festgestellte Migration bereits im Kindesalter erfolgte und die Kinder nicht erst nach Verheiratung und Auswanderung der Frauen am neuen Wohnort geboren wurden.

Während in Azlburg² nur ortstreue Individuen nachweisbar sind, sind in Azlburg I von siebenundzwanzig untersuchten Individuen vier gebietsfremd. Der Anteil von Frauen ist dabei nur etwa halb so hoch wie bei den Männern, was von Schweissing im Vergleich zu Neuburg mit möglichen Unterschieden in Bezug auf die Aufnahme von Fremden begründet wird. In Anbetracht der geringen Zahl bestimmter Individuen scheint das Ergebnis jedoch statistisch kaum aussagekräftig.

In der archäometrischen Abschlussbewertung wird noch einmal die betont, dass die Herkunft germanischer Söldner aus Nordbayern und Böhmen nachgewiesen werden konnte. Ein Teil der Bevölkerung weist lokaltypische Strontiumsignaturen auf, Personen aus zentralrömischem Gebiet waren nicht nachweisbar. Als Ausblick weist Schweissing darauf hin, dass bei zukünftigen Untersuchungen auch Isotope anderer chemischer Elemente zu einer differenzierteren Herkunftsbestimmung herangezogen werden können.

Die vorliegende Arbeit stellt einen wichtigen Schritt für die Erforschung des spätantiken Straubing und für die Diskussion von Wanderungsbewegungen und Bevölkerungsveränderungen in Rätien dar. Gerade in Bezug auf Migrationen und ethnische Interpretierbarkeit archäologischer Funde, die in der frühgeschichtlichen Forschung intensiv erörtert werden, eröffnete der gewählte Ansatz die Möglichkeit neuer, differenzierter Ansätze. Für Teile der Populationen von Straubing und dem Gräberfeld von Neuburg mit elbgermanischen Charakteristika konnte ein Zuzug aus Nordbayern und Böhmen nachgewiesen werden. Wenn bei anderen Teilen der Bevölkerung die traditionelle archäologische Herkunftsbestimmung gegenüber derjenigen mittels Strontiumisotopenanalyse nicht übereinstimmen, sind weitere Überlegungen erforderlich. Die unterschiedlichen hier gegeneinander abgewogenen Erklärungsmodelle – etwa die vom Verfasser erwogene Übernahme ›fremder‹ Beigaben durch die einheimische Bevölkerung beziehungsweise die oben ergänzend erörterte Beibehaltung von traditionellen Gräbausstattungen seitens einer schon am neuen Wohnort geborenen Zuwanderergeneration – werden für Arbeiten mit ver-

gleichbaren methodischen Ansätzen immer wieder von Interesse sein.

Düsseldorf

Raymund Gottschalk

Ivan Mikulčić, **Spätantike und frühbyzantinische Befestigungen in Nordmakedonien. Städte – Vici – Refugien – Kastelle**. Veröffentlichung der Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Band 54. Verlag C.H. Beck, München 2002. 508 Seiten, 410 Abbildungen, 7 Beilagen.

In der siedlungsarchäologischen Betrachtung der byzantinischen Kerngebiete und ihrer angrenzenden Nachbarregionen kann die Forschung bislang auf eine qualitativ sehr unterschiedliche Publikationslage zurückgreifen. Dies betrifft insbesondere den Mangel an Überblicksarbeiten größerer Siedlungsräume bis hin zu einer umfassenden Betrachtung der Provinzen des spät-römisch-frühbyzantinischen Reiches im Zeitraum von der Spätantike bis zur spätbyzantinischen Zeit, woraus vor allem im Hinblick auf das einschlägige Fundmaterial ein vergleichsweise überschaubarer Forschungsstand resultiert.

Umso wichtiger ist die vorliegende Arbeit von Ivan Mikulčić zu bewerten. Georg Kossack und Günter Ulbert bringen dies im Vorwort des Buches deutlich zum Ausdruck. Auch wenn in jüngerer Zeit Arbeiten, wie etwa zuletzt die beispielhafte Vorlage von Hansgerd Hellenkemper und Friedrich Hild ›Lykien und Pamphylien‹ (Tabula Imperii Byzantini Band 8 [Wien 2004]) oder von Ludmila G. Khrouchkova ›Early Christian monuments in the Black Sea Coast Region‹ (Moskau 2002) dies punktuell verbessert haben, ist man doch nach wie vor auf das Studium kleinerer und kleinster Grabungsberichte angewiesen, um einen Überblick über siedlungsdynamische Prozesse oder die infrastrukturellen Gegebenheiten der jeweiligen Großregion zu gewinnen.

Das vorliegende Buch erschließt den Denkmälerbestand und die historischen Quellen spätantiker und frühbyzantinischer befestigter Siedlungen im Gebiet des nördlichen Makedonien. Räumlich wird damit das heutige Staatsgebiet Mazedonien abgedeckt, also vornehmlich der Bereich der antiken Provinz Macedonia Salutaris beziehungsweise Macedonia II., mit den Randbereichen der Nachbarprovinzen.

Der Verfasser stellt einen Befund von außerordentlicher Qualität im Sinne der Dichte und des Erhaltungszustandes vor; dies verdeutlicht allein schon der umfangreiche Katalog des Bandes gemeinsam mit den ausführlichen Kartenbeilagen.

Die Einleitung formuliert den Anspruch des Werkes, zivile wie militärische Anlagen, Siedlungen und

Höhensiedlungen sowie Kastelle katalogartig zu erfassen und antiquarisch einzuordnen. Über das Herausarbeiten eponymer Verbindungen zwischen archäologischem und historischem Befund legt die Arbeit einen Schwerpunkt auf die Klärung des Grenzverlaufs und des Straßensystems der ehemaligen Provinzen von spätantiker bis frühbyzantinischer Zeit. Allein dies ist ein hoher Anspruch, erwartet man doch bei der Grundlagenarbeit zum Katalog sowohl Vollständigkeit als auch Detailgenauigkeit. Gleichzeitig wird damit der Charakter des Werkes deutlich: eine Mischung aus archäologischer und historisch-geographischer Methode, die besonders im Katalogteil zu spüren ist. Durch die unmittelbare Verknüpfung beider Methoden fällt die Bewertung im Einzelfall schwer, will man nicht umfänglich die zugrunde liegende Primäredition der Quellen zu den einzelnen Fundorten parallel studieren.

Die Bemerkungen zum Kirchenbau, die eine Zahl von mehr als zweihundert Architekturkomplexen aufführen, finden ihre Ergänzung in einem eigenen auswertenden Kapitel zu den christlichen Kultgebäuden (S. 69 ff.). Dies ist insofern gut und wichtig, als der Katalog das Versprechen, unterscheidende Kriterien zwischen spätantiken und frühbyzantinischen Kirchenbauten sowie unterschiedlichen Ausstattungen etwa an Bauplastik darzustellen, nur vereinzelt einzulösen vermag.

Im Kapitel ›Forschungsgeschichte und Forschungsstand‹, das knapp und wertungsfrei die Desiderate der Forschung herausstellt, wird die Schwierigkeit des Unterfangens deutlich, war der Verfasser doch gezwungen, auf Grund der heterogenen Quellenlage beziehungsweise auch der Unterschiedlichkeit der zugrunde liegenden örtlichen Grabungsberichte in größerem Umfang Neuvermessungen, topographische Aufnahmen und Bauaufnahmen sowie Dokumentationen am erhaltenen Befund der Altgrabungen vorzunehmen.

Anhand der gut überlieferten Militärgeschichte mit gesicherten historisch belegten Zerstörungswellen in Makedonien, so etwa der Auswirkungen des späten vierten Jahrhunderts um die Schlacht von Adrianopel oder dann wieder der hunnischen und ostgotischen Invasionen der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts, wie auch am Zug der Hunnen und Kutriguren um 540 arbeitet der Verfasser im Kapitel ›Organisation und Geschichte‹ überzeugend die Auswirkungen an den jeweiligen Orten und Befunden heraus.

Die Verbindung zwischen historischen Quellen – im Einzelnen wesentlich der Notitia Dignitatum, des Geographen von Ravenna, natürlich der wichtigen Quelle Prokopios von Caesarea und dem Itinerarium Burdigalense für das vierte Jahrhundert – und archäologischem Befund bleibt auch für die Abschnitte ›Straßen‹ (30 ff.) und ›Siedlungen‹ (38 ff.) schlüssig und nachvollziehbar. Hilfreich für den Leser wäre eine genauere Verortung der unübersichtlichen Karte Abb. 1 gewesen.

Das Kapitel ›Wirtschaft‹ (48 ff.) beinhaltet wesentliche Aussagen zum spätantiken Bergbauwesen anhand der Lokalisierung der Erz- und Edelmetallminen. Vergleichbare Kontinuitäten liegen auch aus anderen Mon-

tanregionen in Verbindung mit den archäologischen Belegen spätantiker Bergbautätigkeit in Mitteleuropa, den Mittelgebirgsregionen und Alpenräumen, aus Spanien oder auch dem Iran vor (vgl. auch M. Chronz, Der Bergbau in byzantinischen Texten. Ber. d. geol. Bundesanstalt [Wien] 35, 1996, 67 ff.). Interessant wäre hier die Frage nach der Nutzungsdauer bis in frühbyzantinische Zeit, um aus wirtschaftsgeschichtlicher Sicht für das fünfte und sechste Jahrhundert mögliche Aussagen zu Prosperitäten oder eben degressiven Entwicklungen treffen zu können.

Darauf folgt auch forschungsgeschichtlich mit ›Spätantike Stadtgründungen‹ (51 ff.) eines der wesentlichen Kapitel des Bandes. Ausgehend von der tabellarischen Zusammenstellung frühkaiserzeitlicher bis spätantiker sowie frühbyzantinischer Städte zeigen stichpunktartige Überprüfungen anhand des Kataloges, dass hier ein belastbarer und genau recherchiertes Gesamtbefund dargestellt wird. Eine im Sinne der Vollständigkeit vergleichbare Synthese gibt es bislang mit Ausnahme der bereits zitierten Arbeit zu Lykien und Pamphylien so von keiner anderen spätantiken Provinz.

Ein Detailproblem der Forschung diskutiert der Verfasser ausführlich in Gestalt der Identifizierung der antiken Stadt Justiniana Prima, wobei er die Gleichsetzung mit Cari in Grad auf Grund deren begrenzter Größe – die allerdings durch die Topographie vorgegeben ist –, der im Befund nicht nachweisbaren, bei Prokopios aber genannten Repräsentationsbauten und vor allem auch wegen der peripheren Lage im Nordwesten der Dacia Mediterranea ausschließt. Er präferiert hier, durchaus in Anlehnung an Argumente Carolyn S. Nivelys (RAC XIX [2001]), auf Grund der dichten Abfolge der Kirchenbauten die Lokalisierung eines Bischofssitzes, während er das antike Scupi (Skopje) aufgrund seiner geographischen Lage, der Disposition zweier stark befestigter Kastelle im Vorfeld der Stadt und der umfangreichen Befestigung der Oberburg in justinianischer Zeit als die eigentliche Gründung Justinians I. ansieht. Damit bleibt allerdings der planmäßige und repräsentative Charakter von Cari in Grad (mit der imposanten Kolonnadenstrasse) als Neugründung des frühen sechsten Jahrhunderts ebenso unberücksichtigt wie die Möglichkeit, dass der bei Prokopios angedeutete städtische Charakter mit einer reichen Ausstattung an öffentlichen Bauten auch als Topos verstanden werden könnte.

In Abgrenzung zu den Städten folgt die Behandlung der ›Befestigten ländlichen Siedlungen‹ (57 ff.) sowie der Refugien beziehungsweise Fluchtburgen, also Anlagen mit überwiegend fortifikatorischem Charakter, im Einzelnen insbesondere Vici und befestigte Höhensiedlungen, wobei nun folgendes Problem manifest wird: Anhand der Tabellen 1–3 und der Katalogbeiträge wird die Trennung beider Klassifizierungen, also der Höhenbefestigungen und der Fluchtburgen, weder in funktionaler Hinsicht noch topographisch nachvollziehbar.

Diese Irritation zieht sich durch das gesamte Kapitel ›Die Siedlungen‹ (S. 50 ff.), das nun mehrfach Über-

schneidungen aufweist, die sich auch in den Tabellen wiederfinden, ohne dass die zugrundeliegenden typologischen Trennungen klar werden.

Ein Grundproblem besteht bereits darin, dass unter dem übergeordneten Thema ›Organisation und Geschichte‹ nun bereits die archäologischen Befunde zitiert werden, weshalb man nicht begreift, warum die ›Militäranlagen‹ (S. 63 ff.) nicht unter dem folgenden übergreifenden Kapitel ›Die Befestigungen‹ vorgestellt werden. Dies hat zur Folge, dass etwa die Kastelle und die Refugien sowohl in den Tabellen 7 und 8 mit dem numismatischen Befund wie auch noch einmal, nun aber selektiv und richtigerweise nach Funktionsbereichen gegliedert, unter den ›Wehranlagen‹ (S. 91 ff.) behandelt werden.

Hilfreich ist die Übersicht ›Sakrale Einrichtungen und Zeugnisse des Christentums‹ (S. 69 ff.), die in knapper Form und bereichert durch gliedernde und aussagekräftige Tabellen die unterschiedlichen Typen der Kirchenbauten für die Spätantike und die frühbyzantinische Zeit erläutert. Dabei wird deutlich, dass sich die Datierung der Kirchenbauten in den meisten Fällen auf konkrete Grabungsbefunde, datierende Kleinfunde und die Ausstattung der Kirchen mit Baudekoration und Mosaikböden stützen kann.

Die Auswahl der Kleinfunde (S. 107 ff.; ›Ausgewählter Fundstoff‹) ist selektiv und im Grunde für keine der vorgestellten Fundgruppen erschöpfend. Auf Grund der Vielzahl der Katalogeinträge und Orte ist dies auch nicht möglich. Es bleibt aber offen, ob etwa für die Tracht- und Schmuckbestandteile eine Sichtung des Materials erfolgte und unter den frühbyzantinischen Funden (S. 114 ff.) die vorgestellten Materialien eine gewisse Vollständigkeit repräsentieren, oder ob aus der Literatur im Sinne einer Auswahl lediglich die repräsentativen Stücke zusammengestellt wurden.

Der Katalog ist durchgehend mit exakten und ästhetisch ansprechenden Zeichnungen ausgestattet, die vom Verfasser stammen, ebenso die sehr qualitativollen Kleinfundzeichnungen. In den Plänen und Grundrissen verwischen sich mitunter die Bereiche zwischen Schraffuren und Befundgrenzen beziehungsweise Mauerzügen zu stark, so dass eine saubere Unterscheidung manchmal nur schwer möglich ist.

Allein schon die zu bewältigende Materialmenge bedingt eine durchgehend knappe und knappe Beschreibung im Katalog. Wenn dann, nur einmal exemplarisch am Beispiel von Oktisi (Gradište; Kat. 447; 488 f.) herausgegriffen, trotz einer differenzierten Planabbildung im Text auf eine Nennung der Bauphasen beziehungsweise Vorgängerbauten der Basilika und deren Datierungen verzichtet wird, erscheint dies allerdings zu sehr verkürzt. Für den mit der Spezialliteratur nicht Vertrauten erschließen sich daher manche Katalogbeiträge nur bei gleichzeitiger Lektüre der zugrundeliegenden Grabungsberichte. Im Falle von prominenten befestigten Städte wie etwa Bitola (Kat. 175) und Gradsko (Kat. 368) gewinnt man dagegen einen schnellen und informativen Überblick, mit jeweils ausführlichen Illustrationen.

Die Entwicklung des heutigen Bitola, des antiken *Heracleia Lyncestis*, das möglicherweise auf eine hellenistische Gründung zurückgeht, ist anhand der Topographie und einer ausführlichen Grabungs- und Forschungsgeschichte gut nachvollziehbar. Innerhalb der Befestigungsanlage mit wenigstens zweifacher Erweiterung entstand zunächst eine wohl noch profane Bauphase im frühen vierten Jahrhundert, dann die Bischofsresidenz des späten fünften Jahrhunderts nach einer deutlichen Zäsur mit einer Zerstörungsschicht der Jahrhundertmitte, die bis in das späte sechste Jahrhundert überdauert. Einzelfunde wie die abgebildete Gürtelschnalle vom Typ *Sucidava* repräsentieren gemeinsam mit dem Münzspektrum (bis *Mauricius Tiberius*) sehr anschaulich diese jüngste Phase der Stadt.

Ebenso vorbildlich ist die Zusammenfassung des Befundes von Gradsko, besser bekannt als das antike *Stobi* im Bezirk *Titov Veles*, an der wichtigen Fernstraße von *Ceramae* (*Heracleia*) nach *Serdica* (*Pantalia*) gelegen. Hier wird der komplexe Befund mit einer detaillierten Beschreibung des städtischen Gesamtorganismus vorgestellt, insbesondere die den antiken Stadtplan prägenden Kirchenbauten des vierten bis sechsten Jahrhunderts, beginnend mit der Bischofskirche der Mitte des vierten Jahrhunderts und den auch im archäologischen Fundgut klar erkennbaren Zerstörungshorizonten des Hunneneinfalls im Jahr 447 sowie eines Erdbenchadens des frühen sechsten Jahrhunderts.

In Ergänzung zu den eingangs gemachten Bemerkungen hätte man sich unter Kat. 195 (*Suvodol*) und Kat. 333 (*Kozjak*) Hinweise auf die vor Ort an den Basiliken nachgewiesenen Baptisterien gewünscht.

Der große Wert dieses anspruchsvollen Werkes liegt in der systematischen Begehung, Erfassung, Dokumentation und topographischen Neuaufnahme der Denkmäler. Der Leser wird die nun sehr gute Zugänglichkeit des Materials und die durchgehende Illustration mit qualitativollen Fundstellenkartierungen und Plänen zu schätzen wissen. Ein wesentlicher Ertrag sind die exzellenten historisch-topographischen Kartenbeilagen mit der Verortung der Fundstellen, der Straßen- und Verkehrswege sowie der Provinz- und Staatsgrenzen. Gerade zu letzteren hat der Verfasser unseren Kenntnisstand entscheidend vermehrt und präzisiert.

Bonn

Thomas Otten

Andrea Schmidt, Stephan Westphalen, in collaboration with Sebastian Brock, Mat Immerzeel and Christine Strube, **Christliche Wandmalereien in Syrien, Qara und das Kloster Mar Yakub**. Sprachen und Kultur des Christlichen Orients, Band 14. Verlag Dr. Ludwig Reichert, Wiesbaden 2005. 240 pages, 44 figures, 26 plates, 20 colour plates.

Medieval archaeology of the Levant is still far from becoming an important tool in uncovering the history of

the region, although considerable progress has been made in this field during the past twenty years. From this perspective the fact that wall paintings, as a more spectacular aspect of the culture of that period, attract more attention than architecture or pottery, seems natural. A significant number of wall paintings discovered or rediscovered in several churches of Palestine, Lebanon and Syria, and their exceptional state of preservation, make them an invaluable witness documenting the multi-cultural world of the Crusader-period Levant. Gustav Kühnel (Wall Painting in the Latin Kingdom of Jerusalem [Berlin 1988]) published a significant study on the monuments of Palestine. Lebanon, an important region on the map of monumental Crusader period art, has also benefited from several noteworthy publications, by Lévon Nordiguian and Jean-Claude Voisin (*Châteaux et églises du moyen âge au Liban* [Beirut 1998]), Mat Immerzeel (*Inventory of Lebanese Wall Paintings. Essays on Christian Art and Culture in the Middle East 3*, 2000, 2–19), Nada Hélou, (*Wall Paintings in Lebanese Churches. Essays on Christian Art and Culture in the Middle East 2*, 1999, 13–36), and in particular by Erica Cruikshank Dodd, who published a catalogue of murals known from the churches and monasteries of Lebanon (*Medieval Painting in the Lebanon*, SKCO 8 [Wiesbaden] 2004). For many years Syria was neglected and once research was initiated it focused on the relatively well-preserved monuments from the regions of Homs and Qalamun. For these reasons Erica Cruikshank Dodd wrote in 1982 in her preliminary study of the paintings from the monastery of Mar Musa el Habashi near Nebek in Syria: »When these investigations (sc. Crac des Chevaliers, Marqab, Qara; the reviewer) are completed, the picture of monumental art in greater Syria during the Crusades should become clearer«. More than twenty five years have elapsed since these words were written and the time has come to present the results of some of the announced projects.

The book edited by Andrea Schmidt and Stephan Westphalen and published in an important series, *Sprachen und Kultur des Christlichen Orients*, launched in 1997, is a result of several field projects devoted to the wall paintings of the Byzantine, Early Islamic and medieval periods. Although the main focus is on the project of restoration and study of the murals from the monastery of Mar Yakub in Qara, it also contains important chapters on the results of two other projects conducted almost simultaneously in one region of Syria and devoted to wall paintings dated roughly to the same period, namely those from Ma'arrat Saydnaya and Androna (al-Andarin).

The book is composed of four main chapters completed by shorter but important studies on the technical aspects of conservation and on the Syriac inscriptions.

Andrea Schmidt, a professor of history of the Eastern Medieval Church at the Université Catholique de Louvain, presents in her study the history of the Bishopric of Qara, situated in the mountainous region of Qalamun, between Homs and Damascus, that was, for

centuries, a centre of flourishing Christian culture (Zur Geschichte des Bistums Qara im Qalamun, pp. 13–68). Her research is based mainly on colophons in liturgical manuscripts preserved in the Monastery of Saint Catherine at Sinai and in Lebanese monasteries.

Historic sources reveal little about the early history of the bishopric. A bishop was possibly present at Qara (Goaria in antiquity) by the middle of the fifth century, but no further mentions of the bishopric appear after 636 up until the twelfth century, when it regains some of its former importance following the Byzantine reconquest of Northern Syria in the tenth to eleventh century. Several inscriptions preserved in the church at Dair Mar Yakub, as well as manuscripts, suggest that in the second half of the twelfth century Syriac and Arabic prevailed as the common languages of the Christian Melkite population and that Arabic attained the status of the main language during the Mamluk period.

The question of patronage is another discussed and unsolved problem. Only one early source mentions (in 1477) the Persian martyr Saint James Intercisus as a patron of the monastery of Mar Yakub, this information later being repeated in the eighteenth century.

The history of Dair Mar Yakub, as reconstructed by Andrea Schmidt, has several important phases. We cannot preclude, in compliance with the authors' submission, that the tower of the monastery represents the most ancient part of the whole complex. Stephan Westphalen presents one solitary coin of Justin II (569–570) found in the monastery as a possible trace of this early phase. Disaster for the whole Christian community of Qalamun came in 1266, when troops of Sultan Baibars massacred, expelled or sold into slavery the Christian inhabitants of the region. At that time the church of Saint Nikolaos at Qara was transformed into a mosque.

Qara monasteries flourished in the fifteenth and sixteenth centuries under the guidance of Bishop Macarios, who founded an important scriptorium involved in the translation of liturgical manuscripts from Greek into Syriac and Arabic, a fact that coincided with the switch of the Melkite Church to the Byzantine liturgy. Manuscripts copied here enabled the author to save from oblivion the families of Abu Salih and Dawud ibn Musa, copyists active at that time.

The fall of the monastery came with the plundering carried out by Ottoman soldiers in 1645, though even more disastrous was the earthquake of 1759 that destroyed even the wells in the region. The place owes its revival to the creation of the Melkite-Catholic Church in Syria, and especially to the activity in the second half of the nineteenth century of Bishop George 'Ata, who rebuilt the church and constructed the mill and school. At present Dair Mar Yakub is being renovated by the ecumenical community 'Les moniales de l'Unité d'Antioche'.

The active presence of the nuns at Dair Mar Yakub paved the way for the wall painting restoration project directed by Stephan Westphalen. The project presented by him in the second part of the book (*Das Kloster Mar*

Yakub und seine Wandmalereien, pp. 69–153) demanded four campaigns and was supported between 1999 and 2001 by the German Archaeological Institute, in close collaboration with the Syrian Direction Générale des Antiquités et des Musées.

The monastery of Mar Yakub occupies a rectangular space (56 x 48 m) enclosed by a wall. It consists of a tower, dwelling structure, church and a mill powered by water from an ancient qanat. All buildings were constructed according to the local tradition, with their lower courses built of stone and their upper sections of sun-dried mudbrick. It is interesting to recall that an almost identical technique was employed at Dura Europos in the Roman period and seems to be deeply rooted in Syrian architecture. The author suggests that all constructions, with exception of the tower, were built after the earthquake of 1759, perhaps even in the nineteenth century.

The monastery church is unique in the context of other examples from Syria or Lebanon and has two storeys: the upper one having possibly been used only by the monastic community. The lack of any additional elements of architectural decoration makes the murals the only chronological criterion chosen by the author. Westphalen is aware of the shortcomings of such a method and underlines that stylistic observations are limited by the state of preservation of the paintings and by their partial displacement to the museums in Damascus and Dair 'Atiya. Nevertheless, careful examination of the remains has led the author to identify two paint layers in the church.

The first one (introduced by Westphalen as Erste Malschicht. Zur Rezeption byzantinischer Bildvorlagen im syrischen Hinterland) represents one of the oldest medieval wall paintings in Syria and Palestine, the style and iconography of which are unique in the region. The Cycle of Christ is the main theme and was composed originally of eighteen representations, of which only ten have survived, for example the Annunciation, Presentation in the Temple, Baptism in Jordan, Miracles of Jesus. The Cycle of Christ is exceptional on the map of the Syro-Lebanese region, where separate figures of the saints dominate. The discussion of the iconography leads to the conclusion that the paintings are linked stylistically to the work of craftsmen from Antioch and Cyprus and are related to Byzantine cultural spheres animated by the renewal of the Antioch patriarchate after the Byzantine reconquest of Northern Syria and the nomination of bishops described by Schmidt. The beginning of the eleventh century also saw the construction of the church at Mar Yakub.

The second paint layer (Zweite Malschicht. Ein Beitrag zum syrischen Stil) was marked by a radical change in decoration: the Christ Cycle was replaced by a row of bishops (an innovation in twelfth century Syria), a Deesis scene, and figures of the prophets and apostles. The triumphal arch and naos were decorated with a scene of Moses receiving the Tablets of Law.

The partially damaged figure of a horseman situated on the southern wall of the naos has incited discussion

about the phenomenon of the Holy Horsemen in the art of the medieval East. Westphalen recalls several similar depictions to conclude that the main problem concerning the localisation of the workshop (Jaroslav Folda and Lucy-Anne Hunt versus Mat Immerzeel) still remains unresolved, although recent discoveries of wall paintings in the Lebanese church of Mar Sarkis at Kaf-tûn offer some new observations in favour of the opinion of the last of these opponents.

There is a clear difference in style between the layers. The hesitant drawing of the small and clear figures is characteristic of the first one, whereas the second layer features large surfaces painted in linear fashion.

According to Dodd, the paintings of the second layer form a group of 'Syrian' style together with paintings from Dair Mar Musa and Krak des Chevaliers in Syria and Mart Shmuni, Dair es-Salib, Wadi Qadisha, Mar Charbel at Ma'ad, and Mar Tadros at Bahdeidat in Lebanon. On the basis of iconographic studies Westphalen proposes 1200–1250 as the period during which the paintings at Mar Yakub were created.

It is now difficult to imagine any iconographic study of the wall paintings without prior conservation work, and from this point of view we are most fortunate that the editors of the book have decided to include two indispensable technical studies of the paintings. Susanne Bosch and Janka Verhey (Zur Maltechnik, dem Zustand und der Restaurierung der beiden Malschichten, pp. 124–130) describe the techniques used in the construction of the walls and the stratigraphy of the consecutive layers constituting the paintings. The first layer bears no traces of any tools, but preparatory sketches in red are visible on some parts of the walls. It is difficult to decide whether the second layer was painted using the al secco or al fresco technique. The authors provide a detailed presentation of the whole process of conservation, including an enumeration of the chemicals used during treatment. The latter information is most useful for those who would like to continue the conservation of paintings at Mar Yakub in the future or to start a new project in another location.

This study is completed by Dietrich Rehbaum's analysis of the painting materials, pigments and binding material (pp. 130–134).

The chapter on the Mar Yakub wall paintings ends with a catalogue, in which the author presents thirteen fragments from the first layer and another twelve from the second one, giving a detailed and most useful description including, in some cases, Syriac inscriptions.

The third part of the book, by Mat Immerzeel, director of the Paul van Moorsel Centre for Christian Art and Culture in the Middle East at Leiden University, presents the results of a project focused on the decoration of the Chapel of the Prophet Elijah in Ma'arrat Saydnaya, a Greek Orthodox monastery that has played the role of an important religious and cultural centre since the second half of the twelfth century (The Decoration of the Chapel of the Prophet Elijah in

Ma'arrat Saydnaya, pp. 155–182). A study of the wall paintings was accomplished between 1997 and 1999 as part of the Syrian-Netherlands Cooperation for the Study of Art in Syria.

The chapel, as proposed by the author, was initially used as a hermit cell, possibly later becoming the centre of a small monastic community dependent on the monastery of Saydnaya.

Several paintings from Ma'arrat Saydnaya were mentioned by travellers, but only a few have survived in the chapel that initially occupied a cave: Saint George and Saint Demetrios, Saint Nikolaos, Theotokos with Child seated enthroned, the Ascension of Elijah, Bishop Saint Athanasios, probably Saint Andrew of Crete and Saint Stephen, although the iconographical program of the chapel is difficult to reconstruct.

The author believes that the paintings reflect the work of at least three artists. The figure of the prophet Elijah was probably painted in the eleventh century, when most of the representations were created, according to Immerzeel, by a Cypriote painter some time between the last decade of the twelfth century and the middle of the thirteenth century.

The presentation of the discovery in 2003 in the West Hall of the late antique Syrian kastron (AD 559) Androna (al-Andarin) of a wall painting and Syriac inscription constitutes the fourth part of the book, written by Christine Strube – an archaeologist and specialist in Early Christian art (*Eine Verkündigungsszene im Kastron von Androna/al-Andarin*, pp. 183–198). The fragmentarily preserved painting represents the Annunciation: Mary, visited by Gabriel, is seated on a throne. Strube compares the style of the painting to examples known from Caesarea Maritima (sixth to seventh century) or from the Rabbula Gospel (AD 586) to propose a relatively broad chronological range for the painting: from 559 (construction of the kastron) to the eighth century. In contrast to previous studies, Androna has provided sound archaeological evidence accompanying the discovery that is employed by Strube in a convincing way.

The Syriac votive inscription from Androna, presented by Sebastian Brock, an authority on Syriac culture and language, mentions a certain Abraham fulfilling the role of an administrator (pp. 199–202). Brock, taking into consideration the archaeological and epigraphic evidence, proposes two chronological solutions: the inscription was painted in the late sixth to early seventh century, or in the second half of the eighth century, when a monastery possibly existed in the kastron of Androna.

In conclusion, *›Christliche Wandmalereien in Syrien, Qara und das Kloster Mar Yakub‹*, is an important publication which offers new evidence on the artistic heritage left by the Christians of the East. Its weight lies in the fact that the material traces of medieval Christianity in Syria and Lebanon are disappearing irrevocably, and all efforts focused on salvaging this heritage have to be praised. The iconographic study is well founded and in some cases leads to interesting conclusions. Evoca-

tions of Early Christian art are numerous, but in some instances we are left with the impression that the authors, due to limited space, create discussion rather than answer questions.

The technical aspect of the publication is without reproach. Only two minor faults were noted in the whole book (p. 77 and n. 31 on p. 189) – the best measure of the quality of the editing work. Numerous figures, including colour photographs of the paintings, provide a perfect accompaniment to the text. Especially useful are the schematic drawings showing the location of particular fragments of the paintings.

One lesson can be learnt from all of the projects presented in the book. Conservation and study of the wall paintings at Dair Mar Yakub started when the restoration of the church itself had already been completed. The German team was deprived of the opportunity to closely examine its architecture, or to make test trenches that could possibly deliver additional evidence supporting the dating established solely on the grounds of iconography. The photographs, unfortunately, show no architecture, no naos, walls and so on. Equally, the study of wall paintings from the chapel of Elijah is entirely founded on iconographic and stylistic analysis, although the author mentions thirteenth-century pottery spotted at the foot of the cave. Missing evidence, the sad phenomenon seen in so many Syrian and Lebanese medieval churches, is especially disappointing when compared to the encouraging efforts made by the excavator of Androna to marry the archaeological, epigraphic and iconographic evidence.

There is one other troubling question that always arises when we talk about the Early Islamic and medieval periods, as in the case of Qara: what happened to the Christian communities during the long time between the seventh to the eighth and the eleventh to the twelfth centuries?

We should thank the editors of *›Sprachen und Kultur des Christlichen Orients‹* and the authors for this interesting and important publication.

Warsaw

Tomasz Waliszewski

Kirsten Krumeich, *Spätantike Bauskulptur aus Oxyrhynchos. Lokale Produktion. Äußere Einflüsse*. 2 Bände. Spätantike. Frühes Christentum. Byzanz. Reihe A, Band 12. Verlag Dr. Ludwig Reichert, Wiesbaden 2003. 500 Seiten, 800 schwarzweiße und 4 farbige Abbildungen.

Die mittellägypische Stadt Oxyrhynchos ist wegen ihrer Papyrusfunde in der Forschung bekannt. Bei den britischen und italienischen Ausgrabungen zwischen 1896/97 und 1934 wurde auch ein beachtlicher, aber bislang weitgehend unbekannt gebliebener Bestand an Bauplastik vor allem auf dem Gelände der Nordnekro-

pole gefunden. Diesem Fundmaterial widmet sich Kirsten Krumeich in ihrer 1999 abgeschlossenen Bonner Dissertation, die Hans-Georg Severin betreute. Es handelt sich um gut 650 überwiegend aus lokalem Kalkstein gefertigte Säulen – und Pilasterkapitelle, Säulenschäfte, Fries-, Gesims- und Archivoltenblöcke sowie Nischenhäupter, die aufgrund ihres Fundorts als Relikte aufwändiger Grabbauten der Spätantike gedeutet werden, ohne dass hierzu freilich eine hinreichende Grabungsdokumentation vorliegt.

Einführend gibt Krumeich allgemeine Erläuterungen über die Stadt (S. 3–10), die in der ägyptischen Spätzeit ein wichtiges Verwaltungszentrum und 386 n. Chr. Hauptstadt der neuen Provinz Arkadia wurde. Bis in das vierzehnte Jahrhundert war Oxyrhynchos unter dem bis heute für die Nachfolgesiedlung al-Bahansa gebräuchlichen Namen koptischer Bischofssitz. Es folgen Angaben zur Grabungsgeschichte; auf dem Nekropolenareal kommen Apsidensäle und Grabkammern neben »einfachen« Bestattungen vor (S. 9 f.; 13–17).

Die Monographie wertet die in einem ausführlichen Katalog als zweiten Band beigegebenen Funde archäologisch-kunstgeschichtlich aus, ein umfangreicher Abbildungsteil führt die Vielfalt der überlieferten Baukultur vor Augen. Ausgeschlossen werden die vorliegenden kaiserzeitlichen Skulpturfunde (S. 13). Für die chronologische Gliederung (S. 19–22) übernimmt die Verfasserin das von Ernst Kitzinger 1938 erarbeitete Modell eines weichen Stils im vierten Jahrhundert, auf den der harte Stil aus Herakleopolis (Ehnasya) im fünften Jahrhundert und darauf im sechsten Jahrhundert der koptische Stil im eigentlichen Sinne gefolgt sei. Hinzu kommen eigene Motivstudien anhand von stilprägendem Material aus Alexandria und vor allem aus Konstantinopel. Hierbei rechnet Krumeich eine gewisse Rezeptionsdauer ein und verzichtet auf enge Datierungsansätze. Sie gliedert ihr Material nach Vorbemerkungen zu Steinmaterial, Stuckauftrag und Farbfassung (S. 17–19) in der auswertenden Betrachtung typologisch (S. 23–139): Erstens Kapitelle, zweitens sonstige Stützeglieder und Ziersäulen, drittens Friese, Gesimse und Archivolten, viertens Nischenhäupter und Bogenfelder sowie fünftens Schrankenplatten und Transennen. Die Übersichtlichkeit leidet bisweilen etwas darunter, dass die verschiedenen Gattungen teilweise in getrennten Kapiteln gemeinsam, das heißt dem Dekor folgend behandelt werden.

Einflüsse hauptstädtischer Entwürfe aus Konstantinopel können bis in das sechste Jahrhundert aufgezeigt werden. Neue Einzelmotive wie das großgezahnte Akanthusblatt oder geometrisiertes Weinlaub, sowie Mustrapporte wie axial verkettete Kreisfolgen, aber auch Gesamtformen wie die des Kämpferkapitells wurden übernommen und mit dem traditionellen, kaiserzeitlich geprägten Repertoire verknüpft. Der Ersatz der Blattkelche korinthischer Kapitelle durch herzförmige Rankenfelder mit stilisierten Weinblättern sei hier als ein Beispiel für diesen Prozess genannt. Die lokale Adaption bezeugt mitunter Spielarten hauptstädtischen

Formenguts, die in Konstantinopel selbst nicht überliefert sind, wovon beispielsweise das gänzlich umflossene Kämpferkapitell zeugt. Marmorne Fertigimporte aus der Hauptstadt sowie Halbfabrikate, die in Ägypten selbst, mutmaßlich im Einfuhrhafen Alexandria, vollendet wurden, vermittelten äußere Einflüsse in die mittelägyptische Provinz.

Die Autorin gibt einen guten Überblick über die Entwicklung der Akanthusblattformen und sieht die heimische Produktion im Kontext von Einflüssen aus Konstantinopel und deren Rezeption in Alexandria, während sie keinen Einfluss aus anderen Provinzen erkennt. In Oxyrhynchos lasse sich vom vierten Jahrhundert bis zum Erlöschen der lokalen Produktion im sechsten Jahrhundert eine traditionalistische, an hellenistisch-römischen Vorbildern geschulte Auffassung beobachten, bei der trotz eines raschen Wechsels der Dekorformen Neuerungen aus der Hauptstadt nur zögerlich und teilweise rudimentär übernommen wurden. Dies mag vor allem für die bis ins späte fünfte, ja bis ins sechste Jahrhundert produzierten korinthischen Kapitelle gelten, welche neue Akanthusformen aufweisen. Neue Kapitelltypen bilden die Ausnahme. Dagegen könnten die häufigen, etwa gleichzeitigen im Detail von Vorbildern aus Konstantinopel herzuleitenden skulpturalen Swastikamäander angeführt werden, die sie entgegen der früheren Meinung ihres Doktorvaters nicht mehr als ägyptische Sonderform deuten kann.

Die Entwicklung der Blattformen stellt Krumeich anhand schematisierter Umzeichnungen dar. Bei den Weinblättern werden tendenziell schlanke Formen bevorzugt. Die Beschreibungen sind im ganzen Werk präzise und fassen die Stilentwicklung gut zusammen. Besonders eindrucksvoll ist bei einer Gruppe korinthischer Kapitelle die Integration von Halbsäulen in die Blattstruktur des Kalathos erläutert. Sogar abstrakt erscheinende Motive wie zur Kreisform reduzierte Granatäpfel, die sich im Laufe der Entwicklung aus ihrem ursprünglichen Kontext gelöst haben, führt die Verfasserin auf ihren gegenständlichen Ursprung zurück. Lediglich in einigen Randbereichen lassen sich Kritikpunkte anführen. So dürfte die ausschließlich auf Grund der Korbform einer einzigen Werkstatt zugeordnete Kapitellgruppe wegen stilistischer Divergenzen nicht zu halten sein: Bei K 9, 11, 13 und 33 ist im Gegensatz zu K 23 und 51 die Mittelrippe betont. Form und Proportion der Kapitelle dürften wohl eher durch den jeweiligen Verwendungszweck bestimmt sein. Die Gestaltung der Details zeigt deutliche Unterschiede im Umgang mit den Vorlagen, so dass hier zumindest zwei Werkstätten zu fassen sein dürften.

Es folgt ein Kapitel zum figuralen und symbolischen Relief (S. 139–156), das pagan-mythologische Figuren vor allem aus dem dionysischen Kreis von christlichen Symbolen sowie solche glaubensneutralen Inhalts trennt. Krumeich sieht ein Weiterleben antiker Symbolik, die sie nicht als reines Bildungszeit, sondern im privaten Grabbau des fünften und sechsten Jahrhunderts als bewusst rückgewandt heidnischen Ausdruck ver-

steht. Eine zielgerichtete Zerstörung figürlicher Darstellungen wird mit dem Ikonoklasmus in Verbindung gebracht, der die christlichen Symbole verschonte (S. 155 f.).

Anschließend geht die Verfasserin auf die ansatzweise zu erschließenden Ensembles ein, die am Ort gefunden wurden und eine Vorstellung von den Grabbauten der spätantiken Stadelite vermitteln können (S. 157–162). Aus Lehmziegeln errichtete Grabgebäude, teilweise mit Steinfundamenten und steinernen Türleibungen, dürften mit Bauplastik aus Kalkstein dekoriert gewesen sein. Gesichert ist der ursprüngliche Bauzusammenhang nur in wenigen Fällen. Aus dem Rahmen fällt konstruktiv der ganz aus Stein errichtete, in den Jahren 1931 und 1932 durch Evangelista Breccia freigelegte zweigeschossige rechteckige Grabbau, der eine Apsis besitzt und gegen 500 n. Chr. umgebaut wurde. Hinzu kommt ein größerer, bereits etwas früher von Sir William Matthew Flinders Petrie freigelegter, ebenfalls zweigeschossiger Apsidensaal, der in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts aus Lehmziegeln errichtet und reich mit Marmor imitierender Bemalung und Bauskulptur ausgestattet wurde.

Teile des Baudekors der in der zweiten Hälfte des siebten Jahrhunderts errichteten Basilika von Kom an-Namrud gehören in das fünfte bis sechste Jahrhundert und können als Spolien ebenfalls von der Nordnekropole stammen (S. 163 f.). Sehr knapp ist die Zusammenfassung des Bandes geraten (S. 165).

Zahlreiche Anhänge informieren über Dekorformen, die kaiserzeitliche Bauskulptur sowie die Sammlungszusammenhänge und geben Konkordanzen (S. 176–185). Als zweiter Band folgt der nach den gleichen Prinzipien wie im Auswertungstext geordnete Katalog mit umfangreichem Tafelteil.

Der Band ist ein gelungenes Übersichtswerk und gibt Anstöße für die weitere Beschäftigung mit der Hinterlassenschaft des vierten bis siebten Jahrhunderts in Ägypten. Ergebnisse zur Entwicklung von Blattformen sind wohl auch auf andere Räume im Byzantinischen Reich übertragbar. Aber auch benachbarte Disziplinen wie die europäische Frühgeschichtsforschung können von der ausgewerteten Zusammenschau der Ornamentik profitieren.

München

Bernd Päffgen

Abbau und Verhüttung von Eisenerzen im Vorland der mittleren Schwäbischen Alb. Mit Beiträgen von Thomas Engel, Matthias Franz, Andreas Hauptmann, Martin Kempa, Ünsal Yalçın, Winfried Reiff, Günther A. Wagner, Irmtrud B. Wagner und Hildegard Wiggenhorn. Anhang: Die Eisenproduktion im frühen und hohen Mittelalter. Archäologie, Metallurgie, Landesgeschichte, Internationales Kolloquium am 4.–5. November 1994 in Schwäbisch Gmünd. Forschungen und

Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Band 86. Kommissionsverlag Konrad Theiss, Stuttgart 2003. 278 Seiten mit 198 Abbildungen und etlichen Tabellen.

Der vorliegende Band entstand aus dem Umfeld der archäometallurgischen Forschungsprojekte, die unter der Ägide des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg zwischen 1989 und 1998 durchgeführt wurden. Die Stiftung Volkswagenwerk hat die Forschungen über insgesamt zehn Jahre finanziell gefördert. Im Rahmen des Projektes sollte zunächst ausgehend von den Bohnerzen der Schwäbischen Alb den Spuren der keltischen Eisengewinnung nachgegangen werden, folgend dem Paradigma, die leicht auffindbaren Bohnerze hätten eine ausreichende Basis für eine blühende Eisenwirtschaft während der späten Hallstattzeit und der Latènezeit geboten. Bis in jüngste Vergangenheit wurde an dieser Vorstellung festgehalten und man hat es etwa im Verbund eines Schwerpunktprojektes der Deutschen Forschungsgemeinschaft wieder zu beleben gesucht. Neuere Forschungen haben mittlerweile den Weg gewiesen, und sowohl in den Landschaften des Nordschwarzwaldes wie auch im Rothtal Nachweise erbracht, die die Nutzung von Brauneisensteinen aus dem eisernen Hut von Gangvererzungen wie auch die Nutzung von Raseneisenerzen belegen (P. Wischenbart / R. Ambs / G. Gassmann, Keltische Stahl- und Eisenproduktion im Rothtal [Bayerisch-Schwaben]. Ber. Arch. Landkreis Neu-Ulm 2 [Neu-Ulm 2001]; G. Gassmann / M. Rösch / G. Wieland, Das Neuenbürger Erzrevier im Nordschwarzwald als Wirtschaftsraum während der Späthallstatt- und Frühlatènezeit. *Germania* 84, 2006, 273–305.). Danach ist schon seit der späten Hallstattzeit mit regelrechten Montanrevieren zu rechnen, die nun abseits der postulierten Zentralorte und wirtschaftlichen Zentren produzierten.

Doch hat die Suche nach dem keltischen Eisen auch zu systematischen Forschungen im Bereich der Alb angeregt. Schon von 1963 bis 1965 hat der Geologe Ludwig Szöke auf der Suche nach der möglichen Erzbasis für eine Eisenerzeugung im Umfeld des keltischen Oppidums im Heidengraben die Spuren des Erzabbaues in Form von Pingefeldern kartiert und untersucht. Sie stellten für das vorliegende Projekt eine hervorragende Ausgangsbasis dar. Es waren vor allem die Ergebnisse einer Sondiergrabung zum hochmittelalterlichen Verhüttungsplatz im Gewann Kurlshau bei Metzingen, die seit 1990 zu einer neuerlich Beschäftigung mit den archäometallurgischen Fundplätzen der mittleren Schwäbischen Alb angeregt haben. Die Feldarbeiten wurden von 1993 bis 1994 von Martin Kempa durchgeführt und in Zusammenarbeit mit den Archäometallurgen Ünsal Yalçın und Andreas Hauptmann in der Folgezeit ausgewertet: Erste Ergebnisse wurden bereits 1995 vorgelegt (Ü. Yalçın / A. Hauptmann, Zur Archäometallurgie des Eisens auf der Schwäbischen Alb. In: Beiträge zur Eisenverhüttung auf der Schwäbischen Alb. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württem-

berg 55 [Stuttgart 1995] 269–309), eine ergänzende und vollständige Diskussion der Ergebnisse erfolgt im vorliegenden Buch.

Die in diesem zweiten Band der südwestdeutschen Eisenforschungen vorgelegten Ergebnisse spiegeln die klassische Herangehensweise an eine Montanlandschaft: Sie werden von einem bergbauarchäologischen Teil eingeleitet, der auf den durch Kempa durchgeführten Forschungen beruht (S. 9–115). Ihm zur Seite stehen Untersuchungen zu den geologischen Grundlagen der Erzbasis durch Matthias Franz und Winfried Reiff (S. 117–126) sowie die archäometallurgischen Auswertungen durch Yaçın und Hauptmann (S. 127–157). Ergänzt werden sie von anthrakologischen Untersuchungen zum Platz von Metzingen-Neuhausen durch Thomas Engel (S. 159–163) sowie einen kurzen Beitrag zu den Thermolumineszenzdatierungen aus der Feder von Günther und Irmlud Wagner sowie Hildegard Wiggenhorn (S. 165–168).

Hatte man sich in den südwestdeutschen Eisenforschungen zunächst um die Untersuchung frühhalamanischer Zeugnisse im Osten der Schwäbischen Alb bemüht, so stand durch die Entdeckung des Platzes von Metzingen-Kurleschau plötzlich die Mittlere Alb im Zentrum des Interesses. Der hochmittelalterliche Ofen hatte auf Grund seiner Größe und vor allem seines Schlackenbefundes die Aufmerksamkeit der Forschergruppe erregt: Die Verhüttungsschlacken, später als ›Typus Metzingen‹ zusammengefasst, sind bis neunzig Prozent glasig erstarrt und weisen einen Gehalt von weniger als einem Zehntel Eisenoxydul (FeO, Wüstit) auf. Solche Schlacken können nicht im sogenannten direkten Verfahren entstanden sein, dem Rennofenprozess, sondern weisen möglicherweise auf eine fortschrittlichere Technik am Übergang zur Roheisenverfahren hin, dem sogenannten indirekten Verfahren (siehe dazu weiter unten). Dieser Befund führte nun zu ausgedehnten Arbeiten in einem durchaus willkürlich umgrenzten Forschungsareal der Schwäbischen Alb, dem Bereich um Metzingen und Frickenhausen im alten Oberamt Urach, welches die südlichen Teile der heutigen Kreise Reutlingen und Esslingen umfasste. Die modernen Geländearbeiten Kempas setzen vor allem die Vorarbeiten Szökes fort und konzentrierten sich auf zwei Fundstellenkonzentrationen um Metzingen und östlich von Frickenhausen. Im Laufe der Arbeiten stellte sich heraus, dass die dort angetroffene Fundverteilung zu einem guten Teil auf der Erzbasis des Braunen Jura (überwiegend Dogger β) beruht. Die Untersuchungen von Franz und Reiff (117 ff.) zeigen in diesem Zusammenhang, dass die erzführende Concavabank mehrere eher geringmächtige Vererzungen trägt, unter denen vor allem Toneisensteingeoden (Typus I) und Limonitkrusten (Typus II) aufgrund ihrer relativ hohen Eisengehalte (im Mittel zwischen 52,5% und 59,7%) herausragen und wohl die hauptsächliche Erzbasis darstellen. Dass daneben auch geringhaltige erzführende Kalke der Concavabank in den Verhüttungsprozess gelangten, ist ebenso verständlich: Sie wurden

wohl als Zuschlagstoffe verwendet (siehe unten). Dennoch ist die Erzbasis durchaus arm etwa im Vergleich mit mächtigen Erzbänken weiter östlich (etwa dem Braunenberg bei Aalen). Doch bei der Beurteilung der Fundverteilung muss man auch Forschungsstand, Besitzverhältnisse und topographische Gegebenheiten mitberücksichtigen: Schlackenhalde sind vor allem in den Waldgebieten zwischen Reutlingen und Kirchheim erhalten, was nicht auf Zufällen der Überlieferung beruht, sondern durch topographische Gegebenheiten und vor allem durch die Nähe zu den Lagerstätten bedingt ist. Dieses Ergebnis ist insofern wichtig, als es mit den im Laufe der Arbeiten erhobenen Daten zur zeitlichen und technikgeschichtlichen Stellung der Fundstellen übereinstimmt: Diejenigen östlich von Frickenhausen bezeugen überwiegend frühmittelalterliche Eisengewinnung in zeittypischen Rennöfen mit durchschnittlich großen Schlackenhalde. Dagegen sind die westlich bei Metzingen liegenden hochmittelalterlichen Fundgebiete allein durch ihre im Durchschnitt viermal so großen Schlackenhalde auffällig und unterscheiden sich durch den archäometallurgischen Befund der Verhüttungsabfälle ebenso wie durch die Größe der bei verschiedenen Grabungen festgestellten Schmelzöfen (zu Metzingen-Neuhausen S. 49 ff., zu Kurleschau S. 67 ff.). Nach Kempa sind für die regional unterschiedlich entwickelte Eisengewinnung historische Rahmenbedingungen verantwortlich, die mit der wirtschaftlichen Aktivität des Adels im hohen Mittelalter zusammenhängen (S. 89 f.). Forschungen zu vergleichbar gut bekannten Verhüttungsrevieren, wie etwa dem Harz, haben gezeigt, dass Brennstoffressourcen in Form von Waldbesitz eine ähnlich wichtige Rolle spielen wie der Zugriff auf die Lagerstätten selbst. Man denke etwa an die Tätigkeit des Klosters Walkenried oder der Stadt Goslar im Oberharz (siehe unter anderem C. Bartels / M. Fessner / L. Klappauf / F. A. Linke, Metallhütten und Verhüttungsverfahren des Goslarer Montanwesens. Entwicklung und Veränderungen des Hüttenwesens vom Mittelalter bis zur Schwelle der Industrialisierung nach Schriftquellen und archäologischen Befunden. In: H.-J. Gerhard / K. H. Kaufhold / E. Westermann [Hrsg.], Europäische Montanregion Harz I. Veröff. Bergbau-Mus. 98 [Bochum 2001] 265 ff.). Ob dies im vorliegenden Fall zutrifft, bedarf aber eingehender Sichtung der jüngeren Archivalien. Es gilt, Besitzverhältnisse für ältere Perioden zu zurückzuverfolgen – ein spannender Versuch, um weiteres Licht auf die Montanzeugnisse zu werfen.

Selbst die frühmittelalterliche Eisengewinnung kann vor diesem Hintergrund gesehen werden: Nicht nur, dass die Befunde aus dem alamannischen Altsiedelland ausgreifen und eine bewusste Rohstoffpolitik andeuten, auch die Ofenformen haben sich deutlich, was Größe und Technik anbetrifft, von den frühhalamanischen Formen fortentwickelt, die noch ganz in germanisch-kaiserzeitlicher Tradition gestanden hatten. Im Gegensatz zum älteren Typus Essingen wird die Schlacke nun abgestochen; auch die sogenannten Windformen (eigentlich besser: Blasebalgdüsen beziehungsweise Wind-

düsen) deuten durch die Nutzung von Feuerfesttonen eine zentrale Tonversorgung für das Gebiet von Frickenhausen an: Die unterschiedliche Charakterisierung des Tons der Düsen ist erst im Ansatz erarbeitet, hält aber Perspektiven für weitere Forschungsarbeit bereit, vor allem was die zeitliche Einordnung und Gliederung der verschiedenen Ofenbaumaterialien anbetrifft. Das Abbaufeld (Pingenzug) und der Ort der Weiterverarbeitung lagen in der Regel möglichst nahe zueinander. Ob man allerdings Lücken in der Radiokarbonreihe dieser Verhüttungsplätze im späten siebten und frühen achten Jahrhundert (siehe S. 36 ff. Abb. 23) allzu weit historisch ausdeuten sollte, wie Kempa dies tut, muss bezweifelt werden. Die Datenreihe ist statistisch gesehen zu dünn, um sie als Ausdruck abnehmender fränkischer Zentralgewalt und einer Neuordnung nach dem Cannstädter Blutgericht von 746 zu deuten. Hier wie bei der Frage der räumlichen Strukturen des Montanwesens gilt es, weitere ähnliche Projekte durchzuführen und die Befunde auf breiterer Basis zu verstehen.

Die durchgeführte Feldarbeit kann sicher als beispielhaft gelten. Sie zeigt, wie man an die eigentlich spröden Denkmäler heranzugehen hat: Kempa erreicht hier eine wichtige Dokumentation. Neben topographischen Studien wurde eine repräsentative Anzahl von Fundorten zumindest teilweise ergraben, die Größe der Schlackenhalde geschätzt und damit Grunddaten für eine weitere Interpretation zur Verfügung gestellt. Man vermisst allerdings eine deutliche Dokumentationsstrategie, etwa mit Hilfe magnetischer Messungen, die sich ja auf Hüttenplätzen sehr bewährt haben und nicht nur zur Lokalisierung von Öfen führen, sondern auch die Gesamtausdehnung von Halden deutlich machen. Auch die Grabungen lassen ein Konzept der Untersuchung und Probenentnahme vermissen, was zuletzt in entsprechenden Projekten zur historischen Eisengewinnung im Mittelgebirgsraum exemplarisch vorgeführt wurde (siehe C. Willms in: B. Pinsker [Hrsg.], Eisenland. Zu den Wurzeln der sassauischen Eisenindustrie [Wiesbaden 1995]; A. Jockenhövel / Chr. Willms, Das Dietzhölzetal-Projekt. Archäometallurgische Untersuchungen zur Geschichte und Struktur der mittelalterlichen Eisengewinnung im Lahn-Dill-Gebiet [Hessen]. Münstersche Beitr. Ur- und Frühgesch. Arch. 1 [Rahden 2005]). Auch wenn in dieser Hinsicht an anderen Orten weiterreichende Konzepte verwirklicht werden konnten, schmälert das den Verdienst der vorliegenden Dokumentation keineswegs: Sie wird von Karten und Plänen ergänzt und von einem detaillierten Fundstellenverzeichnis beschlossen (S. 91–115).

Ein Detail der Feldforschung leitet nun auf den archäometallurgischen Bericht von Yalçın und Hauptmann über, der in Zusammenarbeit mit Bernd Lychatz erstellt wurde. Kempa hat während der Grabungen an den Verhüttungsplätzen vom Typus Metzinger immer wieder die Beobachtung machen können, dass die eigentliche Ofenbrust, in die auch die Düsen eingesetzt waren (sie fanden sich in der Ofenvorgrube), aufgebrochen war, augenscheinlich um ein Verhüttungsprodukt

zu entnehmen. Zu notieren wäre ferner, dass die Gestellfläche beziehungsweise der Innenraum dieser Öfen mit etwa achtzig Zentimetern bis einem Meter Höhe für einen herkömmlichen Rennofen ungewöhnlich groß ist. Dazu kommt der archäometallurgische Befund der Schlacken, die eher an solche des Roheisens, denn an herkömmliche Fayalitschlacken des Rennofenprozesses erinnern. So dürfte im archäometallurgischen Bericht eine spannende Diskussion erwartet werden. Es stand implizit die Frage im Raum, ob der Typus Metzinger eine Übergangsform vom direkten zum indirekten Verfahren der Eisenherstellung bildet. Nach der Untersuchung der auf der Halde gelandeten Schlacken beziehungsweise einiger offensichtlich verworfener Roheisenstücke ist zweierlei klar

Das Roheisen wurde im flüssigen Zustand gebildet. Das hat zu einer fast vollständigen Trennung von Eisenoxydul und Silikaten sowie zu einer Abfuhr von Phosphor und Schwefel geführt. Unzweifelhaft ist es gelungen, ein Eisen mit relativ hohen Kohlenstoffgehalten zu erzeugen und eine relativ hohe Ausbeute im Vergleich mit dem herkömmlichen Rennofenprozess zu erreichen. Die aufgefundenen Reste des Roheisens sind wegen des hohen Schwefel- und Phosphorgehalts nicht zu gebrauchen gewesen und sagen deshalb noch nicht unbedingt etwas über das eigentlich erwünschte Endprodukt des Verhüttungsganges aus.

Andererseits lassen die archäologischen Befunde nämlich weder an einen Dauerbetrieb mit wassergetriebenen Blasebälgen denken, noch lässt sich der Ausgrabungsbefund auch nur entfernt an die späteren Floß- oder Hochöfen anschließen, etwa solche aus dem Sauerland oder aus Schweden (Lapphyttan). Auch die vorgelegte Stoff- und Energiebilanz ist hier nicht eindeutig, ebenso wenig wie die thermodynamischen Daten. Erste Bemerkungen zu diesem Dilemma kommen von Guntram Gassmann (Rezension zum hier besprochenen Band, *Germania* 83, 2005, 487 f.). Er weist auf die Entnahme des Verhüttungsproduktes aus dem Reaktorraum, besonders aber auf die Bedeutung der Winddüsen hin. Diese haben vor allem auf Grund ihrer Größe eine zweifache Rolle gespielt, indem sie den Einsatz von Blasebälgen und die Nutzung des natürlichen Windzuges zuließen, beides auch nebeneinander. Sie erinnern an die Siegerländer Windöfen der Latènezeit, die ja ebenfalls durch große Reaktorräume auffallen. Die Düsen führen, wie Gassmann auf Basis von Harald Straube ausführt, zum sogenannten Frischen des Roheisens – vor allem in ihrem Umfeld – und erlauben damit die Herstellung eines schmiedbaren Weichstahls. Noch deutlicher wird dieser Zusammenhang bei Betrachtung der sogenannten Gestellflächenbelastung (S. 144 ff.), die zeigt, dass bei der Größe des Reaktorraumes die für die Roheisenproduktion nötige Windzufuhr über einen Blasebalg kaum zu erreichen ist. Also wäre mit zusätzlicher Windzufuhr oder sogar mit mehreren Blasebälgen beziehungsweise mit beträchtlichen thermodynamischen Ungleichgewichten zu rechnen. Dies spricht somit für einen direkten Prozess, in dem

gefrischte Weichstähle beziehungsweise Weichstahlruppen erzeugt werden konnten. Interessant sind vor diesem Hintergrund auch die Kalziumoxidanteile in den Schlacken, die sich in der betreffenden Region seit frühalamannischer Zeit (siehe S. 148, Abb. 32) beständig erhöhen. Das dürfte auf zweierlei hindeuten: Erstens, dass kalkreichere Armerze verstärkt in den Verhüttungsprozess gelangten und zweitens, dass diese wohl als ideales Verschlackungsmittel erkannt wurden. Noch heute zählt ja das Erdalkalimetall Kalzium zu den wichtigen Reduktionsmitteln in der Stahlerzeugung, denn der Zuschlag von Kalk führt zu Roheisen mit geringem Phosphor- und Schwefelgehalt (siehe dazu auch Beitrag von Dietrich Horstmann, S. 234 ff.). Wir werden vorerst nicht entscheiden können, ob es die eisenarmen Erze waren, die zwangen, die vereinzelt hohen Eisengehalte der liegende Bankkalkle zu nutzen. Dabei können, bewusst oder unbewusst, kalkreiche Zuschläge in den Verhüttungsprozess gelangt sein (zu den Erzen der Beitrag von Franz und Reif, S. 122 ff.). Es wird aber den frühgeschichtlichen Verhüttungstechnikern nicht verborgen geblieben sein, dass diese Erze beziehungsweise Erz-mischungen zu bestimmten Vorteilen verhelfen. Dem begegneten sie mit einer speziellen Anpassung der Verhüttungstechnik. Sie hat zwar nicht zum gängigen Roheisenverfahren des späten Mittelalters geführt, lässt aber durch das Ausbringen eines an den Düsen gefrischten Weichstahls an ein gutes Verhüttungsergebnis denken. Dabei muss es aber einen hohen Schlacken-anfall gegeben haben, was ja auch die Größe der Halden zeigt.

Das indirekte Roheisenverfahren hat sich augenscheinlich entwickelt, als immer weniger metallreiche Erze Verfügung standen und zugleich der Metallbedarf im späten Mittelalter steig. Dabei stand es regional noch lange in Konkurrenz zum direkten Verfahren, das ja fallweise bis in die Neuzeit hinein betrieben wurde.

Fragen dieser Art wurden auch in einem Kolloquium behandelt, das 1994 in Schwäbisch Gmünd anlässlich des archäometallurgischen Forschungsprojektes abgehalten wurde. Die abgedruckten Beiträge spiegeln in Vielem den Forschungsstand aus der Mitte der neunziger Jahre. Ein Kommentar ist darum nicht in allen Fällen zielführend und würde den Autoren angesichts des veränderten Forschungsstandes nicht immer gerecht. Dennoch ist die Auswahl der publizierten Beiträge gerade in Hinblick auf den vorliegenden Band als ausgesprochen glücklich zu bezeichnen. Auf viele der im Hauptteil gestellten Fragen und Ergebnisse finden sich Beiträge aus anderer Richtung, die das Problem der mittelalterlichen Eisentechnik am Übergang vom direkten zum indirekten Verfahren beleuchten.

So etwa widmen sich vier Beiträge dem früh- bis hochmittelalterlichen Rennofenverfahren: Arne Espelund (S. 172 ff.) gibt einen Überblick über die norwegischen Anlagen, die bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein betrieben wurden. Interessant etwa die Beobachtung großer Blasebalgdüsenquerschnitte, die auch die Bewetterung durch den natürlichen Luftzug zuließen.

Espelund arbeitet heraus, wie viel nicht nur von den Erzen und der metallurgischen Erfahrung, sondern auch von den wirtschaftlichen Umständen abhing, wie und mit welcher Technik in den einzelnen norwegischen Landschaften gearbeitet wurde. Für die Plätze vom Typus Frickenhausen sind dagegen Beobachtungen wichtig, wie sie zu ganz ähnlichen Ofentypen in der Oberpullendorfer Bucht schon in den sechziger und siebziger Jahren gemacht wurden: Der Forschungsbericht von Kasimir Bielenin (S. 189 ff.) zu den frühmittelalterlichen Schlackenabstichöfen von Dörfel und Drassmarkt verweist auf eine Verhüttungstechnik, die generell während des späten Früh- und Hochmittelalters im östlichen Mitteleuropa verbreitet war (siehe allgemein R. Pleiner, *Iron in Archaeology. The European Bloomery Smelters* [Prag 2000] 75 ff.; J. Gömöri, *The archaeometallurgical sites in Pannonia from the Avar and early Árpád period. Register of Industrial Archaeological Sites in Hungary I. Ironworking* [Ödenburg 2000]). Ob man sie als fränkisch bezeichnen sollte, wie Kempa (S. 36 f.) dies tut, um damit vermeintliche Verhüttungsphasen unter fränkischer Oberhoheit zu belegen, ist vor allem mit Blick auf andere Ofentypen im Westen (etwa aus Boécourt, Kanton Jura) eher zu bezweifeln. Was mit den zu dieser Zeit im Rennofen produzierten Rohluppen geschah, lässt vor allem der ebenfalls im Jura liegende Befund einer Handwerkersiedlung von Liestal-Röserental erkennen: Dort erfolgte das Ausheizen und die Weiterverarbeitung an zentraler Stelle. Dies lassen die Vorberichte von Jürg Tauber (S. 197 ff.) und Vincent Serneels (S. 205 ff.) erkennen.

Eine weitere Gruppe von vier Artikeln beschäftigt sich mit Ergebnissen zu den mittelalterlichen Verhüttungsprozessen im rechtsrheinischen Schiefergebirge und den angrenzenden Landschaften: Vor allem die Ergebnisse, wie sie seit etwa zehn Jahren zum märkischen Sauerland existieren, markieren noch immer den Forschungsstand. Nach dem Tod von Manfred Sönnecken ist es hier kaum zu weiteren Forschungsprojekten gekommen. Mit den Beiträgen von diesem und Hans Ludwig Knau (S. 219 ff.) sowie dem Aufsatz des mittlerweile ebenfalls verstorbenen Eisenmetallurgen Dietrich Horstmann (S. 231 ff.) wird also ein aktueller Forschungsstand beschrieben, vor allem was den Übergang vom direkten zum indirekten Verfahren in dieser Region betrifft. Ergänzend hierzu sind die Arbeiten von Dieter Lammers zu einem sehr gut erhaltenen Rennofenensemble im hessischen Lahn-Dill-Kreis (Dietzhölztal-Ewersbach, S. 241 ff.) und vor allem von Christoph Willms zu einer Floßofenhütte im oberen Wipertal (S. 213 ff.) zu lesen. Vor allem gilt es, den Beitrag von Horstmann als grundlegend für das prozesstechnische Verständnis hinsichtlich des Übergangs vom direkten zum indirekten Verfahren herauszustellen. Nicht weniger grundlegend ist auch der Beitrag von Andreas Kronz und Ingo Keesmann zu fayalitischen Schmelzen (S. 259 ff.). Sie beschreiben die wesentlichen mineralogischen Zusammenhänge des Rennofenverfahrens und bieten eine Reihe neuer Erkenntnisse, die aus der Zu-

sammenarbeit mit den Projekten der Volkswagenstiftung zum Dietzhölztal entstanden sind. Interessanterweise wurden auch einige Proben aus dem Siegerland mitberücksichtigt, etwa Rudersdorf (siehe A. Kronz in: Jockenhövel/Wilms a. a. O. 463 f.), die offensichtlich als Verhüttungsschlacken eingestuft werden. Bei der nahe Wilnsdorf liegenden Fundstelle (auch als Höllenrain bekannt: H. Laumann, Die Metallzeiten. In: Der Kreis Siegen-Wittgenstein. Führer arch. Denkm. Deutschland 25 [Stuttgart 1993] 159 f.) handelt es sich aber nicht um einen Verhüttungsort, sondern eher um einen zentralen, durch Ausheiz- und Schmiedeprozesse geprägten Verarbeitungsplatz mit mehreren Podien. Ebenso erfolgt die Interpretation der Schmelzsysteme meines Erachtens ohne ausreichende Diskussion möglicher Zuschläge, weswegen vor allem im mittelalterlichen Rennofenprozess des Lahn-Dill-Raums der abschmelzenden Ofenwand eine so große Bedeutung zugewiesen wird. Im Siegerland etwa lässt sich jetzt (aktuelle Projektdaten des Deutschen Bergbau-Museums Bochum) jedenfalls für die Latènezeit schon die Anwendung von Feuerfesttonen nachweisen, sogenannten Muliten. Dies spricht jedenfalls für andere technische Muster, als sie

Kronz und Keesmann für das mittelalterliche Rennofenverfahren vorschlagen.

Forschungsgeschichtlich interessant ist schließlich ein Beitrag von Gerd Weisgerber (S. 251 ff.), in dem nicht nur ein historischer Überblick zur alten Eisenforschung des Siegerlandes, sondern auch eigene Forschungsergebnisse zu Hüttenplätzen des Leimbachtales vorgelegt werden. Interessant sind vor allem auch Grabungsergebnisse zu den offensichtlich mittelalterlichen Pingen der Steinbachsecke, eine Quellengattung, die in anderen Verhüttungslandschaften bislang eher vernachlässigt wurde.

Obwohl das vorliegende Buch erst relativ spät nach Abschluss sowohl der Forschungen wie auch des Kolloquiums in Druck gegangen ist, markiert es den beachtlichen Stand, den vor allem die deutschen Untersuchungen zur mittelalterlichen Eisengewinnung während der letzten Jahrzehnte erarbeiten konnten. Es ist ein Handbuch für alle, die sich zu dem Thema informieren wollen, und unerlässlich für jene Fachleute, die auf diesem Gebiet arbeiten.

Bochum

Thomas Stöllner